4821
m. att.
P.o. germ. 768ᵒ
Kotzebue

<36634750870013 S

<36634750870013

Bayer. Staatsbibliothek

W. Arndt fec.

Kleine Romane,

Erzählungen, Anecdoten

und

Miscellen

von

August von Kotzebue.

Fünftes Bändchen.

Leipzig 1809
bei Paul Gotthelf Kummer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt
des fünften Bändchens.

Die Griechen, eine Skizze für Damen. Ein Roman.

Erstes Buch. = = S. 3

Erzählungen.

Die Stiefgeschwister; Eine wahre Geschichte. = 202
Geschichte eines zum Unglück verdammten Geistlichen. = = = 252
Der Türke in England, eine wahre Geschichte, die sich im Jahre 1733 zugetragen hat. 260
Weiblicher Edelmuth. = = 271
Die Schwefelhölzchen, eine wahre Begebenheit. 299
Liebe und Mutterliebe. = = 304
Der Abentheurer. = = 309

Anecdoten. = 314

Inhalt.

Miscellen.

Der große Kastanienbaum. = S. 317
Rameau und die Schildkröte. = 322
Die Bibliothek des Königs von Indien. 325
Quin und Thompson. = = 329
Die Brüder des Hernes. = = 332
Die geistliche Rache. = = 341
Schreiben der Gräfin Y. an die Gräfin Z. 342
Moncrif und A. W. Schlegel. = 345
Apologie des Judas. = = 346
Das Vogelschießen von Einey. = 348
Karl der Zwölfte. (Aus einem Schreiben des Grafen von Algarotti.) = = 350
Das Gespenst. = = 356
Philipp V. König von Spanien. = 361
Der Mensch. (Vom Grafen von Rochester.) 366
Die Aepfelweiber auf der neuen Brücke. 369
Malagida. = = = 371
Madam Cambran. = = 374
Alte Sitten. = = 379
Die Gebrüder Hardmann. = = 385
Der neue Heilige. = = 389
Andreas Marwell. = = 390
Bizarrer Geschmack. = = 392
Thier-Liebe. = = 396
Der Reisende inkognito. = = 398

Kleine

Kleine

Romane, Erzählungen, Anecdoten

und

Miscellen.

Fünftes Bändchen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Griechen,

eine Skizze für Damen.

Erstes Buch.

Ein griechisches Gewand, ein Kopfputz à la grecque, eine griechische Nase, ein griechischer Wuchs, das sind lauter allgemein bekannte Dinge unter den Damen; allein sonst hören sie wohl oft die Griechen nennen, und nennen sie auch wohl selber oft, ohne sich einer nähern Bekanntschaft mit diesem hochgepriesenen Volke rühmen zu können. Einem schönen Weibe wird alles verziehen, aber nicht einem schön gewesenen, und da leider auch die schönsten Rosenlippen von der unerbittlichen Zeit gebleicht und mit Falten umzogen werden, so sollte jede Dame, für gewis-

se Jahre, wo ihr bloßes Lächeln nicht mehr entzücken wird, Geistesblüten sammeln, die in jedem Alter jede Lippe zieren.

Es ist auch fürwahr nicht die Schuld der Damen, wenn sie unwissend bleiben, sondern einzig und allein unsre Schuld. Wir wollen immer nur für Gelehrte gelten, und wissen unsere Gelehrsamkeit den Damen nicht genießbar zu machen. Hier ein Brocken griechisch, dort ein Brocken lateinisch, hier eine Note, dort ein Citat; ohne solche Schnörkel thun wir es nicht, und eben vor diesen Schnörkeln laufen die Damen. Ferner: wir stellen langweilige Untersuchungen über Kleinigkeiten an, wollen durchaus wissen, ob die griechischen Schaafe beh oder bäh geschrieen haben, erschöpfen alles bis auf den tiefsten Grund, lassen nicht die kleinste Muschel liegen, waschen sie und beschauen sie von allen Seiten, kitzeln uns dann, wenn ein Recensent uns gründliche Gelehrsamkeit zuspricht, und werden nicht gewahr, daß unterdessen die Damen gähnend davon geschlichen sind.

Diese Betrachtungen veranlaßten mich, eine Skizze von Griechenland und dessen Bewohnern zu entwerfen, für meine Frau, für meine Töchter, für liebe Freundinnen, zu denen ich auch meine Leserinnen zähle. Sie finden hier den Kern der griechischen Alterthums-Kunde. Bey den Damen muß man die Wißbegier blos durch die Einbildungskraft wecken, und jede Materie, die dazu nicht geeignet ist, wird nur schwache Spuren in ihrem weichen Gehirn hinterlassen.

Aus diesem Gesichtspunkt hab' ich die Erzählung ins Auge gefaßt. Sie ist so gelehrt als irgend Eine, aber sie hütet sich es zu scheinen. Ich führe die Damen nach Griechenland, aber nicht zu einer Vorlesung, sondern ich gehe dort mit ihnen spazieren. In schönen Gegenden bleiben wir stehn und schauen uns um; über Moor und Sand schlüpfen wir so schnell als möglich hinweg.

---

1. Die Geschichte Griechenlands in einer Nuß.

Man hat zu allen Zeiten über den Ahnenstolz gespottet, allein im Grunde könnten wir mit eben dem Rechte über Unglückliche spotten, die als Krüppel auf die Welt kommen, denn auch der Ahnenstolz ist den Menschen angebohren. Gleichwie Einzelne sich mit Ahnen brüsten, so rühmen sich ganze Völker, Gesittete und Wilde, des Alterthums ihrer Herkunft. Diese Schwachheit bringt in der Regel mehr Gutes als Böses hervor; sie ist lächerlich, das schadet niemanden; sie wird aber auch oft die Mutter schöner Handlungen, großer Thaten, so wie die Muschel die ihr vom Bohrwurm beygebrachte Wunde mit einer Perle überzieht. Die Egyptier, die Scythen, die Phrygier waren, ihrer Sage nach, mit der Erde zugleich aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, die Arcadier behaupteten sogar, ihre Stammväter hätten die Erde noch ohne Mond gesehen. Schreiben konnte Niemand, folglich hatten die Sagen immer freyen Spielraum.

Auch

Auch die Athenienser datirten ihren Ursprung von dem Schöpfungstage der Sonne. Ueberhaupt war es in den ältesten Zeiten ein gemeiner Volkswahn, (und wer weiß ob ein Irrthum?) daß die Menschen, gleich den Pflanzen, aus dem Schoose der Erde hervorgewachsen; darum nannten sie sich Söhne der Erde, die Athenienser sogar Grashüpfer, weil sie meynten, dieß Insect entstehe in der Erde; darum schmückten sie auch ihr Haar mit kleinen goldenen Grashüpfern. Männer, Weiber und Kinder trugen diesen Schmuck.

Gewissermaßen hatten die Athenienser Recht, sich für die Aeltesten im Lande zu halten, aber sie verdankten diesen Vorzug einer häßlichen Ursache. Ihr Boden nemlich war so unfruchtbar, daß keinem Fremden darnach lüsterte, während die Einwohner von Thessalien, vom Peloponnes und andern von der Natur mehr gesegneten Ländern, ihre Herren jährlich wechselten, oder hin und her getrieben wurden. Also herrschte in Attica ein ungestörter Friede, und Niemand wollte

re-

regieren über seine Brüder, und Niemand begehrte einen größern Acker als sein Nachbar besaß. Doch kein goldener Friede war es, kein Friede mit dem Füllhorn. Der Fleiß trotzte dem kargen Boden die karge Nahrung ab, und bald reichte diese nicht mehr hin für die angewachsene Volksmenge. Da geschah, was in jenen Zeiten so oft zu geschehen pflegte: man sandte Colonien aus, und Attica bevölkerte nach und nach mehrere Gegenden von Griechenland. Die berühmteste seiner Colonien wurde Jonien in Klein-Asien. Jonien nannte man sie, weil die Athenienser vor uralten Zeiten den Nahmen Jones oder Jaones führten. Hier ließe sich bequem ein Bruchstück von Gelehrsamkeit einschalten; man könnte beweisen, daß Javan, der vierte Sohn Japhets, nach der babylonischen Sprachverwirrung sich in Attica niedergelassen, und dann hätte man nichts weiter zu thun, als Javan in Jones zu verwandeln. Oder man könnte einen Jon auftreten lassen, (aber nicht den Schlegelschen) der seinen Vater Deucalion beraubte, und — mit

mit dem gewöhnlichen Räuberglücke — dadurch eine Königstochter aus Attica zur Gemahlin erwarb. Doch in dieses Labyrinth von kindisch gelehrten Untersuchungen soll keine Dame sich verirren.

Lieber bekenne man aufrichtig, daß von dem Alterthum der Griechen nur Fabeln und Sagen vorhanden sind, bis zum trojanischen Kriege, an dem auch noch Manche zweifeln. Ein gewaltiger Fürst, Ogyges, soll ein Zeitgenosse des Patriarchen Jacob gewesen seyn, oder gar des Moses. Er ist der erste historische Denkstein bey den griechischen Geschichtschreibern. Worte, aus seinem Nahmen geformt, bezeichneten das Uralte, das Große, das Riesenmäßige; man sagte: ein ogygisches Alter, eine ogygische Macht, ein ogygischer Schwur, ein ogygischer Mensch (nemlich von Gestalt;) man sagte aber auch eine ogygische Dummheit, ein ogygisches Unglück. Dieser Fürst soll 32 Jahre lang sehr glücklich regiert haben, und dann plötzlich in einer großen Ueberschwemmung umgekommen seyn.

Nach

Nach ihm herrschten manche, von denen wenig oder nichts zu sagen ist. Der Eine, Porphyrion, mag das schöne Geschlecht interessiren, weil er der Venus Urania einen Tempel erbaute. Ein anderer, Periphas, wurde in einen Adler verwandelt; vielleicht war er ein Eroberer, deren Sinnbild, statt des Geyers, ein Adler zu seyn pflegt. Dann kam ein Draco, der die seltene Kraft besaß, mit den Zähnen Söhne zu erzeugen. Genug von solchen Mährgen. Wahrscheinlicher ist die Vermuthung eines alten Schriftstellers, daß Attica, nach jener großen Ueberschwemmung fast entvölkert, ein paar Jahrhunderte hindurch ganz ohne Könige gewesen, denn in Wüsten schweigt die Herrschsucht.

Cecrops war der Erste, der das arme zerstreute Landvolk wieder sammelte, ihm Gesetze gab, sich einen König nannte, und würklich ein König war, denn seine Macht begründeten Wohlthaten, sein Ansehn Tugenden. Er baute eine Stadt auf einen Felsen, und nannte sie Cecropia. Schon ihre Lage verhieß Schutz gegen feind-

lichen

lichen Ueberfall. Nach und nach mehrten sich die Gebäude rings um den Felsen, mit jedem Jahre liefen neüe Straßen weiter in die Ebene hinaus, und so entstand Athen. Der Felsen — ursprünglich die Stadt — wurde eine Citadelle, und hieß fortan Acropolis.

Gelockt durch den Ruf des gerechten Königs, wanderten aus fernen Gegenden Fremdlinge ein, um der Früchte seiner Weisheit theilhaftig zu werden. Ein Fürst, der auf diese Weise seine Unterthanen, wenn auch nur um Tausende mehrt, ist größer, als der gepriesene Held, der mit dem Schwerdte Millionen unter das Joch beugt. Cecrops bezeichnete einen Ort, wohin jede Mannsperson einen Stein werfen mußte, und so ergab sich die Zahl von 20000, welche zu nähren der unfruchtbare Boden nicht vermogte. Aber Cecrops unterwieß die freywilligen Unterthanen in der Schiffarth; und bald wimmelte sein Hafen von Schiffen, die Getreyde aus Sicilien und Africa brachten. — Vor ihm herrschte unter den Griechen die traurige Gemeinschaft der Weiber. Er

mach-

machte sie bekannt mit dem schönsten Erdenglück, mit der ehelichen Liebe; er lehrte den Mann Befriedigung seiner Wünsche in den Armen Eines Weibes finden. — Er baute den Göttern Altäre, und gieng dem Volke durch Opfer und Tugenden mit seinem Beyspiele vor. Segen und Ruhm folgten ihm ins Grab.

Unter seinem vierten Nachfolger lebte Triptolem, der die Athenienser den Ackerbau lehrte. Auch hat die Geschichte drey seiner Gesetze aufbewahrt: Ehret Eure Eltern — Opfert den Göttern von Euern Früchten — Verletzet nicht lebendige Geschöpfe. Die Nothwendigkeit des Ersten dieser Gesetze scheint zu beweisen, daß, nach Cecrops Tode, die Sittlichkeit zurück geschritten war.

Unter dem achten Könige — er hieß Pandion — brachen Meutereyen aus, bey welchen die Geschichte ungern verweilt, so oft sie auch ihre Feder in alten und neuen Zeiten damit besudeln muß. Seine Vettern stürzten ihn vom Throne, seine Söhne rächten ihn; sein Nachfolger war ein

ein Fremdling und adoptirte einen Fremdling, Theseus, der sich die Krone erkämpfen mußte. Dann befreyte er die Athenienser vom fremden Joche. Sie hatten, vor Zeiten, den Sohn des cretensischen Königs Minos erschlagen, und mußten es büßen durch sieben Knaben und sieben Mädchen, die sie alle sieben Jahre nach Creta zu senden gezwungen waren. Ein schimpflicher Tribut! — In Creta sperrte man die unglücklichen Schlachtopfer in das Labyrinth, wo der Mangel sie verzehrte, oder der Minotaurus sie verschlang. Theseus gieng selbst nach Creta. Die Leserinnen wissen, wie Ariadne's Liebe ihm und seinen Gefährten die Freyheit errang. Triumphirend kehrte er nach Athen zurück. Es war verabredet, im Fall eines glücklichen Erfolgs, eine weiße Flagge wehen zu lassen. Der alte König lebte noch, und erklimmte täglich den Felsen, um das Schiff zu erspähen, welches seinen Liebling ihm wieder in die Arme führen sollte. Es erschien endlich, aber die Glück weissagende Fahne war aufzuziehen vergessen worden, eine schwarze Flagge wehte von des

Mastes

Mastes Spitze. Da stürzte sich der König ins Meer, und Theseus, der größte Fürst, der über Athen geherrscht, bestieg ohne Mitbuhler den Thron.

Durch Furcht und Ueberredung sammelte er die Bewohner von ganz Attica in Einer Stadt, Athen, und that — was so selten nachgeahmt worden, wovon gemeine Helden so oft das Gegentheil gethan — er entsagte freywillig der obersten Gewalt, schuf eine Republik, wollte nur ihr Heerführer seyn, und der Beschützer ihrer Gesetze. Die Götter befragte er zuvor, ob sein Beginnen heilbringend sey? — Theseus! antwortete das delphische Orakel: Deine Stadt wird über das Schicksal vieler Staaten richten. Sorge nicht, denn auf dem ungestümen Meere wirst du sicher, gleich einem Schlauche, schwimmen. Die Orakel waren, wie man sieht, nicht eckel in der Wahl ihrer Bilder. — Theseus baute nun das Prytaneum oder Rathhaus, dessen Trümmer man noch heute findet. Er lud alle Fremde ein, Athens Bevölkerung zu vergrößern und die Vorrechte der

ältern

ältern Bewohner zu theilen. Er schuf einen Adel, dem er die Verwaltung der Gesetze und des Gottesdienstes anvertraute. Aus Ackerleuten und Künstlern bestand das übrige Volk. Doch nur den ersten Rang im neuen Staate behauptete jener Adel, an Zahl den Künstlern, an Einkünften den Ackerleuten überlegen, sonst aber dem Geringsten im Volke gleich.

Diese Verfassung bestand und beglückte, bis zum Tode des Codrus, des siebenzehnten und letzten Königs von Attica, dem seine heldenmüthige Aufopferung gerechten Ruhm erworben. Ein mächtiger Feind überfiel die Athenienser. Man befragte das Orakel. Der Feinde Angriff wird mißlingen, war die Antwort, wenn sie Euren König tödten. Alsobald beschloß Codrus für sein Volk zu sterben. In Bauerkleidern drängte er sich ins feindliche Lager, suchte Händel mit der Wache und wurde niedergestoßen. Man erfuhr seinen Stand nicht eher, bis die Athenienser einen Herold sandten, um den Leichnam ihres Königs zu begehren. Da erschra-

cken die Feinde, des Orakels kundig, wurden muthlos und zogen heim. In unsern Tagen, wo der König nicht mehr für sein Volk, wohl aber das Volk für den König stirbt, wird der Opfertod des Codrus als ein Mährgen angestaunt. Auch die Griechen erkannten des Helden Größe, und lange Zeit hieß bey den Nachkommen jeder hochgeachtete Mann Codros. Seinen Thron zu besteigen wurde hinfort keiner für würdig gehalten. Die Athenienser wählten Archonten, die doch anfangs auch erbliche Obrigkeiten waren, allein dem Volke Rechenschaft abzulegen verbunden. Medon, Sohn des Codrus, war der Erste von 13 auf ihn folgenden Archonten seines Stammes, die vermuthlich Alle vortrefflich regierten, weil man nichts von ihnen aufgezeichnet findet; denn bekanntlich redet Niemand von dem glücklichsten Staate und von der besten Frau. Der Zeitraum, dessen Begebenheiten hier zusammen gedrängt worden, soll über tausend Jahre betragen haben.

Nach

Nach dieser Zeit gewann der Staat eine andere Gestalt. Es griff die Volksgewalt rasch um sich. Die Regierung der Archonten wurde auf zehn Jahre, und endlich auf ein Einziges beschränkt. Der letzteren Archonten Einer war Draco, ein harter, grausamer Mann, der, um seiner blutigen Gesetze willen, verabscheuet wurde. Das kleinste Vergehen bestrafte er mit dem Tode. Wer einen Kohlkopf oder einen Apfel stahl, mußte, gleich dem Tempel-Räuber, sterben. Nicht mit Dinte, hieß es, mit Blut sind Draco's Gesetze geschrieben. Daß aber auch der Müssiggänger den Tod verschuldete, mögte kein verwerfliches Gesetz genannt werden, denn wer blos verzehrt, was Anderer Fleiß hervorgebracht, sollte mindestens verbannt aus der menschlichen Gesellschaft seyn. — Wenn man diesen Draco selbst befragte, warum er so viel Blut vergießen lasse? pflegte er zu antworten: „Kleine Verbrechen sind „des Todes würdig, und für größere kenne ich „keine höhere Strafe." — Kannte er denn nicht

Männer unter seinem Volke, die den Tod der Schande vorzogen?

Doch nun trat Solon auf, dem des ganzen Volkes unbeschränktes Vertrauen die Macht ertheilte, den Staat und die Gesetze umzuschaffen. Damals war der Reiche übermüthig, der Arme gedrückt; Jenem gefiel die Monarchie, diesem die Democratie. Solon suchte schlau aller Wünsche zu vereinigen. Er theilte die Athenienser in vier Klassen, nach Maaßgabe ihres Vermögens. Die letzte, ärmste Klasse erklärte er zwar für unfähig, Staatsämter zu verwalten; doch galten auch ihre Stimmen in öffentlichen Versammlungen, an die von jedem Urtheil appellirt werden konnte. So hielt er die Reichen im Zaume.

Nicht lange nachher wurde die Republik durch Einen jener Ehrgeizigen vernichtet, die, zum Fluch für ihr Volk und ihre Nachbarn, nur zu oft gebohren werden. Pisistratus verwundete sich selbst und ließ sich auf den Marktplatz fahren, wo er dem Volke seine Wunden zeigte,

vorgebend, er habe sie empfangen, um seiner Liebe willen für den Staat. Das erregte Murren und Mitleid. Man gab ihm eine Leibwache von 50 mit Streitkolben bewaffneten Männern, und in diesem Augenblicke war des Volkes Unterjochung entschieden. Er warb Soldaten so viel ihm nöthig dünkte, bemächtigte sich der Citadelle und zugleich der Herrschaft; wurde zwar vertrieben, kehrte aber im Triumph zurück, und 17 Jahre genoß er die geraubten Früchte, von jedem rechtlichen Bürger verflucht, von seinen Raubgesellen hoch gepriesen. Auch dieses Beyspiel ist, wie so viele andere, für spätere Völker ohne Nutzen geblieben.

Zwey ihm ähnliche Söhne hinterließ der Tyrann, Hipparchus und Hippias; Jener wurde erschlagen, dieser verjagt. Er floh nach Persien zum König Darius, an dessen Heeres Spitze er in Attica eindrang. Da verewigte Miltiades seinen Ruhm, Hippias seine Schande. Bey Marathon schlug der Feldherr der Athenienser mit wenigen Tapfern die zahlreichen, trotzigen

Feinde, und so eroberte Athen, nach 68 Jahren der Knechtschaft, seine Freyheit wieder.

Ein Menschen-Alter hindurch genoß es ihrer. Unterdessen hatte Xerxes den persischen Thron bestiegen, und brannte vor Begierde, die Niederlage seiner Vorfahren zu rächen. Mit mehr als anderthalb Millionen Kriegern überschwemmte er Attica. Die Athenienser kehrten zagend ihrer blühenden Stadt den Rücken, die Barbaren verwandelten sie in einen Aschenhaufen. Aber der Griechen Muth blieb ungebeugt. Es standen große Männer unter ihnen auf, wie überall in Zeiten der Gefahr: Themistocles und Aristides. Bey Salamis wurde die persische Flotte vernichtet, bey Platäa das Heer der Perser unter Mardonius. Zum zweytenmale wurden die Barbaren aus ganz Griechenland vertrieben, und das verwüstete Athen stieg aus seinen Ruinen prächtiger wieder empor.

Den tugendhaften Aristides, einen armen Mann von geringer Herkunft, erhob das Volk zum Archon. Er widerrief Solons Gesetz, Kraft

dessen die vierte, ärmste Klasse, von Staatsäm=tern ausgeschlossen blieb. Vielleicht verleiteten ihn Dankbarkeit oder Irrthum zu diesem Schritte, der nicht heilbringend war. Denn wenn auch wäh=rend seiner Verwaltung er jedem Mißbrauch vor=zubeugen wußte, so hatte er doch den Weg dazu gebahnt, den Pericles betrat, unter dem des Pöbels Hefe die Gewalt oft an sich riß. Wie aber auch im Innern der Staat zerrüttet seyn mogte, so würkte er doch immer fort mit großer Kraft nach Aussen. Wir haben in den neuesten Zeiten ein ähnliches Beyspiel gesehn. Durch eine mäch=tige Flotte wurden die Athenienser Herren des ägäischen Meeres, und der in demselben gelege=nen Inseln; zwangen die übrigen Griechen, sich zu unterwerfen, oder doch mit ihnen zu verbün=den; breiteten ihre Eroberungen bis an Egyptens Küsten aus, und zählten tausend Städte unter ihrer Herrschaft. Minder glücklich waren sie in Sicilien.

Indessen wurde zu Athen des Pöbels Ueber=muth den rechtlichen Bürgern unerträglich. Sie span=

spannen eine Verschwörung an. Dem Volke wurde etwas kund davon, doch Niemand kannte die Verschwornen, noch deren Anzahl. Jeder fürchtete seinen Nachbar, und als vollends Einige aus dem Volke, die heftigsten, jeder Neuerung ungeneigtesten, ermordet wurden, da gerieth es in Bestürzung, von der die Unthätigkeit unzertrennlich ist. Diese Stimmung benutzend, bemächtigten sich 400 Männer der Regierung, die zum Schein die alte Verfassung beybehielten, doch bey öffentlichen Vorträgen dem Volke nur die Freyheit ließen, einzuwilligen, denn jeder Widersprechende fiel unter den Dolchen unbekannter Mörder, denen Niemand nachspürte. So befestigten sie ihr Ansehn, doch nicht dauerhaft; denn die Flotte und das Heer, damals bey der Insel Samos versammelt, trugen Abscheu vor solcher usurpirten Gewalt, und stellten den verbannten Alcibiades an ihre Spitze. Die 400 Tyrannen, vom allgemeinen Haß zu Boden gedrückt, entsagten freywillig ihrer Herrschaft und giengen ins Exil.

Dennoch fiel die Gewalt dem Volke nicht wieder zu. Fünftausend Männer erhielten sie, statt jener Vierhundert, deren Gehülfen sie gewesen. Das schien rechtlich, weil ohnehin das Volk sich selten in größerer Zahl versammelte. Schon die Vierhundert hatten ihre Decrete nur im Nahmen der Fünftausend gegeben, weswegen Plato scherzhaft sagte: 5000, deren aber nur 400 sind. Jetzt, da sie würklich die Macht besaßen, zu der sie vorher den Nahmen nur geliehen, jetzt übertrugen sie dem Heere die Regierung, und Alcibiades spielte, mit Glück und Sieg gekrönt, die erste Rolle.

Nicht lange, denn des Volkes Unbeständigkeit verwieß ihn abermals ins Elend. Immer war seine Entfernung verderblich für Athen gewesen, am meisten diesesmal. Durch Sorglosigkeit und Verrätherey fiel die ganze Flotte dem lacedämonischen Admiral Lysander in die Hände. Von 300 Schiffen entkamen nur acht. Athen selbst mußte den Spartanern sich ergeben, unter schimpflichen Bedingungen. Die schützenden Mauern, wel-

welche den Hafen (Piräus) mit der Stadt verbanden, mußten die Athenienser niederreißen, und ihre Seemacht auf 10 Schiffe beschränken. Ja, der spartanische König Agis stimmte sogar für die Meynung, die Stadt und ihr Gebiet gänzlich zu verwüsten. Lysander wandte es ab, sprechend: „man soll Griechenland nicht Eines Auges berauben.“

Aber auf Begehren des Siegers mußte das Volk der Herrschaft entsagen, und in die Hände von 30 Männern, gewöhnlich die 30 Tyrannen genannt, sie niederlegen. Diese Männer sollten die alten Gesetze der neuen Verfassung anfügen. Sie begannen gerecht, wie alle neue Regenten, bis ihre Macht fester gewurzelt, und durch spartanische Leibwachen geschützt war. Dann ließen sie jeden, ihnen abgeneigten Mann von Ansehn ermorden; wählten, um sich zu verstärken, 3000 ergebene Bürger für die untergeordnete Verwaltung; entwaffneten die übrigen; beraubten die Reichen, und, im Taumel ihrer blutdürstigen Macht, beschlossen sie, daß jeder Einzelne von ihnen

nen den Mann nennen solle, zu dessen Blut und Gütern Er Belieben trage. Da schauderte Theramenes, selbst Einer der dreyßig und vormals ihr eifriger Verfechter. Seine erwachte Menschlichkeit war ein Verbrechen; er wurde gezwungen den Giftbecher zu trinken, und man verhöhnte noch den Sterbenden durch den Spottnahmen Cothurn, eine Art von Schuhen, die auf beyde Füsse paßten.

Doch die Nemesis schlummerte nicht. Siebenzig Athenienser, die, durch freywillige Verbannung nach Theben, sich der Tyranney entzogen hatten, verschworen und bewaffneten sich, eroberten, von Thrasybul geführt, eine feste Burg der Athenienser, und ihre Zahl wuchs täglich, von der großen Schaar der Unzufriednen gemehrt. Die Tyrannen mußten nach Sparta fliehen. Thrasybul gab seinem Vaterlande Freyheit und Ruhe wieder. Conon schlug und vernichtete bey Cnidus die lacedämonische Flotte, und errang durch diesen Sieg aufs neue die Herrschaft über das Meer. Das Joch der Spartaner war

nun

nun zerbrochen. Athen strebte nach dem alten Glanze. Sein Glücksstern gieng wieder auf. Inseln und Städte, vormals entrissen, kehrten gehorsam zurück. Athen wurde der mächtigste Staat in Griechenland, und blieb es, bis die Thebaner, durch ihres Epaminondas Weisheit und Tapferkeit, den ersten Rang ihm streitig machten. Aber Epaminondas fiel in der berühmten Schlacht bey Mantinea, und mit ihm die Größe der Thebaner. Denn gewöhnlich hängt der Völker Glück und Ruhm an dem Leben Eines Mannes. Aber auch für Athen war des Helden Tod verderblich. Wer keinen achtungswerthen Feind mehr hat, erschlafft an Muth und Tugend. Trägheit und Ueppigkeit rissen ein. Man spottete der mäßigen Vorfahren, und verschwendete den Sold der Heere und Flotten für Spiele und Feste. Waffenübungen wichen den Schauspielen; ein geschickter Possenreißer galt mehr als ein erfahrner Feldherr. Wenn noch hie und da ein Nüchterner zu bemerken wagte, daß die öffentlichen Einkünfte, zu des Staates Heil und Schutz ver=

verwendet werden müßten, so galt er für einen Verbrecher und Volksfeind.

Gleich den Atheniensern versanken auch die übrigen Griechen in weichliche Sicherheit. Diesen Zustand benutzte Philipp, der König von Macedonien, ein Zögling des Epaminondas und Pelopidas, um sein unberühmtes, unterwürfiges Volk zur Herrschaft über Griechenland und Asien zu erheben. Er entwarf den großen Plan, den er selbst doch nur zum Theil, sein Sohn Alexander ganz ausführte. Nach kurzem Widerstand schlug Philipp die Griechen bey Chärонea und ihre Freyheit war für immer verlohren.

Zwar gönnte ihnen der Sieger noch einen Schatten derselben, um die Entwürfe seines kühnen Ehrgeizes zu befördern. Oberfeldherr aller Griechen wollte er seyn, (gleichsam Protector des griechischen Bundes) gegen die Perser wollte er sie führen, mit seinem Heere vereint.

Philipp starb und alsobald versuchten die Griechen, das macedonische Joch abzuschütteln. Alexander bezwang sie leicht und verzieh ihnen eben

so

so leicht, denn auch Er brannte vor Begierde Persien anzugreifen, und seine Rachlust wich dem Ruhmdurst. So lange er lebte, wagten die Griechen keine Empörung, murrten nur leise. Doch in der Stille, als der Krieg in fernen Ländern ihn hielt, warben sie Truppen unter Leosthenes, den sie befehligten, auf den ersten Wink bereit zu stehen. Dieser Wink erfolgte auf die erste Nachricht von Alexanders Tode. Krieg gegen Macedonien war die allgemeine Losung. Aber die Ausgearteten wurden nochmals besiegt. Antipater, der Sieger, drang Athen eine neue Regierungsform auf. Wer nicht 2000 Drachmen besaß, hatte kein Stimmrecht. Die Mißvergnügten verbannte er nach Thracien. Etwa 9000 Männer verwalteten nun den tief gesunkenen Staat. Antipaters Nachfolger, Cassander, unterdrückte noch einen Versuch der Griechen, die alte Freyheit wieder zu erlangen, und setzte zu ihrem Regenten den Demetrius Phalereus, aus Conons Geschlecht, einen Schüler des Philosophen Theophrast.

Athen wurde bald gewahr, daß ein Philosoph, und folglich ein Menschenfreund, es regierte. Durch Mäßigung und Gelindigkeit gewann er die Herzen. Die Einkünfte mehrte, die Stadt verschönerte er durch prächtige Gebäude, erneuerte den alten Glanz. Die dürftigen, aber dankbaren Bewohner errichteten ihm dreyhundert Bildsäulen nach der Anzahl ihrer Jahrestage, vielleicht weil er jeden Tag durch eine Wohlthat bezeichnete. Aber Viele haßten ihn dennoch, ohne andern Grund, als weil er Cassanders Statthalter war.

Demetrius Poliorcetes, König von Macedonien, trat auf, vorgebend er wolle Griechenlands Freyheit schützen. Vergessen waren augenblicklich alle Wohlthaten des Regenten, (denn nur Einzelne, und auch die nur selten, haben Gedächtniß für das empfangene Gute, ein Volk nie,) vertilgt jede Spur von Liebe zu ihm. Frohlockend nahm man den neuen Helden auf, Demetrius Phalereus mußte flüchten, abwesend verurtheilte man ihn zum Tode. Seine Bildsäulen zerschlug, verkaufte man, oder begrub sie in

den

der See. Nur eine Einzige blieb übrig in der Burg, ein Denkmal des schimpflichen Wankelmuthes. Er starb in Egypten, wo er Bücher schrieb und Bücher sammelte.

Demetrius Poliorcetes dachte groß genug — nur zu unrechter Zeit — die democratische Regierungsform wieder einzuführen. Er schenkte den Bürgern 15000 Maaß Weizen und Bauholz zu 100 Galeeren. Keine Besatzung drang er ihnen auf, unbeschränkte Freyheit gab er denen, die sie nicht mehr zu tragen vermogten. Ihre ausschweifende Dankbarkeit beurkundete ihre Schwäche. Den sonst so verhaßten Königstitel legten sie itzt im Freudenrausch diesem Demetrius und seinem Vater Antigonus bey; Schutzgötter und Befreyer wurden sie genannt, Opfer-Priester ihnen, gleich den Göttern, zugeordnet. Ihre Gesandten sollten heilig seyn, wie Jene, die zum pythischen Apoll oder zum olympischen Jupiter geschickt wurden. An dem Platze, wo Demetrius zuerst von seinem Wagen gestiegen war, errichtete man Altäre, dem absteigenden Demetrius; ja

ja sie übertrafen noch, wo möglich, die sklavisch gesinnten Völker unsers Jahrhunderts an niederträchtiger Schmeicheley.

Aber als das Glück ihm den Rücken kehrte, verließen auch die Schändlichen ihren Retter, ihren Gott! verschlossen ihm die Thore ihrer Stadt, und setzten Todesstrafe auf den bloßen Vorschlag, sich mit ihm zu vergleichen. Ein gewisser Lachores, ein Mann des Volks, ergriff die Zügel, bis Demetrius mit unwiderstehlicher Macht erschien. Da mußte Lachores flüchten, um sein Leben zu retten. Die Athenienser unterwarfen sich und zitterten vor der Rache des Beleidigten. Großmüthig verzieh er ihnen, beschenkte sie mit 100,000 Scheffel Weizen, und wählte die beliebtesten Bürger zu öffentlichen Aemtern. Neuer Freudenrausch! neuer Taumel der Dankbarkeit! Die Ehrenbezeugungen waren erschöpft, durch Vertrauen wollte man nunmehr die Treue beweisen. Es wurde ihm vergönnt, starke Besatzungen in den Hafen und das feste Schloß Munychia zu legen, und Demetrius, durch Erfahrung belehrt,

auf Volksgunst nie zu bauen, bediente sich dieser Vergünstigung zum Schutz gegen Wankelmuth. Früh genug erprobten die Athenienser abermals diesen ihren National-Character. Unglücksfälle hatten ihres edlen Regenten Macht verringert, und ein Volk ehrt nur die Macht. Sie empörten sich, übermannten seine Besatzung, entsetzten die Priester seiner Altäre, und erklärten sich für frey.

Im gerechten Unwillen belagerte Demetrius Athen, und hier geschah etwas in der Geschichte Einziges: ein Philosoph, Craterus, überredete den Helden, die Belagerung aufzuheben, und er ließ sich überreden, unterdrückte seine Rachbegierde, gönnte den Undankbaren die Freyheit. Erst sein Nachfolger, Antigonus, eroberte Athen und hinterließ es seinem Sohne, dem es durch eine neue Empörung, an deren Spitze Aratus stand, entrissen wurde. Die Geschichte ermüdet, das blutige und nichtswürdige Einerley zu wiederholen.

Philipp von Macedonien züchtigte die Strafwürdigen, die weder zu gehorchen noch zu befehlen

len wußten, zerstörte ihre Tempel, riß ihre Prachtgebäude nieder, zerschlug sogar die Steine, um deren Wiederaufbau zu hindern. Athens letzte Stunde hatte geschlagen, wenn nicht die Römer, zum Schutz herbey gerufen, Philipps Rache hemmten. Unter diesem gefährlichen Schutze bewahrten nun die Griechen lange den Nahmen der Freyheit und waren römische Sklaven. Freylich durften sie noch immer eigene Obrigkeiten wählen, eigenen Gesetzen gehorchen; freylich gab noch immer jeder Bürger seine Stimme; doch wer den Römern abgeneigt schien, war ein Verräther in ihren Augen, und ihre Rache ereilte ihn schnell. (Wem dünkt es nicht, er lese die Geschichte unserer Tage?) Tausend vornehme, gänzlich schuldlose Achäer mußten 17 Jahre zu Rom in Kerkern schmachten; nur dreyßig erlangten endlich ihre Freyheit wieder, unter ihnen der Geschichtsschreiber Polybius.

In dieser Lage erschlichen Manche schmeichelnd die Gunst der Römer; andere schwiegen zaghaft und schwammen mit dem Strome; die Stimmen

der wenigen Vaterlands-Freunde verhallten ungehört oder erstickt. Was dem Willen der Römer zuwider geschah, dem widersprachen ihre Agenten und appellirten an den fremden Senat, dessen Aussprüchen die freyen Schützlinge gehorchen mußten. Krieg durfte nicht beschlossen, Friede nicht unterhandelt, nicht einmal eine Vertheidigungs-Maaßregel ergriffen werden, ohne Zustimmung jenes streng gebietenden Senats. Alle Abgaben, die er zu fordern für gut fand, mußten ohne Murren entrichtet werden. Ja, die römischen Beamten unter allerley Titeln, schrieben eigenmächtig Contributionen aus. Wurden die Klagen zu laut, so verbot wohl einmal der Senat den Unfug seiner Handlanger; doch wer, im Vertrauen auf solch Verbot sich ihnen widersetzte, war und blieb ein Aufrührer. Trauriges Gemählde! das mit den greüsten Farben in unsern Tagen sich erneuert hat.

Von dieser Zeit, bis auf den Krieg der Römer mit den Parthern, zehrten die Athenienser still an der Erinnerung ihrer vormaligen Größe.

Aber damals ergriffen sie aus Furcht, oder überredet durch den Philosophen Aristo, die Parthey des Mithridates, und öfneten dessen Feldherrn die Thore. Da erschien Sylla vor ihren Mauern, belagerte und eroberte die Stadt, gab sie der grausamsten Rache Preiß, und Blutströme flossen in allen Strassen. Der berühmte Hafen, Pyräus und Munychia, die Feste, wurden bis auf den Grund geschleift, die alten Denkmäler zerstört, die ganze Stadt mit Trümmern erfüllt.

In einem Gravesfrieden lebten die Bewohner nun wieder bis zu dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus. Dem letztern waren sie zugethan und büßten es abermals durch Plünderung und Verwüstung ihres unglücklichen Gebiets. Als die Macht des Pompejus vernichtet war, unterwarfen sie sich dem Sieger, der, ihrer tapfern Vorfahren gedenkend, Großmuth übte, und — wie er sich ausdrückte — „um der Todten „willen die Lebenden begnadigte." — Ein Funken der alten Liebe zur Freyheit sprühte nach Cäsars Tode wieder auf, wo die Athenienser die Bild-

säulen des Brutus und Cassius, neben die ihrer eigenen Tyrannen=Bekämpfer, Harmodius und Aristogiton, stellten. Nach der Niederlage von Cäsars Mördern, schlossen sie sich dem Antonius an, der die Beynahmen, Liebhaber Griechenlands, Liebhaber Athens, für Ehrentitel hielt, und durch reiche Geschenke, unter welche man sogar Inseln zählt, den Griechen seine Gunst bewieß.

Augustus, der Sieger, war minder großmüthig als vormals Cäsar; er beschränkte ihre Vorrechte, und nahm ihnen die Insel Aegina. Eine Empörung, die sie, gegen das Ende seiner Regierung wagen wollten, wurde bald gedämpft. — Troz aller Verwüstungen, die Athen erlitten, blühte es doch nach und nach wieder auf, und genoß, unter Tiberius, noch mancher Vorrechte. Germanikus, der adoptirte Sohn des Tiberius, Athen besuchend, verlieh dessen Obrigkeit die Auszeichnung, einen Lictor mit dem Beile, dem Zeichen der höchsten Gewalt, vor sich her treten zu lassen. — So blieb es bis auf Vespa-

kian, der Attica und ganz Achaja in eine römische Provinz verwandelte. Nun mußten die Griechen Tribut entrichten, und wurden nach römischen Gesetzen regiert. — Einen Schatten der Freyheit gab Nerva ihnen wieder, doch gehorchten sie einem römischen Proconsul, der des Kaysers Gesetze handhabte, Archonten ernannte, und die öffentlichen Schulen mit Lehrern besetzte. Kayser Hadrian selbst war Archon, ehe er den Thron bestieg. Ihm war es wohl gegangen in Athen, er hatte die Menschen dort lieb gewonnen, darum erlangten sie, beym Antritte seiner Regierung, große Vorrechte, milde Gesetze, kostbare Geschenke an Geld und Getreyde, sammt der ganzen Insel Cephalonien. Er ließ die zerstörten Schlösser aus ihren Trümmern wieder empor steigen, verschönerte und vergrößerte die Stadt mit so herrlichen, zahlreichen Gebäuden, daß sie Neu-Athen genannt, Theseus vergessen, Hadrian als ihr zweyter Stifter betrachtet wurde.

Seine Nachfolger, die Antonine, bestätigten und mehrten seine Wohlthaten. Antonin

der

der Philosoph war selbst in Athen unterrichtet worden; zum Dank verwilligte er den Atheniensern große Summen zum Unterhalt öffentlicher Lehrer in allen Künsten und Wissenschaften. Allein Severus — kein Philosoph, obschon auch in Athen erzogen — hatte ihnen Rache geschworen, wegen einer Beleidigung, die ihm in seiner Jugend dort widerfahren war. Daß der Zögling diesen Schwur sich erlaubte, mag verziehen werden; daß der Mann und Kayser ihn erfüllte, und Athen fast aller Vorrechte beraubte, ist ein dunkler Flecken in seinem Charakter. — Valerian, günstiger gesinnt, verstattete den Wiederaufbau von Athens Mauern, die, seit Sylla's Rache, drey bis vierhundert Jahre im Schutt begraben gelegen.

Doch konnten diese Mauern die Stadt nicht gegen die Wuth der Gothen schützen, die sie eroberten, plünderten, und alle Bücher zu einem Berge thürmten, um im gräßlichen Freudenfeuer die Schätze vieler tausend Geister empor lodern zu lassen. Es unterblieb jedoch aus dem seltsamen

men Grunde, damit die Griechen durch ihre Bücher von Waffenübungen mögten abgehalten werden.

Ein wackerer Mann, Cleodemus, war ihrer Wuth entflohen, sammelte ein Heer und eine Flotte, gewann eine Seeschlacht, und vertrieb die Barbaren aus dem Heiligthum der Musen. — Unter Constantin dem Großen blühte es wieder auf. Constantinus erweiterte Athens Gebiet, auch durch mehrere Inseln im Archipelag. Noch einmal erfreuten sich die Athenienser eines milden Schicksals, bis Alarich der Gothen-König ganz Griechenland verwüstete. Zwar heißt es, ihm sey Minerva geharnischt erschienen, und Achilles, wie Homer ihn schildert, als er durch den Tod des Patroclus zur Wuth entflammt wurde, und diesen ehrwürdigen Erscheinungen habe Athen seine Rettung verdankt; allein gewisser ist, daß die Stadt des Theseus das Schicksal von ganz Griechenland theilte. Nichts in ihr blieb übrig — nach dem Zeugniß eines gleichzeitigen Schriftstellers — als Trümmer mit berühmten Nahmen.

Sie glich — so sagt er — einem verzehrten Opferthier, von dem nur die Haut noch auf dem Opferplatze, liegt.

Eudoria, die Gemahlin Theodosius des Zweyten, war eine gebohrne Athenienserin, und um ihretwillen soll dieser Kayser Athen begünstiget haben. Auch Justinian behandelte es mit Wohlwollen. Doch nun verflossen beynahe 700 Jahre, in welchen die Geschichte ganz von der ehemaligen Beherrscherin Griechenlands schweigt, vermuthlich, weil die Gefallene weder etwas that noch litt, was der Nachwelt überliefert zu werden verdiente.

Erst im dreyzehnten Jahrhunderte wird sie wieder genannt, doch ohne Ruhm. Sie gieng aus Einer Herrschaft in die Andere über, bis sie endlich den türkischen Kayser Bajazet für ihren Herrn erkannte. Ihn vertrieben die Spanier, und wurden wiederum von einem Florentiner vertrieben, der, ohne rechtmäßige Erben, die errungene Gewalt durch ein Testament der Republik Venedig vermachte. Aber sein natür-

licher Sohn, der sich zum Beherrscher von Theben und Böotien aufgeworfen, verjagte bald die Venetianer. Sein Geschlecht erhielt sich eine Weile, doch nur berüchtigt durch Verbrechen. Der letzte desselben hieß Francus und war der Mörder einer Fürstin seines Stammes, deren Sohn von Mahomet dem Zweyten nicht vergebens Rache heischte. Francus, von den Türken bedrängt, flehte um Hülfe bey den Lateinern, welche einen zu hohen, oder von ihm nicht abhängigen Preiß begehrten. Seine Unterthanen, griechische Christen, sollten der römischen Kirche huldigen. Das zu bewürken vermogte Francus nicht, und so übergab er Athen den Türken im Jahr 1455. Noch heute wohnen und herrschen diese Eulen in den köstlichen Trümmern.

2. Die Stadt Athen.

Wenden wir den wehmüthigen Blick von den hohen Gestalten, die leicht an uns vorübergeschwebt. Heften wir ihn jetzt auf Athen in seiner

Pracht

Pracht und Blüte, als es noch unter den Städten Griechenlands herrlich hervorragte, und sein Umkreis 22 römische Meilen betrug. Damals nannten die stolzen Athenienser ihren Wohnort nur die Stadt, gleichwie die Franzosen sich die große Nation zu nennen pflegen. Cecropia hieß sie ursprünglich, den Nahmen Athen empfieng sie von Minerven, ihrer Beschützerin. Furcht vor Ueberschwemmungen gründete sie auf der Felsenspitze, wachsende Bevölkerung und Vergessenheit der Gefahr breitete sie aus in der anmuthigen Ebene. Nur durch hölzerne Pfähle war anfangs die Burg befestigt, daher das mißverstandene Orakel in dem Kriege gegen Xerxes, hinter hölzernen Mauern sucht Schutz! so hatte Apoll geboten, die Schiffe meynend. Aber die Athenienser vertheidigten ihre hölzerne Burg und unterlagen nach verzweifelter Gegenwehr.

Die ersten Lehrer der Baukunst waren die Tyrrhenier. Zwey Brüder aus diesem Volke, Curialus und Hyperbius lockten die Grie-

chen

chen zuerst aus ihren Höhlen in freundliche Wohnungen. Ein anderes Volk, die Pelasger, (Störche, von ihrem beständigen Wandern also genannt) weilten auf Einem ihrer Züge auch bey Cecropia, und bauten nördlich eine Mauer, auf der, nach ihrer Vertreibung, ein Fluch ruhte, wegen einer, im Schutz derselben, angezettelten Verschwörung; da durfte kein Gebäude errichtet, keine Schaufel in die Erde gestoßen werden. Cimon endlich umgab die ganze Burg mit einer starken Mauer, die Kosten bestreitend von der im Persischen Kriege errungenen Beute. Pericles schmückte sie mit einem prächtigen Thore, zu welchem Stufen von weissem Marmor führten; die Halle trug Bildsäulen zu Pferde. In fünf Jahren wurde das Prachtgebäude vollendet, und kostete über zwölfmalhunderttausend Goldgülden. Den Schlüssel zu dieser Pforte vertraute man nur einem Archonten, und zwar auch diesem nur auf Einen Tag.

Allein es ruhten auch in der Burg alle Heiligthümer, alle Schätze; es prangten da die herrli-

chen Tempel, die ehrwürdigen Denkmäler des Alterthums. Hier thronte die siegende Minerva in einem Tempel von weissem Marmor, ihn hatte Polygnot mit historischen Gemählden geschmückt; hier sah man den Ulyß, wie er das Palladium aus Ilium raubte; den Orest als Aegisths Mörder; die Polyxena, wie sie an der Gruft Achills geopfert werden sollte; hier bäumte sich ein Roß, das den stolzen Alcibiades, den Sieger bey Nemea trug; hier schreckte das Medusenhaupt in des Perseus Faust. Am Eingang hatte Socrates die bekleideten Grazien aufgestellt. – In der Mitte der Burg erhob sich ein zweyter Tempel Minervens, der jungfräulichen Göttin, darum Parthenion genannt. Ihn hatte die höchste Kunst aus dem kostbarsten Marmor geschaffen; er steht noch heute, obschon zu einer Moschee herabgewürdigt, und verewigt sind die Nahmen der Baumeister Callicrates und Ictians. Die Bildsäule der Göttin, von Elfenbein und Gold, war ein Meisterstück des Phidias. Das Gold, ein Schatz von 40 Talen=

lenten, konnte abgenommen werden. Lachares raubte diesen Schmuck und trug ihn zu den Böotiern. In dem Parthenion stand auch der silberne Sessel, auf welchem Xerxes ein Zuschauer der Seeschlacht gewesen. Unter den Gemählden erblickte man Minerven mit Neptun streitend, und den großen Themistocles.

Im Tempel Neptuns betrachteten die Gläubigen einen Brunnen von Seewasser, den ein Schlag von des Gottes Dreyzack hervorquellen lassen; und den heiligen Oelzweig, dem Minerva zu blühen gebot; und ihr vom Himmel gefallenes Bild von Olivenholz, vor dem eine ewige Lampe brannte. Hier beteten bekümmerte Sterbliche an einem der Vergessenheit gewidmeten Altare, oder Feinde söhnten sich auf seinen Stufen aus. Zwey Jungfrauen, Korbträgerinnen genannt, dienten im Heiligthum. — Nahe demselben verwahrte man den öffentlichen Schatz. Tausend Talente lagen stets für dringende Noth bereit, und wer es wagte, dieses Gold zu verschwenden, der verwürkte das Leben. Die

Nah-

Nahmen der Staats-Schuldner standen hier verzeichnet. Jupiter und Plutus waren die Schutzgötter dieses Gebäudes. Aber ohne Furcht vor ihrer Rache gaben ungetreue Schatzmeister es den Flammen Preis, um der Rechenschaft sich zu entziehen.

Wer mag Alles Köstliche nennen und beschreiben, was der enge Raum der Burg faßte. Freundschaft und Schaam hatten hier Altäre, Tugenden und Verbrechen fanden ihr Gedächtniß. Einen Tempel der Venus, oder vielmehr dem Hippolyt, hatte die liebende Phädra erbaut. — Ein Bild des Verräthers Hipparch, nun zu einer Schandsäule umgeschmolzen — Ein Arsenal, das oft 50000 Pfeile und andere Waffen bewahrte — Eine schwere Kugel von Erz, die Kräfte der Athleten zu versuchen, ehe man ihnen zu kämpfen vergönnte — Eine Minerva aus Jupiters Gehirn hervorspringend — Ein den Minotaur bekämpfender Theseus — Ein Schlangenwürgender Hercules — die Erde, vom

Ju-

Jupiter Regen erflehend — erhabene Kunstwerke ohne Zahl.

Die Stadt in der Ebene umschloß die feste Burg Munychia, die beyden Häfen Phalereum und Piräus; den leztern verband mit Athen jene berühmte, 5000 Schritt lange, doppelte Mauer von Quadersteinen, ohne Kalk, durch Eisen und Bley verbunden, 40 Ellen hoch, mit kleinen Thürmen besetzt, die endlich, bey immer wachsender Volksmenge, in Wohnungen verwandelt wurden. Die nördliche Seite hatte Pericles, die südliche Themistocles erbaut. Dreyzehn Thore führten in die Stadt, welche Homer die Breitstrassige nennt.

Unter den Gebäuden zeichneten sich aus, das Pompeon — Verwahrungsort der heiligen Geräthschaften, deren man an feyerlichen Tagen sich bediente. Auch Helden, Dichter, Philosophen, fanden hier einen Ehren-Platz. Der Künstler Lysipp stellte dort die Bildsäule des Socrates auf, Craterus die Gemählde mehrerer Dichter.

Vul-

Vulcans Tempel — ein öffentliches Gefängniß; Der Tempel der himmlischen Venus, der Schutzgöttin der Keuschheit und unbefleckten Liebe. Ihr Bild hatte Phidias aus Parischem Marmor geschaffen. Ihre sittsamen Verehrer flohen den Tempel der Venus Pandimos (der allgemeinen) wo, selbst nach Solons Gesetzen, Freudenmädchen schwelgen durften. — Die Tempel der Venus Lamia und Leána beurkundeten blos die niederträchtige Schmeicheley der Athenienser, denn sie wurden zu Ehren zweyer Beyschläferinnen des Demetrius Poliorcetes erbaut, dessen unwürdige Günstlinge man sogar unter die Götter versetzte. — Des Theseus Tempel bot jedem Armen eine Freystatt, der von einem Mächtigen verfolgt oder gedrückt wurde. Durch dieses Vorrecht wurde Theseus mehr noch geehrt als durch den Tempel, denn es sollte an ihn, den Beschützer aller Bedrängten erinnern. Die Zeit selbst hat dieses Ehrendenkmal respectirt; es steht noch; aber freylich ist es jetzt dem heiligen Georg gewidmet. — Den Tempel des Castor

stor und Pollux hatten die berühmten Mahler, Polygnot und Micon, durch ihre Pinsel geschmückt. Seltsam genug diente er zum Sclavenmarkt. Dahin berief auch Pisistrat die Athenienser, als er sie entwaffnet, zu Sclaven machen wollte. In seiner Nähe war ein heiliger Platz, einem Mädchen gewidmet; (der Tochter des Cecrops) wo die Jünglinge dem Vaterlande und den Göttern Treue schwuren. — Das prächtigste Gebäude zu Athen war der Tempel des olympischen Jupiter, vier Stadien (2400 Fuß) im Umfang, daher mit Säulen gestützt; eine bis dahin unbekannte Bauart. Pisistrat legte den Grund zu diesem Tempel, aber erst siebenhundert Jahre nach ihm, zu Hadrians Zeiten, wurde er vollendet. 8000 Talente hatte er gekostet. Jupiter thronte darinn von Gold und Elfenbein geformt. Der ganze Tempel wimmelte von Bildsäulen. — Apoll und Pan behalfen sich mit einem Tempel, der in einer Grotte stand, wo, der Sage nach, Apoll ein verliebtes Abentheuer mit der Creusa bestanden. Mit der Benennung

Tempel waren die Athenienser freygebig wie man sieht. — Im Tempel der Diana opferten junge Frauen ihre Gürtel nach der ersten Entbindung. — Das Pantheon, den Tempel aller Götter, trugen 120 Marmorsäulen mit darein gegrabenen Göttergeschichten. Zwey herrliche Rosse des Praxiteles bäumten sich über der Pforte; man hörte sie schnauben. Das Pantheon steht noch. — So auch der Tempel der acht Winde, eigentlich ein achteckiger Thurm von Marmor, auf dessen Spitze ein Triton als Windfahne sich drehte. — Der bedeckten Gänge gab es viele in Athen, der merkwürdigste das Pöcile, also genannt von einer Menge köstlicher Gemählde. Hier standen die Athenienser in Schlachtordnung gegen die Spartaner, dort kämpften sie gegen die Amazonen; hier wurde Troja zerstört, dort schlug Sophocles die Cither, u. s. w. Polygnot und Mycon hatten in der Kunst gewetteyfert, dieser jedoch für Lohn, Jener nur für die Ehre, gleichwie er schon einmal zu Delphos gethan, weshalb er freye Bewirthung in ganz Grie-

chenland genoß. Alle die herrlichen Gemählde trugen die Römer als Beute nach Rom; eine That, durch welche noch in unsern Zeiten gleicher Raub an Nationen und deren spätesten Nachkommen bemäntelt wird. Vor dem Pöcile prangten die Bildsäulen des Solon und Lykurg. Hier stiftete Zeno seine berühmte Schule, unter diesem bedeckten Gange, der früher Stoa hieß, lehrte der Philosoph, daher seiner Lehre und seinen Jüngern der Nahme Stoa, Stoiker blieb. — Das Museum, ein befestigter Platz, wo vormals der Dichter Musäus, des Orpheus Schüler, seine Lieder sang, und wo der Sänger auch begraben lag. — Das Odeum, ein Saal dem Gesange gewidmet, zeltförmig bedeckt. —

Unzähliche Prachtgebäude faßte der große Platz Ceramicus genannt. Hier war die Academie; hier saßen die ehrwürdigen Areopagiten zu Gericht; hier stand das Rathhaus der fünfhundert Männer; hier opferten und speisten die Prytanen; hier sprudelte aus neun Röhren die Quelle Callirhoe; hier wallte das Volk in Tempel

und Schauspielhäuser, und wohin es seine Blicke wandte, da prangten Bildsäulen von Göttern, Königen, Helden, Dichtern, Rednern und Philosophen. — Ein zweyter Ceramicus in der Vorstadt diente als Begräbnißplatz. — Unter den Märkten Athens waren der alte und neue Markt die besuchtesten. Jener den öffentlichen Volksversammlungen, dem Kauf und Verkauf gewidmet. Hier sah man im bunten Gemisch Eßwaaren und Sklaven, Zwiebeln und Frauenputz, Pferde und Bücher, Wein, Oel und alte Kleider, doch jede Gattung der Waaren an einem für sie bestimmten Platze. Kaufleute und Handwerker versammelten sich hier auf einer Art von Börse, denn auch die leztern bildeten zu Athen eine angesehene Classe der Einwohner, und wer es wagte, ein solches Gewerbe seinem Mitbürger zum Vorwurf zu machen, der mußte vor Gericht die Beschimpfung büßen. Noch geehrter waren die Kaufleute. Solon selbst trieb Handel. Auch Thales, auch Hippocrates der Mathematiker; ein Kaufmann stiftete Marseille, und Plato

ko erwarb seine Reisekosten in Aegypten durch Oel=Verkauf. — Vor der Römer Zeiten kannte man zu Athen keine Wasserleitungen, man behalf sich mit Brunnen. Hadrian war der Erste, der, zu vielen prächtigen Gebäuden, Denkmälern seiner Wohlthätigkeit, auch eine herrliche Wasserleitung fügte.

Den Ursprung der Gymnasien muß man in Sparta suchen. Aber sie verbreiteten sich schnell durch ganz Griechenland, wurden auch in Rom nachgeahmt, erweitert, verbessert. Es waren mehrere, aneinander hängende Gebäude, Tausende zu fassen geräumig genug. Unter Säulengängen versammelten sich die Schüler, saßen da einsam studierend oder besprachen sich. In einem Saal entkleideten sich die Ringer, oder die sich baden wollten, in einem andern wurden sie gesalbt, in einem dritten mit Staub bestreut. Hier rangen die Jünglinge auf einem mit Sand bedeckten Boden, dort schlugen sie den Ball. Hier öfnete sich ein Raum für Spaziergänger, die auch wohl verweilten, um den Discus werfen zu sehen.

War=

Warme und kalte Bäder, zu Sparta beyden Geschlechtern gemeinschaftlich, wurden hier häufig besucht. In einem großen Halbcirkel, Stadium genannt, saßen die Zuschauer auf amphitheatralisch geordneten Sitzen, durch allerley Uebungen in großer Menge herbeygelockt. Das berühmteste Stadium erbaute Lykurg am Gestade des Ilyssus, und Einer der reichsten Bürger von Athen, Herodes Atticus, erweiterte es. Es glich einem Gebürge von weissem Marmor. Dessen Trümmer findet man noch heute.

Drey Gymnasien wurden vor allen zu Athen besucht, Lyceum, Academie und Cynosarges. In dem Ersten, dem Apoll geheiligt, lehrte Aristoteles. Da gieng er täglich auf und nieder bis zu der Stunde der Salbung, der Mittagsstunde, und von diesem Auf- und Niederwandeln nannte man ihn den Peripatetiker.

Die Academie, ein reizender Spaziergang, ein schattiges Wäldgen, war zuvor ein Sumpf, den Cimon austrocknete. Hier lehrte Plato seine Philosophie und zog, durch ungesunde Luft,

sich

sich eine Krankheit zu. Die Aerzte riethen ihm, einen andern Platz für seine Vorlesungen zu wählen, doch er blieb wo er war, sprechend: die Krankheit sey heilsam, weil ein zu gesunder Körper von der Vernunft nicht mehr regiert werden könne.

Auch in der Cynosarge wurde eine philosophische Secte vom Antisthenes gestiftet, die berüchtigten Cyniker. Dem Halbgott Hercules war dieser Platz geweyht, darum diente er denen zum Tummelplatz, die nur halbe Athenienser waren, eine Fremde zur Mutter hatten. Themistocles, in gleichem Falle sich befindend, überredete mehrere Jünglinge, in deren Adern unverfälschtes athieniensisches Blut floß, ihn dorthin zu begleiten, und suchte auf diese Weise den Eifersucht erregenden Unterschied nach und nach zu vertilgen. Auch ein Gerichtshof hielt hier seine Sitzungen, erkennend über zweifelhafte Herkunft, oder eingeschlichene unächte Bürger.

Dem Bachus und der Venus waren alle Schauspiele gewidmet. Gern wollte man das geistreichste Vergnügen aus der Hand der Götter empfangen,

gen, welchen man schon Liebe und Wein verdankte. Die meisten alten Bühnen standen nur kurze Zeit, waren bloße Bretterbuden, in welchen die Sitze der Zuschauer stufenweise übereinander sich erhoben. Als aber einst die Edlen und das Volk von Athen sehr zahlreich versammelt waren, um ein Trauerspiel des Pratinos anzuhören, stürzte das schwache Gebäude zusammen und begrub viele unter den Ruinen. Seitdem erbaute man die Theater von Stein, größtentheils von Marmor, und sie übertrafen bald an Pracht und Grösse fast alle übrigen Gebäude Griechenlands. Die Halbcirkelform war die Beliebteste. Der Platz, wo die Schauspieler sich zeigten, hieß die Scene, anfangs nur von belaubten Zweigen gebildet, später mit reichen, köstlichen Vorhängen verziert. Die Verwandlung der Decorationen geschah durch Drehen oder Aufziehen. Drey Oeffnungen hatte die Scene. Durch die mittlere, größte, erblickte man Tempel oder Palläste; die kleinere zur linken zeigte niedrige Gebäude. Vermittelst allerley Maschinen wurden Götter und Menschen

auf

auf die Bühne geschoben. Dann gab es auch ein Orchester, wo der Chor zu tanzen und zu singen pflegte; einen Platz unter dem Fußboden, wo man durch Gefäße mit Steinen gefüllt den Donner nachahmte; Ankleidezimmer für die Schauspieler, eine Abtheilung für die Musik und dergleichen mehr. Jeder Ort hatte seinen bestimmten Nahmen, von welchen Einige noch bey uns gebräuchlich, z. E. Proscenium, Orchester. Der Versammlungsort für die Zuschauer hieß Koilon, und erhob sich in drey Abtheilungen. Unten saßen die Vornehmen, in der Mitte das Volk, und oben die Frauenzimmer. Ein breiter Absatz bezeichnete den Anfang jeder Abtheilung, unter demselben standen glockenförmige eherne Gefäße, um den Schall zu verstärken, da die Bühnen unbedeckt waren. Um aber doch vor Regen und Sonne zu schützen, spannte man große Seegel aus, und um die Hitze zu mäßigen, leitete man, durch zahllose kleine Röhren, wohlriechendes Wasser bis in die Höhe, wo es von da stehenden Bildsäulen wie ein Thau herabgesprüzt wurde, kühlte und erquickte.

An

An das, was wir Parterre nennen, stießen Säulen-Gänge (Porticus) wo man bey jeder Witterung einen angenehmen Spaziergang fand. — Uebrigens wurden, wie noch heute, schlechte Schauspieler ausgepocht und ausgezischt.

3. Die Bewohner von Athen.

Schwebt den Leserinnen nun ein Bild von der prächtigen Stadt Athen vor, so mögen sie Bekanntschaft mit deren Bewohnern machen. In drey Klassen wurden diese getheilt; freye Bürger, (sie regierten den Staat) Fremdlinge oder Schutzverwandte und Sklaven, der letztern Zahl war die größte, denn jeder Bürger ließ von mehrern Sklaven sich bedienen. Wenig über 20000 Bürger und halb so viele Fremdlinge herbergte Athen, aber 400,000 Sklaven. In den ersten Zeiten war es leicht das Bürgerrecht zu erlangen, doch als der Ruhm der Athenienser durch ihre Thaten wuchs, da wurde diese Gunst nur Solchen zu Theil, die durch hohe Abkunft oder

aus-

ausgezeichnete Verdienste deren würdig schienen. Menon der Pharsalier hatte mit zweyhundert Reitern in einem Kriege für Athen gefochten, und dennoch wurde sie ihm versagt. Perdiccas, der König von Macedonien, hatte Beystand gegen die Perser geleistet, und dennoch wurde er bloß von dem Tribute frey gesprochen, den die zu Athen wohnenden Fremdlinge erlegen mußten. Die ganze Stadt Platäa hingegen empfing das Bürgerrecht für Treue und Muth im Persischen Kriege. Auch berühmte Männer, unter ihnen der Arzt Hippocrates, erwarben leichter diese Gunst. Sonst aber mochten sie, nach Solons Gesetz, nur diejenigen erlangen, die aus ihrem Vaterlande auf ewig verbannt, oder in Athen, ein Gewerbe treibend, sich häuslich niederliessen. 6000 Bürger mußten ihre Zustimmung ertheilen. Es geschah geheim, durch kleine Steine in Urnen geworfen. Selbst diese 6000 Stimmen konnte das Gericht noch widerrufen, wenn es, den Wandel des Aufzunehmenden prüfend, ihn der Ehre unwürdig fand; ein Schimpf, der Mehrere traf.

Wurde

Wurde aber die Volkswahl bestätigt, so genoß der neue Bürger alle Vorrechte der älteren; nur zu gewissen frommen Feyerlichkeiten, die einigen Geschlechtern (z. B. den Eumolpiden) eigen waren, und zu den Geschäften der neun Archonten wurden sie nicht zugelassen.

Pericles gab später ein Gesetz, daß nur diejenigen für freygebohrne Athenienser zu halten seyen, deren beyde Eltern frey gewesen. Seine eigenen Söhne genossen dieses Vorzuges, darum achtete der harte, eigensüchtige Mann es nicht, daß, durch entlockte Volksbilligung seines Vorschlages, 5000 Athenienser auf einmal ihrer Freyheit beraubt, als Sklaven verkauft wurden. Die Zahl der nunmehr ächt befundenen Bürger betrug noch 40000. Als aber das Schicksal, um den Gesetzgeber zu prüfen, ihm seine rechtmäßigen Söhne durch den Tod entriß, da trat er traurend unter das Volk und erbettelte für seinen unächten Sohn eine Ausnahme von dem selbst entworfenen harten Gesetze. — Der halbe Athenienser, wie Themistocles, durfte, wenn er auch Bürger war,

kein

kein Gymnasium betreten (die Cynosarge ausgenommen) und wurde sonst noch auf allerley Weise von seinen ganzen Mitbürgern unterschieden. Wer, ohne gültigen Beweiß, des Bürgerrechts sich angemaßt, wurde als Sklave verkauft. Streng untersuchten die Richter. Ausländer, jenes Verbrechens beschuldigt, wurden sogleich in Ketten geschlagen. Selbst eines Vaters eydliche Versicherung, daß seine Kinder ehelich erzeugt, oder rechtmäßig adoptirt worden, galt nicht immer unbezweifelt. In ein öffentliches Buch mußten ihre Nahmen, mit Zustimmung der Obrigkeit, eingetragen werden.

Eine zweyte, von Cecrops herrührende Eintheilung der Athenienser, war die in vier Stämme, die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Nahmen trugen, auch bey wachsender Bevölkerung bis auf zehn und zwölf vermehrt wurden. Anfangs zählte man zu jedem Stamm dreyßig Geschlechter, deren jedes wiederum aus 30 Männern bestand. Durch öffentliche Gastmähler, dieses wirksame Vereinigungsmittel unter allen Völ-

tern, suchte Solon die Stämme unter sich immer näher zu verbinden. — Gleiche Sitte ungefähr herrschte zu Sparta, dessen Bürger, gebohrne und aufgenommene, in sechs Stämme getheilt waren.

Den Schutzverwandten war vergönnt in Athen zu wohnen, doch keine Aemter konnten sie verwalten, keine Stimmen geben, mußten den Landesgesetzen gehorchen. „Ich nenne sie die Spreu der Städte," sagte Aristophanes. Ihre Geschäfte durften sie nur im Nahmen eines Bürgers betreiben, den sie gleichsam zum Schutzpatron wählten. So erfleht beym Terenz Thais den Schutz der Familie Phädria. An einem Feste der Minerva mußten die fremden Männer kleine Schiffe tragen, zum Zeichen ihrer Ueberkunft aus fremdem Lande, und die Weiber Wasserkrüge, auch wohl Sonnenschirme über den Köpfen der ächten, hochmüthigen Bürgerinnen. Auch einen jährlichen Tribut mußten sie erlegen, von dem nur die Söhnegebährenden Weiber befreyt blieben. Wer nicht zahlte, wurde ohne Er-

barmen auf den Markt zum Verkauf geführt; ein Schicksal, das sogar den Philosophen Xenocrates bedrohte, hätte nicht Lykurg ihn gerettet. — So war der Zustand der Schutzverwandten eben nicht beneidenswerth, doch ausgezeichnete Verdienste erkannten die Athenienser auch bey Fremdlingen willig an, und vergalten sie durch Befreyung von allen Auflagen, nur diejenigen ausgenommen, denen die Bürger selbst unterworfen waren.

Die dritte, zahlreichste Classe der Einwohner Athens theilte sich in Knechte und eigentliche Sklaven. Die Knechte, ursprünglich freygebohrne Männer, vermietheten sich zwar um Lohn, und hatten ihrer Armuth wegen, kein Stimm-Recht, allein sie konnten doch ihre Herren nach Belieben wechseln, oder, wenn sie durch Fleiß etwas erworben, sich von der Knechtschaft gänzlich befreyen. — Die Sklaven hingegen gehorchten blos der Willkühr ihrer Herren, an deren Güter sie für immer gefesselt waren, mußten die niedrigsten Arbeiten verrichten, litten oft Hunger, wurden gefoltert und getödtet, ohne daß jemals Re-

chen-

chenschaft von dem Peiniger gefordert wurde. Ihnen blieb keine Hoffnung der Erlösung. Auf ihre Kinder vererbten sie blos ihr Elend. Ja, diese hoch verfeinerten, für Freyheit glühenden Griechen, erlaubten sich schamlos jedes Mittel, um jene Unglücklichen moralisch herabzuwürdigen. In steter Entfernung wurden sie gehalten, nie sprach man zu ihnen ein trauliches Wort, nie scherzte man mit ihnen; jeder Funke von erhabenen Gesinnungen wurde durch die niedrigste Erziehung, durch harte Arbeit und Geisselhiebe geflissentlich erstickt. Das Vieh schäzte man höher als sie. Die treusten Diener ließ man im Alter verhungern.

Was nur irgend einen freyen Mann bezeichnete, mußte der Sklave meiden. Das Haar durfte er nicht wachsen lassen, sein Rock hatte nur einen Ermel. Der Salben und Wohlgerüche mußte er sich enthalten. Die Knabenliebe, dieser seltsame Hang der vornehmen Griechen, war ihm verboten. Sein Zeugniß galt nicht vor Gericht. Durch die grausamste Folter, auf der er oft die ge-

gequälte Seele aushauchte, erpreßte man Geständnisse von ihm. Die mancherley höllischen Gattungen der Folter beschreibt uns Aristophanes in den Fröschen. „Greif diesen Knecht," spricht dort Xanthias, „und zwinge ihn zum Geständniß." Auf des Aeacus Frage: „wie?" erwiedert Xanthias: „bind' ihn auf die Leiter, hänge ihn „auf, haue ihn mit der Peitsche, geißle ihn, fol„tre ihn, gieß ihm Essig in die Nasenlöcher, be„laste ihn mit Ziegelsteinen u. s. w." — Nicht einmal bey jedem Götterdienst durften die unrein geachteten zugegen seyn. Athen verschloß ihnen den Tempel der Eumeniden, Rom den des Hercules. — Und dennoch — den göttlichen Funken im Menschen kann der Mensch nicht ganz ersticken — dennoch gab es dann und wann hohe Seelen unter diesen Sklaven, die sich aus der Verworfenheit mit Gewalt herausarbeiteten, durch Weisheit, Tugend und Gelehrsamkeit ihre Herren beschämten oder gewannen, die Götter versöhnten, die Musen sich befreundeten. Wer kennt nicht den armen, ungestalten Aesop? den Dich-

ter Alcman? und den Sittenlehrer Epictet? Wen rührt nicht des Letztern Epigramm: „Ich, „Epictet, war ein Knecht, am Körper gebrechlich, „und arm wie Irus, aber doch ein Liebling der „unsterblichen Götter." —

Ein unter Bürgern üblicher Nahme durfte, ohne Beschimpfung desselben, keinem Sklaven beygelegt werden. Harmodius und Aristogiton, die Nahmen zweyer berühmter Vaterlandsvertheidiger, waren sogar durch ein ausdrückliches Gesetz den Sklaven untersagt. Gewöhnlich nannte man sie blos nach ihrem Vaterlande: der Syrier, der Lydier u. s. w., oder man gab ihnen dort gemeine Nahmen. (Die meisten Sklaven zu Athen hießen Geta oder Davus, von den Völkern der Geten und Dacier.) Nicht mehr als zwey Sylben mußten sie haben, wie bey den Hunden. Daher, als einst Demosthenes einem gewissen Aeschines den Vorwurf machte, sein Vater sey ein Sklave, fügte er als Beweiß hinzu, er habe seinen Nahmen Tromes in Atrometus verwandelt.

Bey solcher Behandlung einer Menschengattung, die an Zahl ihre Peiniger so weit übertraf, war es freylich weise von den Letztern, daß sie den Gepeinigten das Tragen der Waffen streng verboten und sie vom Kriegsdienst ausschlossen. Nur in großer Gefahr, wenn der Staat keine andere Rettung mehr sah, bewaffnete man sie. Zum Erstenmal geschah es, als die Perser unter Darius die Athenienser bekriegten. Diesem Beyspiel folgten andere griechische Staaten, doch stets mit großer Behutsamkeit. Die Spartaner bewaffneten einst 2000 Heloten (so hießen ihre Sklaven) gegen die Macedonier, wagten es aber nicht, deren Mehrere aufzustellen. Fast ein Wunder scheint es, daß diese Sklaven selten oder nie einen Versuch gewagt, ihre Ketten zu zerbrechen. Nur der Spruch Homers erklärt dieß Wunder: „die „Hälfte der Tapferkeit nimmt der lautdonnern„de Jupiter dem, der in Knechtschaft gerathen „ist."

Einmal sollen sich die Sklaven zu Athen einer Feste bemächtigt und das ganze Land verwüstet,

doch am Ende nur den Tod, oder ein härteres Joch errungen haben. Durch die Flucht entzogen sie nicht selten sich ihrem Elend, und giengen über zu den Feinden. Ertappt wurden sie auf einem Rade gefoltert. Gleiche Strafe litt der Dieb. Sonst züchtigte man sie mit der Geissel, oder sandte sie, bey größeren Vergehen, in die Mühle; denn zu jener Zeit, wo noch alles Korn gestampft werden mußte, war diese Arbeit eine der beschwerlichsten. Auch das Brandmarken war eine sehr gewöhnliche Strafe. Meistens geschah es an der Stirn, oft auch an dem Theile des Leibes, mit dem der Sklave gesündigt hatte. Den Fresser brandmarkte man auf den Bauch, dem Verleumder schnitt man die Zunge aus. Solche gezeichnete Menschen nannte Aristophanes mit gräßlichem Spott Perlhühner.

Auch diese Strafe hatte sinnreiche Abstufungen. Für die höchste Beschimpfung galt, wenn Buchstaben eingebrannt wurden, daher der Schimpf des heutigen Ehrentitels, Literatus. Daß aber nur die öffentliche Meynung Ehre oder Schande

mit

mit gewissen Zeichen verbindet, bewiesen zu gleicher Zeit die Thracier, die, nach Herodots Zeugniß, nur Standes-Personen vergönnten, sich Buchstaben einzubrennen. Die Griechen bedienten sich oft auch dieses grausamen Mittels, ohne andern Grund, als um vielleicht künftig einen entlaufenen Sklaven leichter zu erkennen.

Die Athenienser zeichneten sich doch durch eine Art von Menschlichkeit gegen ihre Sklaven vor den übrigen Griechen aus, denn einem zu hart bedrückten stand des Theseus Tempel als Freystatt offen. Wer ihn da wegzureißen wagte, schändete das Heiligthum. Hier durfte der Unglückliche zwey Klagen gegen seinen Henker erheben: wegen verletzter Keuschheit oder wegen allzuharter Behandlung. Dadurch erlangte er, nach geführtem Beweiß, daß der alte Peiniger an einen neuen Peiniger ihn verkaufen mußte; weiter nichts. — Aber auch die Zunge des Sklaven war in Athen minder gefesselt als im übrigen Griechenland, das beweisen die Lustspiele des Aristophanes, Plautus und Terenz. Da nun eines der köstlichsten

Menschen-Rechte darinn besteht, reden zu dürfen, so wurde durch dessen freyere Uebung die Sklavenkette sehr erleichtert. Der freye Genuß manches Vergnügens war ihnen zu Athen, und nur zu Athen vergönnt, daher Demosthenes einst den Zustand eines atheniensischen Sklaven höher prieß, als den eines Bürgers in andern Städten, und Plautus verwunderte sich, daß auch diese Knechte essen, trinken und lieben durften, gleich freyen Atheniensern. — Erwarb der Sklave so viel, daß er seine Freyheit erkaufen konnte, so durfte der Herr ihm das nicht weigern. Lange treue Dienste pflegte man auch wohl durch Freylassung zu belohnen. War dem Staate ein wichtiger Dienst durch einen Sklaven geleistet worden, oder hatte der Sklave die Waffen rühmlich für den Staat getragen, so vermittelte dieser dessen Freyheit. So zum Beyspiel nach der Seeschlacht bey Arginusä, wo die Athenienser, mit Hülfe ihrer tapfern Sklaven, die Lacedämonier schlugen, und aus Dankbarkeit ihre Kampfgesellen für freye Männer erklärten. Darum klagt beym

Aristo-

Aristophanes der Sklave Xanthias, unter einer schweren Bürde fast erliegend: „Ach ich Unglücklicher! warum hab' ich nicht mit zur See „gefochten!" — Indessen war die erlangte Freyheit doch nur in seltenen Fällen mit dem Bürgerrecht verknüpft, „denn es ist unanständig," so beschweren sich die Bürger beym Aristophanes, „daß „die, die Einmal zur See gefochten, plötzlich aus „Knechten Herren werden." — Nur die Rechte der Schutzverwandten erlangten die Freygelassenen, mußten gleichen Tribut entrichten, den alten Herrn als Patron verehren, ihm treu und gefällig bleiben; wo nicht, so durfte er sie verklagen und wohl gar aufs neue in die alten Fesseln schmieden. Hingegen durfte auch der Freygelassene von dem Patron Achtung und glimpfliche Behandlung fordern; ein Sachwalter vertrat ihn vor Gericht.

So gut wurde es den Sklaven im übrigen Griechenland nicht. Es war zu Sparta eine gewöhnliche Redensart: „hier ist der Freye am freysten, „der Sklave am meisten Sklave." — Die Heloten

ten waren vormals die Bewohner einer von den Spartanern eroberten Stadt Helos, die sämmtlich von dem Sieger zu ewigen Fesseln verdammt wurden. Der freye Bürger zu Lacedämon trieb kein Gewerbe, denn es war ihm schimpflich. Er schmaußte, jagte, schwatzte in seinen Klubbs, während die Heloten für ihn den Acker bauen, und jedes Lebensbedürfniß herbey schaffen mußten. Glücklich noch hätte man sie preißen mögen, wäre nur durch milde Behandlung ihr Fleiß vergolten worden, aber sie seufzten unter dem härtesten Drucke. Es wurden sogar, Kraft eines geheimen, in der Hölle erdachten Gesetzes, von Zeit zu Zeit Jünglinge, mit Dolchen bewaffnet, ausgesandt, die bey Tage in Klüften und Gebüschen sich verbargen, bey Nacht auf den Landstraßen jeden Heloten ermordeten, der, von seiner sauern Arbeit heimkeuchend, das Unglück hatte, ihnen zu begegnen. Auch am hellen Tage überfiel man sie bisweilen auf den Feldern, und mischte ihr Blut mit ihrem Schweiße. Wenn die Obrigkeiten, Ephoren genannt, ihr Amt antraten, so pflegten sie den

den Heloten den Krieg zu erklären, und meynten, durch dieses elende Gaukelspiel ein Recht zu jenen Mordthaten zu begründen.

Ein Beyspiel vor allen bedeckte die Spartaner mit ewiger Schande. Zweytausend Heloten wurden, treuer Dienste wegen, in Freyheit gesetzt, öffentlich gekrönt, um alle Tempel geführt, und — plötzlich verschwanden sie Alle! nie erfuhr man, wie und wo sie ihr Leben geendet. — Keine Art der Erniedrigung wurde den unglücklichen Heloten erspart. Man zwang sie mit Gewalt zum übermäßigen Trunk, um dann die Taumelnden in die öffentlichen Hallen zu führen, den Kindern zu Lehre und Spott. Unsittliche Tänze mußten sie aufführen und abgeschmackte Lieder singen. Ein ernstes Lied hielt man durch ihren Mund entweyht. So versanken sie in die tiefste Schmach, aus der, selbst fern von ihren Henkern, sie den Nacken nicht zu erheben vermogten. Als die Thebaner einst viele Heloten gefangen, begehrten sie umsonst von ihnen, die zu Sparta beliebten Oden des Terpander oder Alcman zu singen,

gen,

gen, denn zitternd sprachen die Heloten: „wir „dürfen nicht, es sind die Lieder unserer Her„ren." — Noch trauriger — wo möglich! — soll zu Sparta das Loos der überwundenen Messenier gewesen seyn.

Von dem dreyfachen Ursprung der Sklaverey in Griechenland ist der Eine schon berührt worden. Die meisten dieser Elenden waren Kriegsgefangene. Aber auch die Armuth zwang Viele sich selbst zu verkaufen. Noch Andere, oft von guter Herkunft, wurden gestohlen und als Sklaven feil geboten. Die Thessalier besonders wurden dieser Schändlichkeit bezüchtigt. Darum fragt beym Aristophanes die Armuth: woher wirst du Sklaven bekommen? — und Chremylus antwortet: „ich werde sie kaufen." — Von wem? — „von einem Sklavenhändler aus Thes„salien, woher die meisten Menschenräuber kom„men." —

Wer einen Freygebohrnen verkaufte, wurde, dessen überwiesen, freylich hart bestraft, aber eine Tochter oder Schwester, im verbotenen Umgang

gang ertappt, durfte man rechtlich zur Sklavin machen.

Zu Ephesus und auf den Inseln Samos und Cypern blühte der gräßliche Sklavenhandel. Da bezahlte man 500 Drachmen für einen schönen oder geschickten Knecht, noch mehr für einen Verschnittenen. Zu Athen führte man die Sklaven am ersten Tage jedes Monats auf den Markt; dann trat der Ausrufer auf einen Stein und rief das Volk zusammen. Dem neuen, in das Haus gebrachten Sklaven zum Willkommen, wurde ein Gastgebot veranstaltet, man überschüttete sein Haupt mit Früchten, fast mögte es scheinen spottweise. — Kayser Hadrian war der Erste, der den Herren die gräßliche Befugniß nahm, ihre Sklaven zu ermorden, ohne Rechenschaft geben zu dürfen. Unter Nero und andern grausamen Beherrschern Roms, mußten die Herren, nothgedrungen, ihre Sklaven milder behandeln, aus Furcht, von ihnen als Uebelgesinnte angeklagt zu werden. Es ist merkwürdig, daß, nicht allein in Griechenland und Rom, sondern überall, die Herrschaft der

Tyrannen den zuvor unterdrückten Volksklassen heilsam war. — Die Ausbreitung der christlichen Religion beschränkte gleichfalls die Willkühr harter Herren. Kayser Constantin verbot, die Sklaven an der Stirn zu brandmarken. Nur ein Täfelgen mit einer Innschrift durfte man ihnen um den Hals hängen. Eine solche, noch aufbewahrte Innschrift lautete zum Beyspiel so: „Halte mich, „denn ich bin entronnen, und liefere mich mei„nem Herrn, dem Bonifacius Linarius, wieder „aus."

Nicht Menschlichkeit allein bewog die Christen zu jener Milde, sondern wohl vorzüglich das Bestreben, Neubekehrte zu gewinnen, und wer mogte williger dazu gefunden werden, als ein solcher Unglücklicher, der seinen Zustand zu verbessern hoffte? —

4. Die Obrigkeiten.

Jezt werfen wir einen Blick auf Athens Obrigkeiten. Sie wurden im Tempel des Theseus

durch

durch das Loos erwählt. Man schrieb den Nahmen des Candidaten auf ein ehernes Täfelgen, fügte eine weisse oder schwarze Bohne hinzu, und warf es in die Urne. Doch wen das Volk besonders ehren wollte, zum Beyspiel den gerechten Aristides, den erwählte es einmüthig durch Aufhebung der Hände. — Solon schloß die Armen von Verwaltung der Aemter aus, doch Aristides vernichtete dieses harte Gesetz, der Aermste wie der Reichste durfte auf die höchsten Würden Anspruch machen. Bescheiden traten oft von selber die schüchternen Armen zurück, zufrieden, daß Geburt und Reichthum keinen empörenden Vorzug gewährten, wohl aber Redlichkeit und Tugend; denn der Lasterhafte, der Verschwender, der mit Schulden belastete, war des Amtes unfähig. Vor gewissen Richtern auf dem Markte wurde des Gewählten Lebenswandel geprüft, und konnte Jemand ihn eines Fehlers zeihen, so gieng er der Ehrenstelle verlustig. Wer nach vollbrachter Amtsführung nicht Rechenschaft ablegte, den durfte das Volk nicht mit einer Krone beschenken; der

durfte um kein anderes Amt sich bewerben, oder in die Fremde reisen, oder mit seinem Vermögen schalten; damit dieses, im Fall befundener Untreue, dem Staate Ersatz gewähren könnte. — Logisten wurden die furchtbaren Richter der entlassenen Beamten genannt. Aber auch selbst während der Amtsverwaltung mußten die neun Archonten dem Volke Bericht erstatten, ob sie untadelhaft sey. Klagten diese, und wurden Beschwerden umständlich vorgetragen, so erhob sich der Herold dem Volke gebietend zu stimmen. Dann hoben zuerst Alle ihre Hände empor, die den Beklagten für schuldig, zuletzt auch die, die ihn für schuldlos erkannten.

Am neuen Jahrstage traten die Obrigkeiten ihre Aemter feyerlich an; Opfer wurden den Göttern gebracht, und in den Tempeln des Jupiters und der Minerva erschollen Gebete für das Heil der Stadt.

Neun Archonten, oder Regierer, waren die vornehmste Obrigkeit, einer strengen Prüfung unterworfen. „Seyd Ihr freye Bürger" fragte der

Senat

Senat, „bis ins dritte Geschlecht? — Seyd Ihr „Landes-Kinder? — Habt Ihr Euren Eltern stets „die kindliche Pflicht bewiesen? — Habt ihr als „Krieger dem Vaterlande gedient? — Seyd Ihr „gesundes Leibes? Seyd Ihr wohlhabend?" — Dann schwuren die Archonten, gerecht und unpartheyisch zu regieren, und wenn sie jemals der Bestechung überwiesen würden, dem delphischen Apoll eine goldene Bildsäule zu weyhen.

Die verschiedenen Zweige der Verwaltung theilten sie unter sich, manche blieben ihnen gemeinschaftlich. Missethäter durften sie am Leben strafen. Sie trugen Myrthen-Kronen, waren frey von allen Abgaben, und wer sie zu beleidigen wagte, bedeckte sich mit öffentlicher Schande, denn es wurde geachtet, als habe er den Staat selbst beleidigt.

Der erste Archont, und zugleich der Vornehmste unter ihnen, war Vormund der Waysen, sorgte für Gottesdienst, Lebensmittel und Schauspiele. Er begieng ein schweres Verbrechen, wenn er sich betrunken finden ließ. — Der zweyte Ar-

chont, König genannt, richtete die Priester; verurtheilte die Tempel-Schänder; verherrlichte durch seine Gegenwart die frommen Feyerlichkeiten; opferte für den Staat. Merkwürdig ist, daß mehrere dieser Pflichten ihm seine Gattin ausüben half, wenn sie als ächte Bürgerin und Jungfrau sich ihm vermählt hatte. Sie hieß dann Königin. — Mörder zog er vor Gericht, und legte, während der Untersuchung, seine Krone ab. — Der dritte Archont, der Polemarch, stand dem Kriegswesen vor; versorgte die Kinder, deren Väter im Dienst des Vaterlandes geblieben; feyerte den Gedächtnistag des Harmodius; ordnete die Lieder an, welche die Jugend zum Lobe der verstorbenen, berühmten Männer sang; und seiner Obhut waren die Fremdlinge vertraut. — Die sechs übrigen Archonten hießen Thesmotheten, Richter in mancherley Streitigkeiten. Sie appellirten an das Volk, sie prüften die Obrigkeiten, sie sammelten die Stimmen, sie bestätigten die Verträge, sie verhüteten unweise Gesetze.

Den

Den Archonten untergeordnet waren die Eilfmänner, auch wohl Hüter der Gesetze benannt. Unter ihrer Aufsicht standen die Gefängnisse; sie vollzogen die Urtheile. — Diesen und noch mehrern geringern Obrigkeiten, dienten, als Vollstrecker ihrer Befehle, tausend Toroten (eine Art von Polizey-Soldaten) die in Zelten auf dem Markte wohnten. Sie wurden auch bisweilen Scythen genannt, weil man sie ihrer Stärke und Rohheit wegen, gern aus diesem Lande nahm. Daher spricht beym Aristophanes ein solcher Torote in einer fremden Mundart.

In den Händen der Lexiarchen befand sich das große Buch, in welches die Nahmen aller Bürger eingetragen wurden. — Daß weder Gesetze noch Gebräuche, weder vom Volke noch von den Obrigkeiten, verletzt wurden, dafür sorgten die Nomophylaken, die, als Zeichen ihres Ehrenamtes, bey feyerlichen Spielen ein weisses Band trugen, und im Theater auf Ehrenplätzen den Archonten gegenüber saßen. — Die Nomotheten, tausend an der Zahl, hatten blos die Obliegenheit,

heit, alte Gesetze zu beprüfen, und die den Zeitumständen nicht mehr angemessenen, durch einen Volksschluß aufzuheben. — Der erste Schatzmeister des Staats verwaltete dieß Amt nur Einmal in seinem Leben, fünf Jahre lang. Ein großer Haufe von Beamten war ihm untergeordnet. Einige trieben die Abgaben ein, und verkauften die Unglücklichen, die sie nicht zu entrichten im Stande waren; Andere verpachteten die Güter des Staats, beschazten die Bürger nach ihrem Vermögen, trieben Schulden und Strafgelder bey, empfiengen den der Minerva gebührenden Theil u. s. w., vertheilten auch wohl Geld an arme Bürger, um ihre Sitze im Theater zu bezahlen, eine Gewohnheit, durch deren Einführung sich Pericles bey dem Volke beliebt machte, und die später Gesetzes-Kraft erhielt. — Die Einkünfte des Staats wurden erhoben von Aeckern, Erzgruben, Waldungen; von Schutzverwandten und Freygelassenen; von Aus- und Einfuhr der Güter; von zinnsbaren Städten, (eine Abgabe, die nach und nach bis auf 1300 Talente

stieg;)

stieg;) von besteuerten Bürgern; von Bestraften.

Wer kann die Nahmen von Athens Obrigkeiten Alle nennen oder behalten? Einige kauften fremdes Getraide für die auf unfruchtbaren Boden gelegene Stadt, Andere bestimmten Maaß und Preiß desselben; diese verhüteten die Ausfuhr des Silbers, Jene schlichteten Streitigkeiten zwischen Kaufleuten und Schiffern; diese wachten über die Reinlichkeit der Stadt, jene über die Sicherheit der Landstrassen. Kanäle, Brunnen, Wasserleitungen hatten ihre eigenen Vorsteher. Andere beobachteten die Jünglinge, damit sie ein mässiges Leben führen mögten. Noch andere verhüteten das Berauschen bey Gastgeboten, und was sonst wider die guten Sitten lief. Auch sogar die Damen zu Athen waren grämlichen Obrigkeiten unterworfen, die ihren Putz musterten, die Eitelsten um Geld straften, ja wohl gar den übertriebenen Schmuck ihnen abnahmen und öffentlich zur Schau stellten.

Noch eine höchst seltsame, doch gewissermaßen erhabene Einrichtung war folgende: so oft dem Staate ein beschwerlicher und kostbarer Dienst zu leisten war, so wählte man dazu einige Männer aus 1200 der reichsten Bürger, die ohne Murren, ohne Widerrede, aus bloßer Vaterlandsliebe dem Staate Hülfe leisten mußten. Wollte Einer der Gewählten sich von dieser Last befreyen, so mußte er einen Andern nennen, den er für reicher hielt als sich; dann aber stand es diesem Andern frey, sein ganzes Vermögen mit dem des Angebers zu vertauschen, bey welchem Tausch von beyden Theilen die Güter eydlich angezeigt wurden. Selten entstand ein solcher Zwist, denn eine rege Vaterlandsliebe trieb die Athenienser zu großen, freywilligen Opfern in der Zeit der Noth. —

Noch gab es einige Staatsämter, nicht eigentliche Obrigkeiten. Die Redner, die das Volk ernannte, um für oder gegen Gesetze zu sprechen; die Sachwalter, die für jede Streitsache aus dem öffentlichen Schatze eine Drachme erhoben; die Gesandten an fremde Mächte, die

täg=

täglich zwey Drachmen empfingen und bey ihrer Zurückkunft Rechenschaft dem Volke abzulegen verbunden waren; die Herolde, unverletzliche Personen; weshalb Ulyß, so oft er Kundschafter aussandte, um zu erfahren, in welches fremde Land Wind und Wellen ihn getrieben, jedesmal einen Herold ihnen beygesellte, der auch überall, nur nicht bey den Cyclopen und andern Wilden, für unverletzlich geachtet wurde. Endlich noch die Schreiber, (zu Athen ein geringer Dienst) welche die Urkunden und Gesetze abschrieben, vorlasen, aufbewahrten.

Die berühmteste und ruhmwürdigste Obrigkeit in Griechenland war die Versammlung der Amphictyonen, zu welcher auch Athen ein Mitglied sandte. Ueber Ursprung und Nahmen dieses Erhabensten aller Richterstühle wird noch gestritten; man darf beyde vergessen über der Bewunderung des schönen, großen Zweckes. Ein festes Band umschlang die griechischen Staaten, deren Jeder einen Ehrenmann zu dem Rath der Amphictyonen lieh. Zweymal im Jahre versammel-

melte er sich bey Thermopylä, jenem Felsen-Passe; gleich berühmt durch den Opfertod des Leonidas und seiner Schaar, wie durch die Sitzungen der Friedens-Richter von ganz Griechenland. Wenn Städte mit einander haderten, und keine vom vermeynten Rechte wich, so griffen sie drum nicht zum Schwerdte, sondern die Amphictyonen entschieden, und ihr Spruch ward mit Ehrfurcht aufgenommen. Hätte der verlierende Theil gewagt sich dem zu widersetzen, so würden gegen ihn alle Griechen unter die Waffen getreten seyn. Die Amphictyonen bewahrten den Ruhm des Vaterlandes; sie schwebten gleichsam über Griechenland als Schutzgeister, in keiner Stadt heimisch, nur den Staat überschauend. Sitz und Stimme in ihren Versammlungen war eine Ehre um die gebuhlt, die durch große Thaten errungen, durch unwürdige Handlungen verlohren wurde. Einst verwüsteten und plünderten die Phocenser den delphischen Tempel; da rief ein Decret der Amphictyonen alle Griechen unter die Waffen gegen das ruchlose, das Heiligthum entweihende

hende Volk, und, nach einem zehnjährigen Kriege, wurden die überwundenen Phocenser des Ehrenplatzes in diesem hohen Rathe beraubt, an ihrer Stelle die Macedonier dankbar aufgenommen, weil ihre Tapferkeit Jene besiegen halfen. Doch als später die Gallier unter Brennus alle Heiligthümer Griechenlandes verheerten und plünderten, da errangen die Phocenser das eingebüßte Vorrecht wieder, indem sie jetzt, rühmlicher als alle Griechen, für dasjenige fochten, wornach sie einst die räuberischen Hände ausgestreckt hatten.

Nach der berühmten Seeschlacht bey Actium, erbaute Kayser August zum Andenken seines Sieges, die Stadt Nikopolis, und wußte sie nicht höher zu ehren, als durch die bewürkte Aufnahme ihrer Abgeordneten unter die Zahl der Amphictyonen. — Deren ursprüngliche Bestimmung war, den Tempel des Apoll zu Delphi und dessen Kostbarkeiten zu bewahren; nach und nach erwarben sie das höhere Recht, zwischen den verschiedenen Völkern Griechenlands Friede und Freundschaft zu erhalten, und deren vereinte Kräfte zum

Heil

Heil des gemeinsamen Vaterlandes zu wecken. Sie schwuren, dieses erhabene Ziel nie aus den Augen zu verlieren, sie legten, bey der Rückkehr in die Vaterstadt, Rechenschaft von ihrem Verhalten ab. Von wichtigen und bittern Streitigkeiten, in welchen ihr Spruch entschied, erzählt uns die Geschichte. Noch zu den Zeiten des Antoninus Pius bestand dieser erhabene Richterstuhl, damals dreyßig Stimmen zählend.

Auch Athen berathschlagte in Volksversammlungen über das Beste des Staats. Hier gab jeder Bürger seine Stimme; nur Beschimpfte oder Knechte, Fremdlinge, Weiber oder Minderjährige blieben davon ausgeschlossen. Doch soll zu Cecrops Zeiten das zartere Geschlecht ein gleiches Recht geübt, und damals, in dem Streit zwischen Minerva und Neptun, für Minerven entschieden haben. Viermal in 35 Tagen wurden diese Versammlungen gehalten, in welchen das Volk seine Obrigkeiten bestätigte oder verwarf; was ihm für das Ganze nützlich dünkte, vortrug oder genehmigte; fremde Gesandten hörte; den

Göt-

Götterdienst ordnete. Hier erschien es ungerufen. Allein nicht selten beschied es der Herold auf den Markt, oder auch wohl in das Theater des Bachus, wenn dringende Angelegenheiten es erfoderten. Die Prytanen hiengen zuvor einen Anschlag aus, den Gegenstand enthaltend, über den gesprochen werden sollte, damit ein Jeder sich vorbereiten konnte. Keiner durfte seine Stimme geben, bis die Vorsitzer das Zeichen ertheilt. — Wenn es geschah, daß die Athenienser den Besuch solcher Versammlungen vernachläßigten, so bedienten sich die Obrigkeiten mancher Zwangsmittel. Alle Thore wurden gesperrt, dasjenige ausgenommen, welches zu dem Versammlungsorte führte. Alle Buden blieben verschlossen. Man schickte Toxoten mit rother Farbe auf den Markt, die Jeden bezeichneten, den sie erhaschen konnten, und der sodann eine Geldbuße erlegen mußte. Daher beym Aristophanes die Stelle: „Indessen „plaudern sie auf dem Markte und fliehen von „allen Seiten vor dem rothgefärbten Stricke.“ — Denen, die zu rechter Zeit sich einfanden, zahlte

man

man einen Obolus oder Triobolus, wodurch wenigstens die ärmern Bürger zu ihrer Pflicht gelockt wurden. „Hast du einen Triobolus empfan„gen?“ fragt Blepyrus beym Aristophanes, und Chremes antwortet: „Ach! möchte ich ihn „nur empfangen haben! aber ich kam zu spät.“ — Fiel ungestümes Wetter ein, Sturm oder Erdbeben, so wurde die Versammlung aufgeschoben. Wo nicht, so opferte man junge Schweine innerhalb des geweihten Platzes; der Herold betete laut für den glücklichen Erfolg der Berathschlagung, und verfluchte Jeden, der ihn hindern würde. Dann trugen die Proedri die Sache vor. Der Herold rief: Wer will reden? — Nun standen die Aeltesten auf, die über 50 Jahre zählten, bestiegen die Rednerbühne und verlautbarten ihre Meynung. Nach ihnen sprachen die Jüngern. Dem Unbefugten geboten die Prytanen zu schweigen. Den Widerspenstigen trieben die Toxoten vom Markte. — Daß aber an die Volksversammlung nichts gelangen durfte, was nicht zuvor weise geprüft worden, darüber wachte der Rath der

Fünf=

Fünfhundert, aus den redlichsten, unbescholtensten Männern der Stadt, durch geheime Stimmen mit Bohnen erwählt. Die Vorsitzer dieses Senats, Prytanen, wechselten von 5 zu 5 Tagen. Das Loos bestimmte unter ihnen den Bewahrer des Staatssiegels und des Schatzkammerschlüssels, doch — so groß war die Behutsamkeit in diesen wichtigsten Gegenständen, daß man nur auf Einen Tag sie ihm anvertraute. In einem großen Saal, Prytaneum genannt, waren die Senatoren stets bereit Jeden anzuhören; da opferten sie; da hielten sie mit einander ihre mäßigen Mahlzeiten. Zu diesen eingeladen zu werden, galt für eine große Ehre, die nur hochverdienten Bürgern, den Siegern in den olympischen Spielen, fremden Gesandten und solchen Waysen wiederfuhr, deren Väter ihr Leben dem Vaterlande geopfert hatten. Den Saal umgaben die Bildsäulen der Schutzgötter, Helden und anderer berühmter Männer. Solons Gesetze waren dort angeschlagen.

Brachte Jemand eine Sache vor die Prytanen, so wurde sie auf Täfelgen geschrieben, und jeder Richter empfieng Eines dieser Täfelgen noch vor der Zusammenkunft, in welcher er dann seine Meynung stehend vortrug; denn kein Grieche, er mogte seyn von welchem Rang er wollte, unterstand sich sitzend zu reden. Darum läßt auch Homer den Achill, und Ovid den Ajax aufstehn, um zu sprechen. — Nach gepflogenem Hin = und Wiederreden stimmten die Prytanen mit weissen und schwarzen Steingen. Ihre Decrete mußte zwar das Volk bestätigen, dennoch war ihre Macht sehr groß, denn der Vortrag hieng von ihnen ab; sie waren es, welche die Obrigkeiten zur Rechenschaft zogen, die Armen versorgten, die Flotte unterhielten, kurz, auf deren Schultern der Staat ruhte. Aber auch sie mußten, nach vollendeter Amtsführung, strenge Rechenschaft ablegen, und machte, während derselben, Einer unter ihnen sich des verlezten Eydes verdächtig, so stießen seine Mitbrüder ihn aus; er war beschimpft für seine Lebenszeit. Den seiner Pflicht Getreuen hingegen

gegen, belohnte der Staat aus dem öffentlichen Schatze. Die Erbauung neuer Kriegsschiffe vergalt ihnen das Volk durch Ehrenkronen.

Nicht minder geachtet war der Areopag, also genannt von einem dem Mars geweihten Hügel, wo er sich zu versammlen pflegte. Er bestand aus einigen hundert Gliedern, unter welche von Jahr zu Jahr die wohl regiert habenden Archonten aufgenommen wurden, doch nur nach strenger Prüfung. Hatte einer derselben jemals ein öffentliches Haus betreten, so bedurfte es weiter keines Grundes, um ihn auszuschließen. Wessen Ruf nicht ganz unbescholten war, der wurde ohne Erbarmen ausgestossen, nicht genug, daß sein Wandel untadelhaft gewesen, auch seine Geberden, seine Worte mußten ernsthaft, männlich seyn. Ein Lustspiel zu schreiben, war jedem Areopagiten ausdrücklich untersagt, und in ihrer Versammlung zu lachen, galt für unverzeihlichen Leichtsinn. Wer noch nicht untadelhaft war, der wurde es hier, oder nie. Demosthenes ertheilt dem Areopag das Zeugniß, daß er nie ein Urtheil

gefällt, über welches der Kläger oder Beklagte sich mit Recht beschweren können. Das war bekannt unter allen Griechen, daher oft fremde Staaten sich freywillig dessen Ausspruch unterwarfen. Er sprach über Leben und Tod, über Mörder und Vaterlands-Flüchtige; er hatte die Macht, losgesprochene Verbrecher oder unschuldig Verurtheilte vom Volke zurück zu fodern. Er bewahrte die Gesetze; bestimmte die Anwendung des öffentlichen Schatzes; sorgte für die Erziehung der Jugend; wachte über die guten Sitten, belohnte die Tugend, bestrafte das Laster in jedem Alter, jedem Stande; verhütete vor allen den Müssiggang, ließ die Götter und ihre Tempel in Ehren halten. Darum mußte Plato — in Egypten in Erkenntniß eines einzigen Gottes unterwiesen — seinen Glauben verbergen, aus Furcht vor diesem Richterstuhl. Darum mußte Paulus — eine neue Lehre predigend — sich vor demselben verantworten, darum wurde Socrates von ihm verurtheilt. Nur in Staatssachen mischte der Areopag sich nicht, ohne drohende Gefahr. — Seine Sitzungen

gen hielt er unter freyem Himmel und zwar in finsterer Nacht, damit der Kläger wie der Beklagte nur gehört, nicht gesehen werden mögten. So wurde die Gefahr vermieden, der einst andre Richter unterlagen, als das Freuden-Mädchen Phryne, durch Entblößung ihres schönen Busens ihr Verdammungsurtheil abwandte.

War von einem Mord die Rede, so schwur der Kläger bey den Furien, daß er mit dem Ermordeten nahe verwandt, der Beklagte, daß er unschuldig an der That sey. Dann setzten sich beyde auf silberne Bänke, den Göttinnen der Beleidigung und der Unschuld geweiht. Der Angeklagte durfte zwey Reden halten. Nach Endigung der ersten stand es ihm frey, wenn er an einem günstigen Ausgang verzweifelte, freywillig in die Verbannung zu gehn, dann aber wurde sein Vermögen eingezogen und öffentlich verkauft. In den Reden durfte blos nackte Wahrheit oder Thatsache ohne allen Schmuck vorgetragen werden. Schritt der Areopag zum Spruch, so geschah es mit großem Ernst und tiefem Schweigen,

(denn

(denn — verschwiegener als ein Areopagit — war ein Sprüchwort unter den Griechen.) Zwey Urnen wurden hingestellt, die eine von Erz, die andere von Holz. Die Stimmen in jener verdammten den Beklagten, die in dieser sprachen ihn los.

Diese ehrwürdigen Richter empfiengen nie Kronen, hielten sich blos durch ihr Bewußtseyn und die öffentliche Achtung belohnt. Unwandelbar genossen sie der leztern bis auf die Zeiten des Pericles, der — weil man die Aufnahme ihm, der nie zuvor Archon gewesen — verweigerte, durch den Mißbrauch der Volksgunst ihrer Behörde vieles entzog, ihr Ansehn schwächte, worauf die Athenienser schnell vom alten Pfad der Tugend wichen, und von Plutarch mit einem wilden unbändigen Rosse verglichen wurden, das seinen Reiter abgeworfen. Leider ergriff endlich das Verderben die Areopagiten selbst, und Demetrius Phalereus, den sie einst wegen seines leichtsinnigen Wandels tadelten, durfte ihnen antworten: „bessert zuvor „Euch selbst Ihr, die ihr Euch bestechen lassen

und

„und fremde Weiber verführt, denn Ihr seyd „schlimmer als ich." Ein alter Dichter, Demetrius, durfte sogar ein Lustspiel, der Areopagit, schreiben und auf der Bühne über sie spotten. So geht durch Eigensucht Eines Menschen oft das Heiligste für Alle unter.

Noch gab es ein Gericht von Bürgern für unvorsetzliche Todschläge; ein Anderes für Mord aus Nothwehr, oder wegen Ehebruch begangen; (hier pflegte der Mörder sein noch vom Blute triefendes Schwerdt gegen die Sonne zu schwenken, als wolle er die Götter zu Zeugen seiner Unschuld anrufen, wie auch Orest beym Euripides thut.) Ein Drittes für Todschlag durch Zufall oder leblose Dinge geschehn; (so wurde zuerst über ein Beil gerichtet, womit ein Priester Jupiters einen für heilig gehaltenen Stier getödtet und dann entronnen war. — Auf diesem Gerichts-Platz unterhielten alte Wittwen eine ewig brennende Lampe.) — Der Eingang zu allen diesen und noch mehreren ähnlichen Gerichtshöfen, war mit rothen Buchstaben bezeichnet, und die Richter trugen ei-

Bayerische Staatsbibliothek München

nen Stab oder Scepter, als das einzige Ehrenzeichen ihrer Würde, den sie nach dem Verhör zurückgaben, und dagegen von den Prytanen einige Obolen für ihre Mühe empfingen. Die Bildsäule des Lycus mit dem Wolfsgesicht stand neben jedem Richterstuhl. Für bürgerliche Angelegenheiten, war der der Heliasten, der besuchteste. Um das Zudrängen des Volkes zu verhüten, wurde der Gerichts-Platz mit Säulen umzogen und der Herold gebot jedem müssigen Gaffer sich zu entfernen. Dann rief er laut: „wenn noch Je-„mand von den Heliasten draussen ist, der komme „herein!" denn wer nach einmal begonnener Untersuchung erschien, dem war kein Urtheil mehr verstattet. Der vorgeladene und muthwillig ausbleibende Beklagte wurde sogleich verdammt. Er sowohl als der Kläger mußten, vor der Prüfung ihres Streites, eine Summe Geldes niederlegen, die nach der Entscheidung unter die Richter vertheilt wurde. Der Gewinnende erhielt das Seinige von dem Verlierenden zurück. Wer sich, von der Sache unterrichtet, dennoch weigerte ein Zeug-

niß

niß abzulegen, zahlte eine Strafe von tausend Drachmen. Um durch die allzulange Reden der Partheyen nicht ermüdet zu werden, beschränkte man sie auf eine gewisse, durch Wasseruhren abgemessene Zeit. Waren dazwischen Urkunden zu verlesen, so wurde das Glas so lange verstopft. Blieb dem Redner noch Zeit übrig, so konnte er den Rest des Wassers einem Andern abtreten, der dessen benöthigt war. Der Spruch erfolgte durch schwarze und weisse Muscheln oder Steingen, später durch eherne Kugeln oder Bohnen, weshalb Aristophanes die bezahlten Richter Bohnen-Esser nennt. Die Richter nahmen sie mit drey Fingern vom Altar (damit sie deren nicht mehrere zugleich fassen konnten) und warfen sie durch einen Trichter in die Urne. Dann rief der Herold: „Wer seine Stimme noch nicht gegeben, der stehe „auf!" Meldete sich Niemand mehr, so öffnete man die Urne. Dabey stand eine obrigkeitliche Person und berührte mit ihrem Stabe jede Bohne, damit keine weggelassen oder doppelt gezählt werden konnte. Waren der schwarzen Bohnen die

Meisten, so zog sie mit dem Stabe eine lange Linie, zum Zeichen der Verurtheilung, eine kurze, wenn die Zahl der weissen überwog, oder auch die Stimmen gleich waren; denn in dem letztern Falle trat das richterliche Erbarmen ein.

Den verurtheilten Criminal=Verbrecher empfiengen die Eilfmänner, um die Strafe zu vollziehen. — Der Arme, der die auferlegte Geldbuße nicht entrichten konnte, wurde in die Acht erklärt und schmachtete ewig im Gefängniß. — Der falsche Ankläger, wie der falsche Zeuge, hatten strenge Ahndung zu fürchten.

Nach gesprochenem Urtheil schritten die Richter in den Tempel des Lycus, gaben ihre Scepter oder Stäbe wieder ab, und empfingen jeder seinen Obolus, später eine Drachme. Es mögte scheinen, als habe diese geringe Art von Besoldung dem Staate nicht lästig werden können, allein die Athenienser waren so zanksüchtig, und folglich gab es der Processe so viele, daß endlich die Richter=Drachmen zu großen Summen anwuchsen. Darum geisselt Aristophanes die Hadersucht

sucht der Athenienser bey jeder Gelegenheit. Ganze Schwärme von Bösewichtern lauerten an allen Straßen-Ecken, um ärgerliche Geschichtgen aufzuschnappen, aus welchen sich Anklagen gegen rechtschaffene Männer drehen liessen. Man nannte solche Buben Sykofanten, Schikanenmacher Angeber. Es war ein Gesetz in Athen, in einem unfruchtbaren Jahre gemacht und nicht widerrufen, daß keine Feigen aus dem Thore getragen werden durften, und von den Auflauern auf solche unbefugte Feigenverkäufer, hießen in der Folge alle Angeber Sykofanten.

Auch Schiedsrichter gab es in Attica eine große Menge, doch nur in Dingen, deren Werth nicht höher als 10 Drachmen sich belief. War die angebrachte Sache von größerer Wichtigkeit, und eine der Partheyen mit ihrem Spruche nicht zufrieden, so legten sie die Acten in ein ehernes oder irdenes Gefäß, versiegelten und überlieferten es dem Oberrichter. Hatten hingegen die Partheyen selbst Schiedsrichter gewählt, so mußten sie auch deren Spruche ohne Murren sich unterwerfen.

5. Stra=

5. Strafen und Belohnungen der Griechen.

In Privatsachen durfte sich keiner mischen, der nicht selbst darein verwickelt war; in öffentlichen Angelegenheiten hingegen, wenn dem gemeinen Wesen Schaden zugefügt worden, heischte die Pflicht von jedem Bürger auch ungerufen aufzutreten. Unter die Staatsverbrechen gehörten ein eheloses Leben, die Feigheit und der Müssiggang. Strenge Züchtigung erfuhr der Lasterhafte, der den freygebohrnen Jüngling zur Unzucht verleitete. — Am strengsten bestrafte man den Tempel-Räuber und den Landes-Verräther. Nicht einmal sein Leichnam durfte auf attischem Gebiet begraben werden. — Ewige Schande traf den, der sich weigerte für sein Vaterland zu fechten — der sein Schild wegwarf und entfloh — der dreymal falsche Anklagen oder Zeugnisse vor Gericht brachte — dem bestochenen Richter, gleich dem, der ihn bestach. — Büßen mußte, wer einen freyen Mann oder Sklaven übel behandelte, wenn auch nur mit Worten — wer ein, den alten Gesetzen

zuwiderlaufendes, vorzuschlagen sich unterfieng — wer nach einem Amte strebte, welches zu verwalten er weder fähig noch berechtigt war. Alle diese, und mehr dergleichen, galten für Verbrechen, die den Staat selbst antasteten. Nicht minder merkwürdig und mit heutigen Sitten contrastirend, waren manche in Privathändeln verordnete Strafen. Der Verläumder zahlte 500 Drachmen. — Den Mädchen-Räuber züchtigte der Richter nach Willkühr. — Ungerathene Kinder standen mit den Todtschlägern in einer Klasse. — Den nächtlichen Dieb durfte man tödten. Der bey Tage Ertappte mußte den Raub ersetzen und fünf Tage gefesselt dem Volke zur Schau stehen. — Eine Tochter, die ihre Eltern beerbte, mußte den nächsten Verwandten ehelichen, und oft entstand ein Proceß unter den Mitbewerbern, deren Jeder der nächste zu seyn behauptete. — Von ihren Kindern Unterhalt zu fodern, hatten nur die Eltern ein Recht, welche beweisen konnten, daß sie die Erziehung ihrer Kinder nicht vernachlässigt. — Gegen einen Vater, der seine Tochter um schändlichen

Ge-

Gewinnes willen Preis gegeben, war das Gesetz unerbittlich.

Wem öffentliche Schande traf, der mußte unter den Kriegsgefangenen auf den Ruderbänken sein Leben beschließen. — Das Gefängniß nannte man nur das Haus, (denn die Athenienser liebten, durch glatte Worte böse Dinge zu mildern, so nannten sie z. B. eine öffentliche Dirne eine Freundin, die Soldaten, Wächter u. s. w.)

Die Verbrecher trugen hölzerne Kragen um den Hals oder um die Füße, oder wurden an einen Kloß gebunden, bisweilen so, daß sie die Hände nicht zum Munde führen konnten. — Der zu ewiger Verbannung Verurtheilte, wurde aller seiner Güter beraubt, und mußte der Hoffnung entsagen, sein Vaterland jemals wieder zu sehen, wenn nicht dieselben Richter, die das Urtheil ausgesprochen, es auch widerriefen. Das letztere geschah bisweilen.

Minder hart war der sogenannte Ostracismus, der nur auf zehn Jahre den Verwiesenen seiner

Bür-

Bürgerrechte beraubte, und ihn mehr ehrte als beschimpfte; denn nicht selten wollte man dadurch den tugendhaften, großen Mann, dem Neide nur entziehen. So mußte der Gerechte Aristides dem Vaterlande den Rücken kehren; so Damon, der berühmte Lehrer des Pericles. Diesem Unfug machte Alcibiades auf eine seltsame Art ein Ende. Er und noch einige Häupter erregten der Bürger Haß und Neid. Nun gab es damals in Athen einen gewissen Hyperbolus, den verworfensten Menschen seiner Zeit, den schaamlosen Gegenstand aller Lustspiele, von Jedermann verachtet, und dennoch ein beliebtes Werkzeug des Volkes, so oft es einen Mann von Ansehn beschimpfen oder verleumden wollte. Auch dießmal hatte er die Gemüther erhitzt, und zur Verbannung eines jener Häupter gestimmt. Der schlaue Alcibiades erfuhr es, vereinigte sich für den Augenblick mit seinen Nebenbuhlern, und als es nun in öffentlicher Versammlung zum Stimmen kam, fiel der Ostracismus, zum großen Erstaunen des Volks und seines Anhetzers, auf den Hyperbolus

selbst,

selbst, der unter lautem Hohngelächter die Stadt verlassen mußte. Durch diese Begebenheit verlohr der Ostracismus sein ganzes Ansehn, und wurde vom beschämten Volke abgeschaft. Den Nahmen führte er von Ostraka, eine Scherbe von zerbrochenen Töpfen, denn auf solche Scherben schrieb ein Jeder den Nahmen dessen, den er verbannt zu sehen wünschte, und wenn der Archon deren wenigstens 6000 zählte, so war die Verbannung beschlossen. — Auch die Syracusaner hatten eine ähnliche Einrichtung, die sie Petalismus nannten, von den Blättern des Oelbaums, auf welche sie schrieben, und die zugleich, als Blätter von dem Friedensbaume, andeuten sollten, daß der Verwiesene nur, um des öffentlichen Friedens willen, diese Strafe dulde.

Die üblichen Todesstrafen bey den Griechen waren Schwerdt, Strang, Gift, Keulenschläge, Sturz vom Felsen oder in eine tiefe Grube, das Kreuz, die Steinigung. Für schimpflich wurde der Strang gehalten. Mit ihm bestrafte, nach dem Homer, Te-

lemach

semach die unzüchtigen Dirnen der Penelope. Das Gift bestand gewöhnlich aus Schierlingssaft, den noch obendrein der Verurtheilte kaufen mußte. Socrates starb diesen Tod. Zum Kreuz verdammte Alexander den Arzt Glaucus, wie Plutarch erzählt. Die Grube, in welche man Verbrecher stürzte, war eine dunkle, stinkende Höhle, auf deren Grunde eiserne Stacheln den Fallenden empfiengen. Doch hätte er auch diese nicht berührt, so verwehrten ihm doch andere solche Stacheln, die am Rande sich einwärts bogen, jede Hoffnung der Rettung. Mit dieser alles verschlingenden, nie wiedergebenden Höhle pflegte man sprüchwörtlich einen Geizhalz oder Schwelger zu vergleichen. — Die Steinigung traf besonders den Ehebrecher, weshalb auch in der Iliade Hector dem Paris vorwirft, daß er dieses schmähligen Todes zu sterben verdiene.

Es ist bemerkenswerth, daß die Strafen der Griechen mehr auf Furcht, die Belohnungen mehr auf Ehrgefühl berechnet waren. Zu den letztern gehört das Recht, bey Schauspielen,

Gastgeboten und öffentlichen Zusammenkünften den Ersten Platz einzunehmen. Erschien ein solcher Ausgezeichneter, so stand Jedermann auf und machte ihm Platz. – Andern wurden Bildsäulen gesetzt. Athen war voll von solchen Denkmälern des Ruhms. – Tapfere empfingen Kronen und Kränze. – Verdiente Männer befreyte man von allen Abgaben – speiste sie unentgeldlich, und bisweilen auch ihre Familien und späten Nachkommen, im Prytaneum; wer sie beleidigte, war ehrlos. Ein Zehntel von allen Opferthieren wurde für sie zurückgelegt, doch übrigens empfiengen sie nur mäßige Kost, täglich eine Art von Brey, an Festtagen etwas Brodt. – Die Kinder solcher Männer wurden vom Staate versorgt. Das Prytaneum stattete die Tochter des Aristides aus, und als man zu Athen vernahm, daß die Enkelin des Aristogiton auf der Insel Lemnos in Dürftigkeit schmachte, wurde sie geholt, mit einem angesehenen Manne vermählt, und ihr ein großer Meyerhof geschenkt.

So lange Tugend und Sitteneinfalt zu Athen herrschten, war es nicht leicht, solchen Ehrenlohn zu erlangen. Selbst Miltiades, nach dem grossen Siege bey Marathon, durch den er Griechenland von den Barbaren befreyt, foderte vergebens eine Krone, und Einer aus dem Volke durfte ihm spöttisch antworten: „Hättest du allein „gefochten, so würde die Krone dir gebühren." Doch zu den Zeiten des Aristophanes war das Verderben schon eingerissen, und jeder Soldat vermeynte gerechten Anspruch auf die ersten Plätze und freyen Unterhalt zu haben. Unter den beyden Demetrius wurde die Ehren-Verschwendung immer häufiger.

6. Die Gesetze der Griechen.

Wenn es wahr ist, daß Athen unter allen Völkern zuerst Gesetze erfunden und eingeführt, so hat die Nachwelt ihm eine größere Wohlthat zu verdanken, als das Geschenk seiner Künste, seiner Philosophie. Zwar schreiben manche diesen Ruhm

dem

dem Könige von Creta, Minos, zu, andere dem Zaleucus, die Dichter hingegen der Ceres, die von den Atheniensern an einem gewissen Tage als Gesetzgeberin hoch verehrt wurde. Allein die Dichter stehn als Zeugen historischer Wahrheit nicht in dem besten Rufe. Gewisser ist, daß Athen schon unter seinen Königen nach Gesetzen regiert worden, zu deren Hüter und Beschützer der edle Theseus sich aufwarf, als er der höchsten Gewalt sich begab. — Draco's Blutgesetze wurden bald vergessen. — Solon ließ die Obrigkeiten schwören, daß sie die seinigen in Kraft erhalten, und für jede Uebertretung dem delphischen Apoll eine goldene Statue von der Dicke des Straffälligen opfern wollten. Das Volk gelobte sie hundert Jahre lang treulich zu beobachten. Vergebliche Vorsicht eines übermüthigen Sterblichen, der in die Rechte der Gottheit greift! Pisistrat und seine Söhne ließen Solons Gesetze nur dann gelten, wenn es ihr Vortheil heischte. — Nach dieses Geschlechtes Vertreibung stellte Clisthenes sie wieder her, und fügte neue hinzu,

aber=

abermals nur gültig, bis der Rath der Vier-hundert und die dreyßig Tyrannen sie zu ändern beliebten. — Nach diesen Stürmen setzte Euklides, der Archont, die alten Gesetze wieder in Kraft. Zuletzt wurde Demetrius Phalereus, als Gesetzgeber, Athens Wohlthäter, bis die siegenden Römer auch ihre Gesetze den Besiegten aufdrangen.

Das Volk selbst gab bey besondern Veranlassungen Gesetze. Ein Entwurf, dem Staate heilsam, von irgend einem Bürger ausgesonnen, zuerst von den Prytanen, dann vom Senat geprüft, wurde auf eine weisse Tafel geschrieben, an die Bildsäulen der Heroen geheftet, damit ein Jeder ihn lesen, und vor dem öffentlichen Stimmen, sich darüber berathen mögte. Dann versammelte sich das Volk, hörte das Decret vorlesen, sprach frey darüber, verwarf oder bestätigte es. Wehe dem Unkundigen der alten Gesetze und Gewohnheiten, oder auch der neuen Gesinnungen des Volks! Stimmte sein Entwurf nicht mit diesen überein, so wurde er, wie einst Eudemus, ein

Opfer der Volks-Wuth. Der locrensische Gesetzgeber Zaleucus hatte sogar verordnet, daß jeder Neuerer, mit einem Strick um den Hals, seinen Vorschlag vertheidigen mußte. Gelang es ihm nicht, so zog der Henker auf der Stelle diesen Strick zusammen. Weil aber doch die weisesten Gesetze immer nur gewissen Zeiten angemessen sind, so hatte der weise Solon verordnet, jährlich Einmal an einem feyerlichen Tage sie alle zu verlesen, und dann laut zu fragen: ob sie zum Wohl des Staates noch hinreichend schienen? — Die Entscheidung dieser Frage übertrug das Volk den Nomotheten, ernannte aber selbst fünf Redner, um die alten Gesetze zu vertheidigen. Nach deren Anhörung ertheilten die Nomotheten ihr Gutachten, und das Volk bestätigte solches.

Der Lacedämonische Gesetzgeber Lykurg prägte seine Gesetze blos mündlich in die Gemüther seiner Mitbürger, Solon aber, und die in seinem hohen Berufe ihm folgten, verfaßten die übrigen schriftlich, auf Tafeln von Holz, Stein oder Erz, anfangs in der Burg, dann im Prytaneum

auf-

aufbewahrt zu Jedermanns Einsicht. Auch in der königlichen Halle konnte jeder Bürger an der Wand geschrieben sie lesen, und fürwahr sie standen da, mehr als irgendwo, an ihrem rechten Platze und waren der schönste Schmuck der königlichen Wohnung. Schwerer Ahndung unterzog der Frevler sich, der es wagte, solche Tafeln zu beschädigen, oder ein Wort auf ihnen auszulöschen.

Mehrere Gelehrte haben mit großem Fleiß den Gesetzen der Griechen nachgespürt und sie gesammelt. Hier die merkwürdigsten, oder von heutigen Sitten abweichenden. — Ehrfurcht und Opfer den Göttern! — Wer den Tempel des Apoll verunreinigt, soll sterben. — Alle Sklaven, alle Fremdlinge haben Zutritt in den Tempel, es möge Andacht oder Neubegier sie dahin führen. — Der, dessen Tod ein falsches Gerücht verkündet, darf den Tempel der Furien nicht mehr betreten. — Sicher vor Gewalt ist jeder Flüchtling im Tempel. — An gewissen großen Festen soll Jedermann sich einer kostbaren oder lächerlichen Kleidung enthalten, und — Homers Rhapsodien

sollen verlesen werden. — Keinem Fremdling werden die heiligen Geheimnisse vertraut, bey Todesstrafe. — Kein Frauenzimmer darf in einem Wagen nach Eleusis fahren. — Während der eleusinischen Feste darf keine Bittschrift überreicht, und Niemand der Freyheit beraubt werden. — An einem andern Feste, (Thesmoforia) werden alle Gefangene befreyt. — Lustspiele, Trauerspiele, Tänze der Jünglinge, verherrlichen das Fest des Bachus. — Funfzehn Personen gehören zu einem tragischen Chor. — Die Wallfahrt nach Delos gewährt verurtheilten Verbrechern Aufschub. — Die Sieger in den olympischen Spielen empfangen 500 Drachmen, die in den isthmischen hundert. — Zu Ehren des Aeschylus, Sophocles und Euripides wird verboten, ihre Tragödien auf die Bühne zu bringen, nur die Priester dürfen sie vorlesen. — An gewissen Festen sollen die tragischen Schauspieler einen Wettstreit in ihrer Kunst beginnen; der Sieger wird zum freyen Bürger erklärt. — Wer Schauspieler werden will, muß wenigstens 30 Jahre zählen. —

Obrigkeitliche Personen dürfen nur unter erdichteten Nahmen in Comödien bespöttelt werden. — Wer in der Music die Tonarten vermischt, wird straffällig. — Aufmerksamkeit und Anstand beobachte der Zuschauer im Theater. Den Lärmenden lasse der Archon durch die Knechte hinaustreiben. — Drey der besten Ringeltänzer am Feste Neptuns erhalten Belohnungen. — Ein Tag im Jahr ist Hahnenkämpfen gewidmet. — Aus den muntersten Greisen soll man die Oelzweigträger am Feste der Minerva wählen. — Der König (Einer der Archonten) darf nur einer Jungfrau und Bürgerin von Athen sich vermählen. — Wer ein neues, heilsames Gesetz zu machen verspricht, und sein Wort nicht hält, der wird bestraft. — Wer ein unächtes Gesetz vor Gericht anführt und preißt, der verdient den Tod. — Die Decrete des Senats sind nur gültig für ein Jahr. — Alle Gesetze sind gleich verpflichtend für alle Bürger jedes Standes. — Kein Sklave soll das Bürgerrecht erlangen. — Der Fremdling, der durch Verdienste um den Staat das Bürgerrecht

mit 6000 geheimen Stimmen gewonnen, kann doch nimmer ein Amt verwalten, wohl aber dessen Sohn, wenn er von einer freyen Mutter gebohren worden. — Jedem Athenienser steht es frey, mit Weib und Kind und Haab' und Gut die Stadt und ihr Gebiet zu verlassen. — Der unächt Gebohrne ist jedes Amtes unfähig. — Adoptirte Söhne dürfen nie in ihre eigene Familie zurückkehren. — Eltern dürfen die Nahmen ihrer Kinder nach Belieben wechseln. — Die junge gerüstete Mannschaft soll schwören: „Ich will diese heilige Rüstung nie entehren, nie meinen Posten „verlassen, meinem Feldherrn ungehorsam werden; ich will fechten für mein Vaterland und die „Götter. Trift mich das Loos, in eine Kolonie „übers Meer zu schiffen, so will ich dort das mir „bestimmte Land, es sey so klein es wolle, redlich bauen. Ich will den Gesetzen gehorchen und „sie schützen; für den Ruhm meines Vaterlandes „auch mein Leben opfern. Die Herrschaft Athens „will ich auszubreiten streben, so lange Waizen, „Gerste, Wein und Oel noch außer dessen Grenzen

„zen wachsen." — Der erste Unterricht der Jugend soll im Schwimmen bestehen. — Uneheliche Kinder sind nicht verpflichtet, ihre Eltern zu ernähren. — Der Erbe, dem die Erbschaft angestritten wird, soll beweisen, daß seine Eltern ihre Haabe rechtmäßig erworben. — Verliert der Vater, aus Alter oder Krankheit den Verstand, so darf der Sohn, nach deshalb erhobener und bewiesener Klage, ihn fesseln. (!) — Keiner soll den Knecht eines Andern schlagen. — Gewinnsüchtige Richter soll der Herold, nebst dessen ganzen Geschlecht, öffentlich verfluchen. — Niemand soll ein Amt zweymal, oder in Einem Jahr zwey Aemter verwalten. — Wer von öffentlichen Geldern noch keine Rechnung abgelegt, darf auch von dem seinigen für die Götter nichts verwenden, darf weder Patron eines Freygelassenen, noch Zeuge seyn, kann nicht adoptirt werden, darf kein Testament machen, kein anderes Amt verwalten, und wird mit keiner Krone beehrt. — Wer Schulden hat, und doch ein Amt annimmt, der hat das Leben verwürkt. — Wer den Umsturz der Staats-

ver-

verfassung befördert, und nach demselben ein Amt verwaltet, der ist vogelfrey. Jeder kann und muß ihn tödten, alle seine Güter werden öffentlich verkauft. — Ein Archon, Einmal nur vom Weine berauscht, soll sterben. — Ein Heerführer soll schwören, daß er jährlich zweymal in das Megarensische Gebiet feindlich einfallen wolle. — Keiner soll öffentlich reden, der unter 30 Jahr, der seine Eltern geschlagen oder verstoßen, der im Kriege zu dienen sich geweigert, oder sein Schild weggeworfen, der sich der Wollust ergeben, sein Gut verschwendet. — Ein Redner soll im attischen Gebiet angesessen seyn, und rechtmäßig erzeugte Kinder haben. — In Strafe fällt, wer nicht deutlich redet, oder dieselbe Sache zweymal vorträgt, oder anzügliche Worte sich erlaubt. — Die Archonten ernennen Flötenspieler zum Chor. Kein Fremdling darf im Chore tanzen. — Den seiner Ehre beraubten Tänzer soll man von der Bühne jagen. — Ein Vermögen von 10 Talenten und die Wahl zum Trierarchen, verpflichtet zum Bau von Kriegsschiffen. — Der, zum Gastmahl

im

im Prytaneum Eingeladene und nicht Erscheinende, erlegt eine Geldstrafe. — Ohne Bewilligung des Volks empfängt Niemand eine Krone von fremden Städten, oder widmet sie sogleich der Minerva. — Wer sich einem Amte entzieht, verliert das Bürgerrecht, er wäre denn ein Archon, oder ein Nachkomm von Harmodius und Aristogiton. —

Nur vom Sonnen-Aufgang bis zum Sonnen-Untergang dürfen die Schulen offen stehen. Kein Erwachsener darf darinnen erscheinen bey Todesstrafe. Kein Erwachsener darf dem Feste des Mercurius beywohnen, will er nicht die Strafe eines Verführers freygebohrner Kinder leiden. — Kein Sklave soll Arzt werden. — Jedes freygebohrne Weib darf die Heilkunst lernen und üben. — Niemand soll Philosophie lehren. (Dieses Gesetz galt nur unter den 30 Tyrannen.) — Freunde und Bekannte sollen nicht gezwungen werden, gegen einander als Zeugen aufzutreten. — Wer unwissentlich fehlt, soll nicht verklagt, sondern in der Stille an seine Pflicht erinnert werden. — Wer

einen Verbannten herbergt, wird gleich ihm verwiesen. — Wer zu einem Verbrechen reizt, empfängt gleiche Strafe mit dem Verbrecher. —

Schuldner sind ehrlos, ja sogar ihre Erben, bis sie alles bezahlt haben. — 1000 Talente sollen jährlich, zur Beschützung des attischen Gebiets zurückgelegt werden. Der Vorschlag, diese Gelder zu andern Behuf zu verwenden, oder auch den Sold der Krieger aus den zu Schauspielen bestimmten Geldern zu nehmen, wird mit dem Tode bestraft. —

Wer einen Brunnen gräbt, zehn Klafter tief, und keine Quelle findet, der darf aus seines Nachbars Brunnen schöpfen (ein nothwendiges Gesetz für das wasserarme Gebiet von Attica.) — Hundert Drachmen zahlt, wer einen Oelbaum ausreißt. — Keinen soll erlaubt seyn, so viele Aecker zu kaufen, als ihm beliebt. (Solon wollte durch dieses Gesetz dem übermässigen Reichthum vorbeugen.) — Für jeden gelieferten Wolf bezahlt der Senat 5 Drachmen, für eine Wölfin nur Einen(?) — Niemand soll einen Pflugochsen

sen schlachten oder Schaafe über ein Jahr alt. (Beweiß des Viehmangels). — Es soll kein Fleisch der Thiere gegessen werden. (?) — Wer seine Fische um einen geringern Preiß verkauft, als er sie ausgeboten, soll ins Gefängniß wandern. — Niemand soll, um Schulden zu bezahlen, ein Sklave werden. — Der Geldverleiher darf nur mäßige Zinsen fordern. — Falsche Münzer sollen sterben. — Nur für Korn darf Geld aus dem Lande gehen. — Nur Oliven sind erlaubt auszuführen. — Kein Athenienser darf Korn aufspeichern. —

Jeder Bürger darf den andern der Faulheit wegen verklagen. — Niemand soll zwey Künste treiben — keine Mannsperson Specereyen verkaufen — kein Fremdling seine Waaren auf dem Markte feil bieten. — Jedermann darf den vor Gericht belangen, der einen Bürger oder Bürgerin verspottet, weil sie Handel getrieben. — Der Geschickteste in seinem Gewerbe soll im Prytaneum gespeist werden und obenan sitzen. — Der Fuhrmann, der bey der Ueberfahrt nach Salamis sein

Boot umwirft, kann hinfort nicht Fuhrmann seyn. —

Nicht aus Wollust, sondern um Kinder zu erzeugen, soll man sich vermählen. Doch niemand soll mehr als ein Weib ehelichen, und zwar eine Bürgerin. — Der Fremdling, der eine Bürgerin mit List heyrathet, soll verkauft werden. Ein Gleiches wiederfährt der Ausländerin, die einen Bürger in das Band der Ehe locket. — Jeder darf seine leibliche Schwester heyrathen. — Eine Erbin, die von ihrem Gatten Kinderlos bleibt, darf unter dessen nächsten Verwandten Hülfe suchen (?) — (Sogar die Zahl der ehelichen Liebkosungen wird vorgeschrieben, die der Gatte einer Erbin zu leisten verbunden.) — Der Entführer soll die Entführte ehelichen. — Kein Vormund darf mit der Mutter seiner Pupillen sich vermählen. — Die Neuvermählte soll in ihres Mannes Wohnung ein Getrayde-Sieb mitbringen, zum Zeichen einer guten Wirthschaft, und vorm Hochzeitabend soll sie eine Quitte essen. — Nicht über drey Kleider und Gefäße von geringem Werth

sind

sind der Braut verstattet. — Eine arme, verwayste Jungfrau soll der nächste Verwandte ehelichen, oder nach seinen Kräften für ihren Unterhalt sorgen. — Der Sohn, wenn er ein Mann geworden, beerbet die lebendige Mutter, muß sie aber anständig unterhalten. —

Eine Gattin, die von ihrem Manne geschieden zu seyn wünscht, muß ihre Bittschrift dem Archon persönlich überreichen. — Wer die Keuschheit einer Jungfrau mit Gewalt verletzt, soll 1000 Drachmen zahlen. — Wer einen Ehebrecher auf der That ertappt, darf ihn nach Willkühr strafen. — Der verklagte Ehebrecher, muß, nach erfolgtem Urtheil, Bürgen für seine künftige Keuschheit stellen. (?) — Der Gatte, der sein treuloses Weib nicht verstößt, wird mit öffentlicher Schande belegt. Das Weib darf keinen Tempel mehr betreten. Thut sie es dennoch, so wird sie der Mißhandlung eines jeden Preiß gegeben. Sie darf sich nicht geschmückt an öffentlichen Orten zeigen, sonst mag ein jeder ihr die Kleider vom Leibe reißen. — Ein Frauenzimmer, das unanständig

dig gekleidet erscheint, soll 1000 Drachmen erlegen. — Auf Reisen darf sie nicht mehr als drey lange Röcke und einen Handkorb mit sich führen, auch an Speisen und Getränk nur für einen Obolus. Bey Nacht darf sie nur in einem Wagen mit Fackeln fahren. — Ein Sklave, der einen freygebohrnen Jüngling liebt, soll öffentlich 50 Streiche empfangen. — Der Vater, der einen Knaben zu schändlichen Dienst verhandelt, hat sein Vater-Recht an ihn verwürket; der Sohn, bey reifern Jahren, ist ihm nichts mehr schuldig, als ein anständiges Begräbniß. -- Der überwiesene Jugend-Schänder soll sterben am Tage des gesprochenen Urtheils. -- Wer in seine Schande selbst eingewilligt, ist jedes Amtes unfähig, darf keinen Tempel oder Schranken betreten, noch eine Krone empfangen. -- Lustdirnen soll man gleich Sklavinnen achten, und um sie auszuzeichnen, sollen sie geblümte Kleider tragen. --

Sterbende Knaben oder Mädchen können nicht mehr vermachen als eine Medimne Gerste. -- Jeder Bürger kann sein Vermögen hinterlassen, wem

er

er will, er hätte denn noch Söhne am Leben, oder wäre schwach durch Alter, Krankheit, Zauberey, oder von seiner Frau beschwazt. Hat er eine Tochter, so kann der Fremde ihn nur beerben, wenn er die Tochter ehelicht. — Die rechtmäßige Tochter geht dem unehelig erzeugten Sohne vor. —

Wer eines Kindes Erbe seyn würde, wenn es stürbe, darf nicht dessen Vormund werden. — Grabmäler soll man nicht mit Bildsäulen schmücken, oder überhaupt sie größer machen, als 10 Männer in drey Tagen vollenden mögen. — Bey Leichenbegängnissen soll keine Frau unter 60 Jahren erscheinen, sie wäre denn mit dem Verstorbenen verwandt. — Nicht mehr als drey Kleider soll der Leichnam mit in die Gruft nehmen, und keine Klageweiber sollen sich das Antlitz zerkratzen. — Nur bey feyerlichen Leichenbegängnissen dürfen Lobreden gehalten werden, doch von keinem Verwandten, sondern das Volk wird den Redner bestellen. — Der in der Schlacht Gebliebene wird begraben auf öffentliche Kosten, sein Vater darf ihm eine Rede halten, und fiel er an des

Heeres Spitze, so geschehe das jährlich an seinem Sterbetage. -- Einem fremden Grabe soll niemand sich nahen, um die Manen des Verstorbenen nicht zu beunruhigen. -- Von einem Todten soll niemand übel reden, selbst dann nicht, wenn die eigenen Kinder des Verstorbenen ihn dazu reizten. --

Jeder Mörder leidet den Tod. Er soll jedoch, außer der ihm zuerkannten Strafe, nicht hart behandelt werden. — Mord durch Zufall zieht Verbannung auf Ein Jahr nach sich, dann kehre der Mörder zurück und reinige sich durch Opfer. — Ungestraft bleibt, wer den Entführer seiner Gattin, Mutter, Schwester, Tochter, Geliebten oder der Amme seiner Kinder tödtet. — Es ist erlaubt den umzubringen, der gewaltthätig einen Unschuldigen überfällt. — Wird ein verbannter, unvorsetzlicher Mörder während seiner Verbannung eines vorsetzlichen Mordes angeklagt, so soll er in einem kleinen Schiffe vor Gericht erscheinen, aber nicht das Ufer betreten, und die Richter sollen am Lande ihr Urtheil sprechen. — Die Verwandten

eines Ermordeten dürfen von dem Beschützer oder Anhetzer des Thäters Genugthuung fordern, und, bis diese geleistet worden, sich dreyer Personen bemächtigen, die ihm angehören. — Einem Selbstmörder soll die Hand abgehauen, und mit dem Leichnam nicht an Einem Orte begraben werden. — Leblose Werkzeuge eines Mordes werden aus dem attischen Gebiet hinweg geschafft. — Jedem Bürger ist erlaubt, den zu verklagen, der einen Dritten Unrecht zugefügt, wenn es auch den Kläger nicht betraf. — Wer einen Einäugigen vollends blendet, dem sollen beyde Augen ausgerissen werden. — Der bissige Hund soll an einer vier Ellen langen Kette liegen. — Wer einen Dieb in einem fremden Hause sucht, darf nur ein dünnes Kleid tragen. (?) — Sterben muß, wer in einem fremden Garten Feigen stiehlt. -- Auch der Dieb eines Misthaufens soll bestraft werden. --

Niemand soll vom Andern Uebels reden, oder ihm Verbrechen vorwerfen. — Den Undankbaren, der nicht Gutes mit Gutem vergilt, darf man vor Gericht belangen. -- Ein Weib kann nur über den

Werth

Werth einer Medimne Gerste contrahiren. -- Niemand soll mehr als 30 Gäste bewirthen. Nur vermischten Wein darf er ihnen vorsetzen; doch etwas unvermischten am Schluß des Gastgebots, zur Ehre des guten Genius. --

Dem Kriegsdienst weiht sich jeder Bürger vom 18ten bis zum 40sten Jahre. -- Der Soldat darf seinen Körper nicht weichlich pflegen, seine Haare nicht schmücken, seine Waffen nicht versetzen. -- Die Tapfersten und reichsten Athenienser bilden die Reuterey. -- Den trift Schande, der zu Rosse dienen will, ohne vorhergegangene Prüfung. -- Die Pächter der Staats-Einkünfte und die Tänzer bey den Bachusfesten sind vom Kriegsdienst frey. -- Für eine Kriegs-Erklärung gilt ein Lamm, auf feindliches Gebiet gesetzt. -- Verwundete, zum Dienst unfähig gewordene Soldaten, wie auch die Eltern und Kinder der Gebliebenen, soll der öffentliche Schatz ernähren; die letztern ausstatten. -- Wer bey einem Aufruhr keine Parthey ergreift, der hat seine Ehre verwundet.

det. -- Wer auf den Strassen bewaffnet geht, soll bestraft werden. --

Keinen Fremden soll man beleidigen. -- Dem verirrten Reisenden bringe man auf den rechten Weg, und reiche ihm Feuer und Wasser.

7. Sparta.

Bisher ist fast nur von Athen geredet worden, allein auch Lacedämon war nicht minder berühmt. Dessen Gebiet bildete den größten Theil des Peloponnes, der jetzt sogenannten Halbinsel Morea; ein fruchtbarer, schwerer Boden, von Bergen umringt, deren Marmor und Metalle die Spartaner nachlässig zu Tage förderten, denn Gold und Silbermünze durften sie nicht gebrauchen. Die Römer wußten diese Schätze bald zu finden. -- 30000 Mann Fußvolk und 1500 Reuter konnte Lacedämon stellen. Sparta lag cirkelförmig auf Hügeln am Eurotas, lange ohne Mauern, denn Lykurg wollte, jedes Bürgers Brust sollte eine Mauer seyn. Einen prächtigen Marktplatz umfaßte die

Stadt. Auf ihm standen die Gerichtshöfe, ein von persischer Beute erbauter köstlicher Säulengang, die Bildsäulen des Apoll, der Diana und Latona, um welche die Jünglinge bey Kampfspielen tanzten und sangen — die Tempel vieler Götter, und eine colossale Bildsäule, das Volk vorstellend. — In einer der Strassen zeigte man ein Gebäude, den Volksversammlungen geweiht. Hier hatte man die Cither des Timotheus von Milet aufgehangen, und ihn selbst verbannt, weil er eine weichliche Music einführen wollen. -- Ein Theater von weissen Marmor -- die Grabmäler des Leonidas und Pausanias — der Pöcile, eine Art von Clubb -- der Dromos oder die Rennbahn — das Grabmal des Dichters Alcman -- ein gefesselter Mars, der, (so wähnten die Lacedämonier) dadurch auf immer an sie gekettet sey -- eine Burg mit dem Tempel der Minerva von Erz -- ein Tempel der Musen, weil die Spartaner nicht unter Trompetenschall, gleich andern Völkern, sondern von der Laute und Cither begleitet, in die Schlacht giengen — ein eherner Jupiter -- das

waren

waren die vornehmsten Merkwürdigkeiten von Sparta.

Der Vater, dem hier ein Kind gebohren wurde, mußte es auf der Stelle der Mutter entreissen, und in Einen der Clubbs, Lesche genannt, tragen. Hier wurde es besichtigt, und -- war es stark und gesund -- ernährt, erzogen; schwach und gebrechlich, in einen Sumpf geworfen. — Die siebenjährigen Knaben theilte man in Klassen. Der achtzehnjährige Jüngling zog zu Felde. Im 30sten Jahre zählte man ihn unter die Männer, jedes Amtes fähig. -- Alle Bürger hatten nicht nur gleiche Rechte, sondern auch gleiche Güter, gleiches Vermögen; denn Lykurg wollte Armuth und Reichthum aus seinem Staat verbannen, dadurch Stolz, Geiz, Schwelgerey, Betrug, Hader und Neid verhüten, darum wagte der Kühne, alle Aecker gleich zu vertheilen, und sein Werk war dauerhaft. Zu diesem Zweck verordnete er auch die öffentlichen, mäßigen Mahlzeiten, zu welchen jeder Bürger beytrug, und deren köstlichste Schüssel, die sogenannte schwarze, nur durch Hunger und starke Leibes-

übungen gewürzte, Suppe war. — Unglücklich konnte man zu Sparta nur die Sklaven nennen, die so zahlreich wohl sonst nirgends gefunden wurden. Uebler noch als die Heloten, wurden die messenischen Knechte behandelt. Doch lange treue Dienste erwarben auch dort Lohn und Freyheit.

Alle Obrigkeiten wählte man durch Stimmen-Mehrheit, nicht durchs Loos, ohne Ansehen der Person, nur Tugend und Verdienst beachtend. Der König allein mußte vom Geschlecht der Herakliden abstammen, und da dieser berühmte Stamm in zwey Aeste sich theilte, so wählte man auch stets zwey Könige. Gewissermaßen also war diese Würde erblich, und der älteste Sohn behauptete das nächste Recht dazu. Alle übrige des Geschlechts genossen nur geringe Vorzüge vor andern Bürgern.

Den vermuthlichen Kron-Erben erzog man nicht so streng als seine künftigen Unterthanen, doch gewöhnte man ihn zu großem Ernst, und unterrichtete ihn fleißig in den Gesetzen. Auch wurden Schönheit, Größe und Gesundheit an ihm hochgeachtet.

Ein lahmer Fuß reichte hin vom Throne ihn auszuschließen. Denn er sollte auch Ober-Priester werden, und ein Solcher mußte ohne Fehl seyn. Uebrigens herrschte er nur unter der Herrschaft der Gesetze, die er jeden Monat aufs neue beschwören mußte. Nur in Kriegszeiten war seine Macht grösser, obschon er ohne Rath und Vorwissen keinen Krieg anfangen noch führen durfte. Karge Ehrenbezeugungen gestand man ihm zu: einen Pallast -- eine doppelte Portion von öffentlichen Mahlzeiten -- den ersten Platz in Versammlungen -- Alle standen auf, wenn er erschien, nur die Ephoren nicht. Nach seinem Tode ehrte man sein Andenken.

Ein Mitglied des Senats von Lacedämon mußte wenigstens 60 Jahr alt und von unbescholtenem Wandel seyn. Fast den Königen gleich wurde dieser Senat geachtet, denn zwischen ihnen und dem Volke, stand er in der Mitte, dort Tyranney, hier Uebermuth verhütend, in wichtigen Dingen nur mit Rath des Königs, oft auch ohne denselben entscheidend, Niemanden Rechenschaft schuldig, und

dessen

dessen Glieder nur um großer Verbrechen willen des hohen Amtes verlustig. Als der Tyrann Cleomenes den Senat stürzte, da erschütterte er die Grundpfeiler des Staats, der nun immer tiefer sank. -- Später als der Senat, von einem seltenen Könige, Theopompus, der sein eigenes Ansehn beschränken wollte, wurden die Ephoren eingesetzt, Aufseher über den ganzen Staat, auch über die Könige. Fünf Ephoren zählte man, deren Jeder nur ein Jahr das wichtige, zum Mißbrauch leicht versuchende Amt verwaltete. Sie setzten strafbare Obrigkeiten ab, verurtheilten sie zum Tode. Der König, zweymal vor ihren Richterstuhl geladen, mußte erscheinen. Der Gottesdienst -- die Erziehung der Jugend -- der öffentliche Schatz -- Krieg, Frieden und Bündnisse -- Belohnungen aller Art -- sogar die feyerlichen Spiele, gehörten unter ihre Verwaltung, und damit nichts fehlen mögte, um ihr Ansehen beym Volke zu befestigen, verschmähten sie auch den Aberglauben nicht, begaben sich in den Tempel der Pasiphae, schliefen dort und verkündeten dann ihre Träume. Die

Epho=

Ephoren wählte das Volk, bisweilen aus Männern niedrigen Standes. Auch diese treffliche Einrichtung vertilgte Cleomenes. — Besonderer Aufseher bedurfte die wilde, heranwachsende Jugend, man nannte sie Bidiäer. Auf einem von Platanen und Wasser umringten Platze kämpften die Jünglinge bald Paar-, bald Schaarenweise, und oft so hitzig, daß sie einander bissen, die Augen ausrissen, sich ins Wasser zu stürzen suchten. Darum mußten stets die fünf Bidiäer zugegen seyn, und ihre Streitigkeiten schlichten. —

Nomophylaken hießen die Ausleger und Bewahrer der Gesetze. -- Harmosynen, die Wächter über Lebensart und Sitten der Weiber. Nirgends war ein solches Amt nothwendiger als in Sparta, wo theils die Weiber nackend an den Leibesübungen Theil nahmen, theils, den strengsten Gesetzen zum Trotz, in Staatssachen sich mischen und die Männer beherrschen wollten. Das leugnete auch eine gewisse Gorgo nicht, als man ihr den Vorwurf machte, „aber" fügte sie hinzu: „wir allein gebähren auch Männer." -- Ari-

stoteles gab daher den Lacedämoniern einen Spottnahmen, der ihre Unterwerfung unter das schöne Geschlecht bezeichnete. --

Die Pythier fragten die Orakel um Rath -- die Proxenen bewirtheten die Fremdlinge -- die Prodici bevormundeten unmündige Könige -- die Pädonomen widmeten sich der Aufsicht über die Jugend, und waren stets die würdigsten, unbescholtensten Männer -- die Harmosten, eine Art von Dictatoren, wurden nur in bedrängten Zeiten gewählt -- die Polemarchen, hohe Kriegs- und Polizey-Beamte -- die Hippagreten, Anführer von 300 auserlesenen Reitern, in Kriegszeiten des Königs Leibwache -- diesen und noch weit mehreren geringeren Obrigkeiten gehorchten die Spartaner. Sie hielten ihre Versammlungen gleich den Atheniensern, aber auf freyem Felde, damit das Volk durch keine Nebendinge von dem ersten Gegenstande mögte abgeleitet werden. Bewaffnet erschienen sie, wenigstens mit Stöcken, bis Alcander dem Lykurg ein Auge ausschlug, da wurde es untersagt. Sie

stimm-

stimmten nicht mit kleinen Steinen, wie die Athenienser, sondern durch lauten Zuruf, und wo der nicht entschied, da theilten sich die Partheyen in zwey Haufen, der zahlreichste siegte.

Zu den öffentlichen Mahlzeiten brachte jeder Wein, Mehl, Käse, Feigen und etwas Geld. Funfzehn speisten an einem Tische, liegend, den Arm auf einen ausgehöhlten Stein oder Holz gestützt. Auch Knaben führte man hier ein, damit sie weisen Ernst und Scherz vernehmen, Tadel zu ihrem Besten hören, und Verschwiegenheit lernen mögten, denn, auf die Thür deutend, sagte man ihnen beym Eintritt: „nichts von dem, was hier „gesprochen wird, darf dort hinaus.“

Keine Redner, keine Sachwalter duldeten die Lacedämonier; ein jeder sprach für sich selbst. Die Könige entschieden nur unter den Mitbewerbern einer reichen Jungfrau, oder über Adoption, oder Ausbesserung der Straßen. Vor dem Senat gehörten die Verbrechen. Ein Todesurtheil ward lange und reiflich erwogen, um jeden Irrthum zu verhüten. Die Ephoren richteten anfangs nur

in

in Privathändeln, forderten aber bald auch die Obrigkeiten zur Rechenschaft. Dieß veranlaßte nicht selten blutigen Zwist, wobey sogar die Könige in Lebensgefahr geriethen, und manche Ephoren ermordet wurden. Der vor ihr Gericht geladene König durfte an das Volk appelliren, wie Agis that, als die Ephoren ihn eigenmächtig ins Gefängniß führten.

Mit Belohnungen und Ehrenbezeugungen war man karg in Sparta, und erhöhte dadurch ihren Werth. Große, hochverdiente Männer nannte man die göttlichen, nahm sie auf in die Zahl der 300 Reiter, räumte ihnen die Ersten Plätze bey öffentlichen Zusammenkünften ein, beschenkte die Sieger in Kampfübungen mit Gürteln und Kränzen von Oelzweigen. Besonders wurde das Alter hoch geehrt, und überall ihm ehrerbietig Platz gemacht. Verstorbenen Helden, Dichtern u. s. w. errichtete man Ehrensäulen, Denkmäler mit Innschriften, man stellte ihre Bilder auf; man hielt feyerliche Reden und Spiele bey ihren Grab-

mälern;

mälern; man erbaute ihnen sogar Tempel, eine seltene Ehre, die den Lykurg wiederfuhr.

Die härteste Strafe in Lacedämon war Ehrlosigkeit; sie traf vor Allen die Hagestolzen, und wurde noch durch so mancherley eben so seltsame als erniedrigende Verordnungen geschärft, daß es unbegreiflich ist, wie jemals ein Spartaner unvermählt geblieben. Bald mußten sie auf dem Markte Spottlieder auf sich selber singen, bald ihre Bärte halb scheren, halb wachsen lassen, bald, gleich entlaufenen Soldaten, auf einem öffentlichen Platze mit dem Schilde stehen. An einem gewissen Feste führten die Weiber sie zum Altare und ohrfeigten sie. Keines Amtes waren sie fähig, kaufen und verkaufen durften sie nicht; jeder Umgang, jede Theilnahme an öffentlichen Spielen war ihnen untersagt. Als Greise hatten sie keinen Anspruch auf die dem Alter gebührende Achtung. Dem Elend ihrer Lage fehlte nichts als Sklaverey. — Nur eine Gattung von Menschen gab es, die nicht heyrathen durften, ja, deren Töchter sogar Niemand ehlichen durfte, es waren die Feigen

gen oder Flüchtlinge aus der Schlacht. Man nannte sie Tresanten. Wohl den Deutschen unserer Zeit, daß dies Gesetz für sie nicht gilt.

Die Strafe der Verbannung wählten Manche freywillig, um einer härteren Strafe zu entgehen. Auch Könige hat man aus Sparta verwiesen. -- Das Erdrosseln war die gewöhnliche Todesstrafe. Es geschah nicht öffentlich, nur im Kerker und bey Nacht. Diebe blieben ungestraft, ausser wenn sie sich ertappen ließen. Dann galt die Strafe nicht der That, sondern der Einfalt und Unvorsichtigkeit des Thäters.

Lykurgs Gesetze waren von den Cretensern, Aegyptiern und Joniern entlehnt, aber der Schlaue gab vor, der delphische Apoll selbst habe sie ihm offenbart. Er hatte lange unter jenen Völkern gelebt, und bey den Joniern Homers Gedichte kennen lernen, welchen er, als Lehren der Weisheit, in Sparta hohe Achtung verschaffte. Die von ihm eingeführte Staatsverfassung glich keiner bekannten, war aus Allen zusammen gesetzt, und Plato selbst gesteht, es sey fast unmöglich, sie recht

zu erklären. Eben so auffallend unterschieden sich Lykurgs Gesetze, an Zahl nur wenige, Alle auf Erweckung kriegerischer Tugenden, auf Verbannung der Pracht, Ueppigkeit und Wollust gerichtet; ungeschrieben, von Munde zu Munde aber sorgfältig fortgepflanzt, und selten haben Gesetze sich so lange erhalten, denn zu Cicero's Zeiten galten sie schon seit 700 Jahren, und noch unter Domitian behaupteten sie ihre Gültigkeit. Hier folgen die merkwürdigsten: In den Tempeln soll Jeder bewaffnet erscheinen. (Auch ihre Götter wurden gerüstet abgebildet, und sogar Venus trug Waffen.) -- Die Opfer sollen nicht kostbar seyn. -- „Erzeigt uns Gutes, um guter Handlungen willen, „und lehrt uns Beleidigungen ertragen.“ Das sey alles, was man von den Göttern bitten darf. -- Es ist erlaubt, die Todten in der Stadt zu begraben. (Vielleicht um durch ihre Denkmäler das Andenken ihrer Thaten lebendiger zu erhalten.) -- Bey Leichenbegängnissen soll kein Wehklagen gehört werden, denn den Tod soll man verachten. -- Nur die Grabmäler derer, die den Tod fürs Vaterland

terland sterben, werden mit Innschriften und Schilden geschmückt. -- Die Trauer soll nicht länger als eilf Tage währen. --

In 30000 Loose waren die Aecker des ganzen Landes vertheilt, von welchen die Einwohner Lacedämons 9000 besaßen. Diese Zahl — so verordnete Lykurg — soll stets unverändert bleiben. (Aber Geiz und Habsucht untergruben dieß Gesetz, und den Versuch, es wieder herzustellen, mußte König Agis mit dem Leben büßen). — Beym Häuserbau soll kein anderes Werkzeug, als Beil und Säge gebraucht werden. — Kein Fremder soll zu lange in Sparta verweilen. — Kein Bürger soll reisen oder in der Fremde sich aufhalten. — Wer seine Kinder nicht nach den Gesetzen erziehen läßt, der verliert sein Bürgerrecht, denn er liebt seine Kinder mehr als das Vaterland. —

Eheleute sollen so viel möglich an Alter, Gesundheit, Körper und Denkungsart sich gleichen. — Der Vater von drey Söhnen ist der Bewachung der Stadt überhoben, von vier, aller Abgaben. — Die Jungfrauen sollen nicht ausgestattet werden,

nur Tugenden und Sitten ihre Mitgabe seyn. -- Die Männer sollen ihre Frauen rauben, und sie dann nur verstohlen bey Nacht besuchen. (Dieß Gesetz wurde so strenge gehalten, daß manche Vermählte Kinder zeugten, ohne sich am Tage gesehn zu haben). — Jeder soll nur Eine Frau haben. — Ein alter schwacher Mann darf Jüngere zu seinem Weibe führen, um sich Erben zu verschaffen. -- Ein jeder hat das Recht, seines Mitbürgers fruchtbare Ehefrau sich auszubitten, um Kinder mit ihr zu erzeugen. (Dieß seltsame Gesetz bewürkte, daß man zu Sparta von Ehebruch und Scheidung selten hörte.) -- Die Kinder sollen hart erzogen werden. Man wickelte sie nicht ein, man legte sie frey und nackend hin, gewöhnte sie an Hunger, Durst, Kälte, Einsamkeit und Finsterniß. -- Alle Kinder erhalten gleiche Nahrung. Nur Jünglinge essen Fleisch. (Darum wurden zu Sparta nur Fleischköche geduldet. Niemand durfte Leckerbissen zubereiten.) -- Alle Jünglinge schlafen beyeinander. (Höchstens war ihnen zum Lager Schilf aus dem Flusse Eurotas vergönnt.) --

Nie=

Niemand soll essen, ehe er zu den öffentlichen Mahlzeiten geht. -- (Wie mäßig diese Mahlzeiten waren, ist schon erwähnt. Die schwarze Suppe bestand aus Salz, Essig, Blut und kleinen Stückgen Fleisch.) -- Nur der Durstige soll trinken. -- Im Dunkeln soll Niemand mit Licht nach Hause gehn. -- Arme und Reiche kleiden sich auf gleiche Art. (Und diese Kleidung war schlecht und kurz, nur Bedeckung des Körpers, nicht Schmuck. Lysander schlug die prächtigen Kleider aus, welche Dionysius seinen Töchtern schenken wollte.) -- Die Knaben, bis ins 12te Jahr, tragen blos einen kurzen Rock und keine Schuh; später bekommen sie jährlich Einen Mantel. Das Haar sollen sie scheeren. Nur die Erwachsenen schonen Haar und Bart. -- Niemand soll der Bäder sich bedienen, noch seinen Körper salben. (Nur im Eurotas durfte man baden. Salbenhändler wurden in Sparta nicht geduldet.) -- Das Kriegskleid soll Purpurfarbig seyn. (Vielleicht, um das Blut der Verwundeten weniger sichtbar zu machen.) -- Die in Schlachtordnung

gestellten Krieger sollen ihre Häupter bekränzen, (als Männer des Sieges gewiß.) -- Nur eisern e Ringe dürfen die Finger zieren. -- Das Gewand der Jungfrau soll nicht bis an die Kniee reichen. (Es war so kurz, daß man fast die Hüften sehen konnte, weil die Mädchen an den Leibesübungen Theil nahmen.) -- Weder Gold noch gestickte Kleider sollen die Frauen tragen. -- Das Antlitz der Jungfrau sey offen, das der Frau verhüllt. -- Bey Kampfübungen und feyerlichen Aufzügen sollen Knaben und Mädchen nackend seyn. --

Niemand soll nach seiner Willkühr leben, Jeder nach den Gesetzen. Gehorsam lerne und übe Jeder. -- Den Alten soll man auf der Straße ausweichen und stehen bleiben, wenn sie vorüber gehen. — Sie dürfen die Kinder jedes Bürgers ermahnen, denn die Kinder sind ein Eigenthum des Staats. Sie sollen den Jüngling, der ihnen begegnet, fragen: wo gehest du hin? Er soll die Wahrheit antworten, und Verweise willig annehmen. — Die Jünglinge dürfen nur reden, wenn

es Zeit ist und sich schickt, und was sie reden, soll wohl überlegt seyn. (Kein Gesetz wäre wohl heutzutage uns nothwendiger.) Sie sollen sittsam einhergehen, nicht da und dorthin gaffen oder die Hände wild bewegen. — Wer eines Andern Fehler gleichgültig und schweigend sieht, der macht sich gleicher Strafe schuldig. — Niemand soll mehr lernen als er braucht. — (Ein Athenienser machte dieß Gesetz einem Spartaner einst zum Vorwurf. „Es hat verhütet,“ erwiederte dieser, „daß wir von euch nichts Böses gelernt haben.“)

Niemand soll eine unedle Kunst oder Gewerbe treiben. (Dahin rechnete man auch den edlen Ackerbau, den allein die Heloten trieben.) — Keine unnütze Kunst soll zu Sparta geduldet werden. (Unnütz nannte man aber jede Kunst, die nicht Tapferkeit und Tugend beförderte.) — Komödien und Tragödien aufzuführen ist verboten. (Jene sollten nicht die Gesetze und Gebräuche des Vaterlandes verspotten, diese nicht die Gemüther verweichlichen.) — Ohne Erlaubniß der Obrigkeit soll kein Dichter unter dem Volke seyn. — (Darum

um wurde Archilochus verjagt, weil er gesungen, es sey vernünftiger, die Waffen wegzuwerfen, als zu sterben. Doch später söhnten sich die Lacedämonier mit der Dichtkunst aus, und erzeugten selber manche gute Dichter. Dem Tyrtäus ertheilten sie das Bürgerrecht.)

Kein Redner wird zu Sparta geduldet. — (Da man sich stets des noch heute sogenannten lakonischen Styls bediente, und selbst Briefe an Könige oft nur ein einziges Wort, ein Wenn, ein Nein enthielten, so bedurfte man freylich auch der Redner nicht.) — Die Gesetze anderer Völker sollen nicht gepriesen werden. —

Man gewöhne sich treffende, scharfsinnige Antworten zu geben. (In dieser Kunst wurden schon die Knaben durch Fragen geübt, und sie bestraft, wenn sie albern antworteten.) — Die Sklaven sollen sich der Lieder enthalten, welche die Freygebohrnen singen. — Jedem ist vergönnt freygebohrne Knaben zu lieben. (Doch verstand man darunter keine unkeusche Lust, sondern das reine Wohlgefallen an Schönheit und Talenten.)

Was Jeder heimlich stehlen kann, darf er ungestraft behalten; ertappt, muß er büßen. (Kühnheit, List und Vorsicht sollte dieses Gesetz erwecken; doch durften die Knaben nur Eßwaaren stehlen.)

Niemand soll einen dickern Körper haben, als zu den Kampfübungen schicklich ist. (Man hielt die Wohlbeleibten für wollüstig und zaghaft.) — Die Jugend soll dem Waidwerk obliegen. (Darum wurden zu Sparta eine Menge Hunde gehalten, von vorzüglicher Güte. Man versandte sie oft als köstliche Geschenke. Eine Gattung derselben entstand durch Vermischung eines Wolfes mit einer Hündin.)

Man soll die Knaben und Mädchen im Tanzen üben. — Dahin gehörte der berühmte Pyrrhische Tanz, den die jungen Krieger, als Vorübung zu Schlachten, im 15ten Jahre lernten. Dann der caryatische Tanz, den die Mädchen der Diana zu Ehren aufführten. Zu einem andern, sehr seltsamen Tanze vereinten sich Mädchen und Jünglinge. (Da sprangen sie in die Höhe und

kamen

kamen sitzend zur Erde, man zählte diese Sprünge, die ein wunderliches Schauspiel gewesen seyn mögen.) — Auch im Laufen, Ringen, Scheiben- und Spießwerfen, sollen beyde Geschlechter sich gemeinschaftlich üben. — (Cicero, ein Augenzeuge, machte eine lebhafte Beschreibung davon.) — Niemand soll, durch Aufhebung der Hand, sich für überwunden bekennen, sondern so lange kämpfen, bis er kraftlos niedersinkt. -- Den Männern ist eine anständige Muße gestattet, allein die Jugend soll stets beschäftigt seyn. -- Jährlich Einmal, am Altar der Diana, sollen die Knaben gepeitscht werden. -- (So schmerzhaft und oft blutig diese Gewohnheit war, so wetteiferten doch die Knaben unter sich, wer am längsten ohne laute Klage, den Schmerz ertragen könne.)

Gold und Silber soll Niemand besitzen: nur eiserne oder lederne Münze gebraucht werden. -- (Die eiserne war so schwer, daß man auch geringe Summen auf Wagen fahren mußte. Das hemmte allerdings manchen, sonst mit dem Gelde leicht zu treibenden Unfug.) -- Niemand soll Wucher

trei-

treiben, oder Geschenke machen. (Selbst fremde Gesandte empfingen keine Geschenke, und die spartanischen durften keine annehmen.)

Die Alten sollen nicht beständig auf dem Markte verweilen, denn das ziemt nur Neugierigen oder Müssiggängern. Aber rühmlich war es, den größten Theil des Tages in den Gymnasien und Leschen zuzubringen. -- Alle zehn Tage sollen die jungen Krieger (die Epheben) sich nackend vor die Ephoren stellen, die ihren Körper untersuchen. -- Für den Fehltritt eines Knaben wird der gestraft, der ihn vorzüglich liebt. (Das schärfte die Aufmerksamkeit des letztern auf die Handlungen des geliebten Knaben, und hielt auch diesen vom Leichtsinn zurück, durch die Vorstellung, daß ein anderer, dem er zugethan war, für ihn büßen müsse.) -- Die Jugend soll nicht über die Gesetze reden, sondern blind gehorchen. -- Der Rath eines bescholtenen Mannes, wäre er auch noch so gut, soll nicht von ihm, sondern von einem andern, unbescholtenen vorgetragen werden.

Nur mit dem Vollmond soll das Heer ins Feld rücken. (Ein abergläubisches Gesetz, das öfter Schaden brachte.) -- Mit einem und demselben Feinde soll man nicht wiederholte Kriege führen. (Aus Furcht, ihn kriegerisch und tapfer zu machen.) -- Man soll keine Flotte halten, der Seekrieg ist verboten. (Später zwang die Noth dies Gesetz abzuändern, und Sparta wurde mächtig zur See.) -- Thürme und Mauern sollen nicht bestürmt werden. (Man achtete das Leben jedes Bürgers allzuhoch, um es der Gefahr auszusetzen, auch wohl von einem, auf der Mauer stehenden, zaghaften Weibe geraubt zu werden.)

Der Soldat soll in seiner Rüstung schlafen, doch ist im Kriege ein etwas freyeres Leben vergönnt. -- Vor Anfang der Schlacht soll der König den Musen opfern, dann unter Flötengesang das Heer ins Treffen führen. -- Ewige Schande dem, der flieht, oder seinen Schild von sich wirft. (Es gab spartanische Mütter, die ihre flüchtigen Söhne selbst umbrachten.) -- Dem geschlagenen Feinde soll man nicht nachsetzen, den erschlagenen nicht

plün=

plündern. — Der Sieger durch List opfert dem Mars einen Stier, der durch Gewalt, einen Hahn. — Wer über 55 Jahre zählt, ist frey vom Kriegsdienst. --

Eine der lacedämonischen sehr ähnliche Verfassung hatten die Cretenser, anfangs auch monarchisch durch Könige regiert, unter welchen Minos Gesetzgeber wurde. Die Oberhäupter der nachmaligen Republik hießen Cosmi, wechselten jährlich, wurden aber nur aus gewissen Geschlechtern gewählt. Es gab eine Ritterschaft, die zu Rosse diente. Das Loos der Ackerbauenden Sklaven war minder hart als zu Sparta. Sonst erinnerte Alles auf dieser Insel, bald mehr, bald minder, an Lykurgs von ihr entliehene Gesetze.

Auch die Thebaner verwandelten ihre Monarchie in eine Republik, doch Jahrhunderte verstrichen, ehe ihre Thaten glänzten, bis die Helden Epaminondas und Pelopidas erschienen. Böotien, das Land, in welchem Theben lag, war volkreich und fruchtbar, und nicht das Land, nur der Mangel an Erziehung und Unter-

richt,

richt, verschuldete den Spott, der von allen Seiten die Böotier traf. Ein Senat regierte Theben, Böotarchen hießen die Feldherren, Polemarchen die Obrigkeiten. Die Thebaner duldeten auch Handwerker und Kaufleute, doch in der Staatsverwaltung wurde keiner zugelassen, der nicht wenigstens zehn Jahre sich dieser Gewerbe enthalten hatte. — Wer sein Kind nicht ernähren konnte, durfte es nicht aussetzen, sondern mußte es der Obrigkeit abliefern, die für dessen Erhaltung und Erziehung Sorge trug. — Zwey Marmorbilder, Minerva und Mercur, von Skopas und Phidias, schmückten Theben, doch heiliger noch war ein Apoll aus Cedernholz, zu dessen Priester jährlich der schönste, stärkste Jüngling geweiht wurde. Er hieß der Lorbeerträger, von dem Kranz um seine Schläfe. — Am Gesims des Hercules Tempels, in welchem dieser Halbgott sammt Minerven colossalisch gebildet standen, hatte Praxiteles, durch Darstellung der zwölf Arbeiten des Hercules, seinen Ruhm vermehrt. — Ueber einem Steine, Sophronister, der Vernunft-

gebende Stein genannt, (dessen Besitz jedem Staate zu wünschen wäre) verwandelte man zufällig gesprochene Worte in Wahrsagungen. — Die Bildsäule eines berühmten Flötenspielers, Pronomus, stand neben der des unsterblichen Epaminondas. — Fortuna hatte einen Tempel, in dem sie den Gott des Reichthums, Plutus, in Gestalt eines Kindes auf dem Arme trug. — Jenseit des Flusses Dirce sah man die Ruinen von Pindars Wohnung, und vor dem Thore sein Grabmal. — Es würde nur Zeit rauben und das Gedächtniß belasten, wenn man die vielen Tempel, Bildsäulen, Rennbahnen u. s. w. alle nennen wollte, die der Reisende Pausanias beschreibt. Alexander, der Zerstörer, zerstörte auch Theben. — In Böotien lag der Musenberg Helikon, auf dem der nie versiegende, unter alle Völker, bald klar bald trübe strömende Quell Hippocrene entsprang. —

Berühmter noch als Theben, war Corinth, gelegen auf der Erdzunge, welche den Peloponnes mit dem übrigen Griechenland verband, gegen

gen Morgen und Abend durch grosse Häfen begünstigt, welche sie zu einer der blühendsten Handelsstädte machten, und Schätze an ihren Ufern häuften. Schon Homer nannte Corinth die Reiche. Zwar wurde sie ganz durch den für Kunst gefühllosen Mummius zerstört, (dessen lächerliche Unwissenheit sogar, bey Einschiffung der eroberten Kunstwerke nach Rom, deren Begleitern androhte: wenn sie Eines derselben verdürben, sollten sie selbst ein anderes machen,) aber sie stieg, 150 Jahre nachher, durch Cäsars Wohlwollen aus ihren Trümmern prächtig wieder hervor. — Hier hatte die edle Schwester des Augustus, Octavia, einen Tempel. — Das Wasserreiche Corinth zeichnete sich aus durch Wasserkünste. Auf Einer derselben stand Bellerophon, und das Wasser sprang aus dem Hufe des Pegasus. — Medeens unglückliche Kinder hatten hier ein Grabmal — Noth und Gewalt einen Tempel (wie jetzt überall.) — Von Corinths ehemaliger Verfassung ist weiter nichts bekannt, als daß es von Prytanen regiert wurde. — Corcyra und das mächtig

gewordene Syracus waren Pflanzstädte von Corinth. — Die Landenge, (der Isthmus) gab ihren Nahmen den berühmten isthmischen Spielen, zu deren Behuf die prächtigsten Gebäude, Tempel und Theater, den Spiel=Platz umringten.

Argos, wo, nach verbannter Königswürde, das Volk in vier Stämme getheilt, regierte, zählte man auch zu den sehenswerthen griechischen Städten. Hier stand unter andern eine Kapelle, in welcher die Weiber den Adonis beweinten; und eine Bildsäule der Dichterin Telesilla, die, räthselhafterweise, mit dem Fuß auf Bücher trat, und in der Hand einen Helm hielt. So reich auch Argos an Kunstwerken sich dünkte, so wurde es doch von einer ihm unterworfenen Stadt Sicyon übertroffen, deren berühmte Schule sogar den Apelles in ihre Mauern lockte, um von Pamphilus zu lernen. —

Zu der Zeit, als die macedonische Macht und Gewalt in Griechenland sich ausbreitete, schlossen die Städte in Aetolien einen Bund, um

ihre

ihre Freyheit zu behaupten. Jährlich versammelten sich ihre Abgeordneten zu Thermum, einem, von Bergen umringten, mit Kunstwerken aller Art geschmücktem Orte, wo sie das gemeinsame Heil beriethen, und dem zufolge Beschlüsse faßten, Bündnisse knüpften, Krieg und Frieden beschlossen. —

Auch die Städte in Achaja, dem jetzigen Morea, verbanden sich auf gleiche Weise zu einer Republik. Der achäische Bund versammelte sich im Herbst und Frühling. Fremde Gesandte wurden nicht vorgelassen, wenn sie nicht zuvor schriftlich aufgewiesen, was sie anzubringen. Darum verweigerte man dem Römer Metellus den Eintritt, so sehr er sich auch deßhalb entrüstete. — Ein strenges Gesetz verbot Geschenke anzunehmen. Fast hätte man einst dem König Eumenes die Freundschaft aufgekündigt, weil er 120 Talente bot. — Die Versammlung durfte nur drey Tage währen. Ihre Beschlüsse wurden in Stein gehauen, an heiligen Orten aufgestellt. — Die bürgerliche Verfassung aller Bundesstädte war so völ-

lig übereinstimmend, daß, nach dem Ausdruck des Polybius, nichts weiter fehlte, als sie Alle mit Einer Mauer zu umschließen.

Noch ein Wort über das einst hochberühmte, noch jetzt so oft genannte Carthago sey verstattet; Carthago, zwar fern von Griechenland, an der afrikanischen Küste gelegen, doch mit diesem wetteifernd und mit Rom lange siegreich kämpfend. Es wurde von zwey Suffeten, die jährlich wechselten, mit fast königlichem Ansehn regiert. Ein zahlreicher Senat stand ihnen zur Seite. Das Volk entschied bey getheilten Stimmen. Sitten-Richter wachten strenge über die Sitten aller Stände. Der Feldherr führte sein Heer mit unbeschränkter Vollmacht, doch mußte er den Befehlen des Staats gehorchen, wie einst Hannibal, als er sich unwillig aus Italien zurückzog. Auf ihren Flotten dienten nur Eingebohrne, ihre Soldaten hingegen warben sie aus allen Ländern, woher Polybius manchen, ihnen zugestoßenen Unfall leitet. — Dieser Schriftsteller sah Carthago in seiner letzten Pracht, und war ein Augenzeuge

von

von dessen Zerstörung durch den Römer Scipio.

8. Die Religion der Griechen.

Wir betrachten nunmehr diese lebendige, von unsern Schiller so schön besungene Götterlehre. Ob sie von den Aegyptiern herstamme? oder ob Orpheus, der Thracier, sie eingeführt, darüber wird gestritten; vielleicht ist beydes wahr. Orpheus holte sie vermuthlich aus Aegypten. Cecrops, der Stifter Athens, war ein Aegyptier; die größten Männer Griechenlands, Homer, Solon, Lykurg, Pythagoras brachten Meynungen und Gebräuche von dort herüber, und Aristophanes warf den Atheniensern vor, daß sie Athen in ein Aegypten verwandelten.

Sonder Zweifel war die griechische Götterlehre eine Vermischung vieler andern, von mancherley befreundeten oder verwandten Völkern entlehnt. Die Thebaner zum Beyspiel, von den Phöniciern abstammend, hielten an den gottesdienstlichen

Ge-

Gebräuchen dieses Volks. Auch fügte man wohl häufig eigene Erfindungen zu den fremden. Sieger und Besiegte mischten ihren Götterdienst, um sich inniger zu verschmelzen. Daher gab es schon zu Hesiods Zeiten, 30000 Götter. Die Athenienser weihten allen fremden Göttern ein Fest, und aus Furcht, durch Uebergehung auch nur einen zu beleidigen, errichteten sie sogar den unbekannten Göttern Altäre. Doch mußten die neuen Gegenstände ihrer Verehrung zuvor von den Areopagiten genehmigt seyn. Darum nur verklagte man den weisen Sokrates als einen Diener fremder Götter; darum nur mußte Paulus, Christum predigend, vor dem Areopag erscheinen.

In den ältesten Zeiten diente man den Göttern nicht in Tempeln, zwischen hohen Mauern, sondern unter freyem Himmel, von den Reizen der Natur umgeben, meist auf Bergen, vielleicht wähnend, man sey da der Gottheit näher. In der Iliade spricht Jupiter: „Mich jammert Hec„tor, der mir auf den Gipfeln des Ida viel fette „Stiere geopfert." — Jehova selbst befahl dem

Abra-

Abraham, seinen Sohn auf einem Berge zu opfern. Die Entstehung der Tempel suchen die Gelehrten in dem Verlangen der Menschen, das Andenken ihrer Verstorbenen zu verewigen; alle Tempel waren ursprünglich Grabmäler, bey welchen ohnehin geopfert wurde. Die Griechen erbauten ihre Tempel gewöhnlich im Viereck, halb so breit als lang, auf Säulen, deren Ordnung nach dem Wohlgefallen des Gottes gewählt wurde; denn die dorischen Säulen (so glaubte man) liebten Jupiter, Mars und Herkules, die ionischen, Bachus, Apoll, Diana, die korinthischen, die jungfräuliche Vesta. In Städten stießen die Tempel oft dicht an Privatwohnungen, im Felde waren sie stets von heiligen, dem Schutzgott des Ortes geweihten Haynen umgeben. Die aufgehende Sonne bestrahlte den Eingang, durch den allein das Tageslicht fiel. Das Innere wurde durch Lampen sparsam erleuchtet, um frommen Schauer einzuflößen, oder die Gaukeleyen der Priester zu begünstigen. Die Altäre und Bildsäulen standen gegen Morgen, denn dahin mußte je-

der Betende sein Antlitz wenden. Oft führten eine Menge unbequeme Stufen hinauf. Sie dienten dem Volke zugleich als Sitze, wenn der Tempel die Menge der Menschen nicht fassen konnte.

Bis zu einem Gefäß von Erz oder Stein giengen die Opfernden und besprengten sich mit Weihwasser. In das Allerheiligste durften nur die Priester dringen. Eine Art von Sacristey diente zur Schatzkammer für Jeden, der sein Vermögen sichern wollte. So vertraute Xenophon das seinige der Diana von Ephesus.

Die ersten Götzenbilder waren nur rohe Steine oder Klötze, von Cypressen, Cedern, Eichen oder Buxbäum. Als man Figuren zu schnitzen begann, da bildete man die Venus nur aus Myrthen — die Minerva aus Olivenholz, u. s. w. Die wachsende Kunst wählte sich köstlichere Stoffe. Von Thon und Kreide gieng sie zu Marmor und Elfenbein, und endlich zu edlen Metallen über. Die Gestalten wurden den Beschreibungen der Dichter, besonders dem Homer nachgebildet. Die Bildsäulen standen auf Altären, von Schran-

ken umgeben. Die Höhe der Altäre bezeichnete den Rang der Götter. Der des olympischen Jupiter war fast 22 Fuß hoch. Den Halbgöttern opferte man auf niedrigen Altären, den unterirrdischen in Gruben. Von Erde baute man gewöhnlich die Altäre, doch jener des olympischen Jupiters bestand aus Asche von den Knochen der Opferthiere, und aus Hörnern der des Apollo Delius. Die Hörner waren in den ältesten Zeiten ein Sinnbild hoher Macht und Würde, die Alten schmückten ihre Götter und Helden mit Hörnern. Alexander trägt sie auf seinen Münzen, und soll auch lebend dieses Ehrenzeichen oft getragen haben. Jehova selbst befahl, mit vier Hörnern seinen Altar zu zieren. Ein gleiches thaten die Griechen mit den ihrigen. Verfolgte, die zum Altare flohen, faßten diese Hörner. Es wäre interessant, aufzuspüren, wie und warum nach und nach ein so allgemein anerkanntes Ehrenzeichen bis zur Verspottung herabgesunken; vor wenigen Jahrhunderten erhielten mindestens die Trinkhörner sich noch in Ehren.

Gleichwie der Wanderer heutzutage auf allen Heerstraßen katholischer Länder kleine Kapellen für seine Andacht findet, so luden auch den Griechen in Wald und Feld und auf der Berge Spitzen, einzelne Altäre zum Opfer ein. Nicht auf allen waren diese Opfer blutig, auf manchen wurden blos eine Gattung von Kuchen dargebracht, und einen solchen wählte Pythagoras, dem seine Philosophie das Blutvergießen untersagte. —

Auch heilige Tische standen in den Tempeln, bisweilen aus Gold und Silber gegossen. Sie wurden mit allerley Früchten besetzt, an welchen die Priester sich labten.

Die Einweihung der Götterbilder geschah mit verschiedenen Gebräuchen. Gewöhnlich setzte man ihnen Kränze auf; salbte sie mit Oel, betete, opferte, verfluchte die Gottlosen, die sie entweihen würden. Auch einzelne Bäume oder Pflanzen weihte man auf gleiche Weise. So führt Theokrit die spartanischen Jungfrauen redend ein: „Wir wollen dir (der Helena) einen Kranz von „niedrig wachsenden Lotos flechten, und an den

„schat-

„schattenreichen Ahorn hängen. Wir wollen aus „der silbernen Flasche ihn mit Balsam beträufeln. „In die Rinde wollen wir, daß jeder Wanderer „es lese, die Worte schneiden: Verehre mich! „ich bin der Baum der Helene." — Ein Haupterforderniß der Weihe war die Salbung mit Oel, und daraus ist der Gebrauch entstanden, auch die Könige zu salben.

Fast unter allen Völkern wurden die heiligen Hayne hoch in Ehren gehalten. Der kühle Schatten, die Stille und Heimlichkeit erweckten Andacht in frommen Gemüthern. Die Athenienser bestraften den mit dem Tode, der das kleinste Bäumgen in einem solchen Hayn beschädigte. Selbst des Laubes Entwendung für das Vieh zog schwere Ahndung nach sich. Ceres verdammte den Erisichthon zu sterben, weil er an ihren Hayn die Axt legen wollen. Nur die Verirrungen der Liebe wurden minder streng geahndet, weshalb Horaz die Hayne unkeusch nennt. Man umgab sie mit Zäunen und Mauern, um sie vor jedem Frevel zu schützen.

Alle die benannten, geweihten Orte dienten Verbrechern oder Unglücklichen zur Freystatt, und sie von da wegzureißen, zog der Götter Rache unausbleiblich nach sich. Den Mißbrauch solcher Freystätte beklagten die Verständigen, wie heute. Man sah die Tempel mit den nichtswürdigsten Sklaven angefüllt; böse Schuldner fanden dort Sicherheit vor ihren Gläubigern, Mörder vor dem Bluträcher. Schon Jon wirft beym Euripides den Göttern vor, daß sie den Sterblichen unweise Gesetze verordnet. Nur die Gerechten, unschuldig Bedrückten sollten beym Altare sitzen. — Auch kehrten sich die Griechen nicht immer an die Unverletzlichkeit der Altäre, denn als der Vaterlandsverräther, Pausanias, in den Tempel der Minerva floh, ließen die Spartaner ihn Hungers sterben. Bisweilen verschloß man auch den Tempel, und deckte das Dach ab, damit der Flüchtling, jedem Unwetter blos gestellt, um so eher verschmachten möchte. Auch Feuer legte man mit an die Altäre. Mit Feuer bedroht beym Euripides, Hermione die Andromache, die

neben

neben der Bildsäule der Thetis saß. Mit Feuer droht im rasenden Herkules, Lykus dessen Verwandte vom Altar zu scheuchen. Aber es blieb doch immer eine Versöhnung der Götter, darum spricht Andromache gelassen: „Zünde nur „an, die Götter sehen es.“

Doch alle Tempel hatten dieses Vorrecht nicht, sie mußten ausdrücklich dazu geweiht seyn. Manche standen nur für bestimmte Fälle offen. So der Tempel der Diana von Ephesus für Schuldner; der Tempel des Theseus für hart behandelte Sclaven. — Auch ganze Städte und Inseln hatten das Vorrecht der Freystätte sich erworben; so die Stadt Sicyon und die Insel Delos.

Unter die den Göttern geweihten Dinge gehörten endlich noch gewisse Theile der angebauten Felder, deren Früchte abgesondert und zu Opfern eingesammelt wurden. Auch Königen und andern um den Staat verdienten Männern eignete man solche Aecker zu.

Die

Die Priester genossen unter den Griechen einer hohen Verehrung. Sie wurden den Königen gleich gehalten, trugen Gewänder wie diese und saßen an ihrer Seite. Oft hielten die Könige selbst durch die Priesterwürde sich geehrt. Gewöhnlich erschienen sie im langen weißen Gewande, geschmückt mit den Sinnbildern der Gottheit, der sie zugeordnet waren. Kränze von Aehren und Mohn trugen die Priesterinnen der Ceres, von Myrthen die der Venus, geharnischt erschienen die der Minerva u. s. w. Der Priester Häupter waren bey Opfern bekränzt, mit heiligen Binden umwunden, die Füße entblößt.

Es gab eine Zeit, wo die Priesterwürde erblich war, eine andere, wo das Volk sie wählte, oft durch das Loos, in welchem man der Götter eigene Erklärung zu lesen vermeinte. Strenge Keuschheit war der Priester Bestreben; die zu Samos verstümmelten sich sogar, und die Hierophanten zu Athen tranken Schierlingssaft, um sich zu entkräften. Andere bedienten sich zu gleichem Zweck gewisser Kräuter und Arzneyen, und streu-

ten das Kräutlein Agnus castus auf ihre Betten. Hingegen war es auch einigen erlaubt, sich zu vermählen; der ehelose Stand der Priesterinnen, so wie in der christlichen Kirche, eine später eingeführte Sitte. Denn Homer singt:

„Ihnen öfnete die Thore die schönwangigte
„Theano, des Rossebändigers Antenor Gattin. Sie hatten die Trojaner
„zu Minervens Priesterin verordnet."

Den Umgang mit Menschen vermieden die Priester, frommen Betrachtungen einsam sich weihend. Zu Athen gab es heilige Familien, aus welchen man sie wählte, eine der berühmtesten, die der Eumolpiden. Sie mußten strenge Rechenschaft von Erfüllung ihrer Pflichten ablegen. Eine Gattung der Priester nannte man Parasiten. Das Wort erhielt später eine üble, noch jetzt bekannte Deutung. Sie waren die Einnehmer des zu Opfern bestimmten Getreydes, und wurden auf öffentliche Kosten unterhalten. Um den Staat von dieser Last zu befreyen, wurden die Reichen angewiesen, sie an ihren Tafeln zu

spei=

speisen, und so ist nach und nach das Wort Parasit mit Schmeichler und Schmarutzer gleichbedeutend geworden.

Der Opfer waren mancherley. Freywillige — etwa nach einem Siege, oder von den geerndteten Früchten des Hausvaters; Sühnopfer — zu Abwendung des Zorns der Götter; Bittopfer — um glücklichen Erfolg eines Unternehmens; Vorgeschriebene — durch Orakel oder Wahrsager. In den ältesten Zeiten opferte man nur Kräuter und Pflanzen, Cecrops soll den ersten Stier geschlachtet haben. Salz, Wein und Rauchwerk durften bey keinem Opfer fehlen; nur die Sonne empfieng, statt des Weines, Honig, und Pluto Oel. — Der Weihrauch wurde später erst bekannt und allgemein; zur Zeit des trojanischen Krieges begnügte man sich noch mit Cedern- und Citronen-Holz.

Das Opferthier mußte ohne Makel seyn; vom Priester geprüft und gebilligt. Uebrigens galt es gleich, von welcher Gattung; der Schäfer brachte ein Schaaf, der Kuhhirt einen Stier, der Fischer

einen Seefisch. Dem Bachus ward ein Bock dargebracht, der Ceres Schweine, jener, weil er den Weingärten, diese, weil sie dem Getreyde Schaden zufügen. Der Venus waren die Tauben heilig, der Sonne die Rosse, Dianen die Hirsche u. s. w. Nur der Pflugochs durfte nicht unter dem Opfermesser bluten.

Von Menschenopfern giebt es wenige Beyspiele unter den Griechen. Themistocles opferte eine Persische Gefangene, um über dieses Volk zu siegen, nnd Aristomenes von Messena, opferte dem Jupiter 300 Menschen, sammt dem spartanischen Könige Theopompus. In Arcadien — dem schönen Arcadien, das wir uns immer so zart denken — hatte Bachus, der Freudengeber, einen Altar, an welchem viele junge Mädchen mit Ruthen tod gehauen wurden. Die gegeisselten Kinder der Spartaner starben oft zu Ehren der Diana. Achilles opferte 12 trojanische Gefangene bey des Patroclus Leichenbegängniß, und Polyxena wurde hinwiederum den Manen des Achilles zum Opfer gebracht. Keine Religion hat

sich unbefleckt von Menschenblut erhalten, wenn es gleich nicht immer am Altar vergossen worden.

Auf Armuth oder Reichthum des Opfernden nahmen die Götter milde Rücksicht. Eine dürftige Gabe aus der Hand des Reichen, verschmähten sie, aus der des Armen, war ihnen auch ein aus Teig gekneteter Ochse so angenehm als der lebendige Stier: die Gefährten des Ulysses opferten Eichenlaub aus Mangel der Gerste, und Wasser statt des fehlenden Weins. Die Hekatomben bestanden aus hundert, die Chiliomben aus tausend Stieren. Doch zählen manche, in einer Hekatombe, nur 100 Füsse der Opferthiere, oder 100 gegenwärtig gewesene Personen. — Die Athenienser pflegten sich mit der Kostbarkeit ihrer Opfer zu brüsten, und als sie in vielen Gefechten von den Spartanern besiegt wurden, fragten sie den Jupiter Ammon, gleichsam vorwerfend: wie sie das erklären sollten? da doch die geringen, unsaubern Opfer der Lacedämonier, den ihrigen so weit nachstünden? — Aber das Orakel antwortete:

tete: die schlichten spartanischen Opfer seyen den Göttern angenehmer, als die prunkvollen anderer Völker. — Nicht immer waren die Opfer der Griechen öffentlich und besondern Gebräuchen unterworfen. Auch daheim und bey jedem kleinen Vorfall des Lebens, zündeten sie Weihrauch an, und gossen eine Schaale Wein aus, um der Götter Wohlwollen zu gewinnen.

Niemand wurde zu feyerlichen Opfern zugelassen, wenn er nicht einige Tage zuvor sich mit Weihwasser gereinigt und aller sinnlichen Lust enthalten hatte; obschon die Atheniensische Priesterin Theano auf Befragen erklärte: aus den Umarmungen des eigenen Mannes dürfe sie immer zum Altare gehn, aus denen eines Fremden nie. Das Waschen der Hände war unnachläßlich geboten, und als einst ein gewisser Asterius, diesem Gebote nicht gehorchend, zu Jupiters Altare trat, erschlug ihn der Blitz. — Telemach wusch seine Hände, ehe er sie betend erhub, und Penelope wusch sogar ihre Kleider, ehe sie zu den Göttern sich wandte. Aus reiner Quelle mußte

das

das reinigende Wasser geschöpft seyn. Auch Seewasser hatte diese Kraft; auch eine Meerzwiebel oder ein junger Hund, im Kreise um den zu Reinigenden getragen.

Wehe dem Verbrecher, der ungereinigt einen Tempel betrat! in dem der Eumeniden, ergriff ihn plötzliches Schrecken und beraubte ihn der Vernunft. — Seltsam scheint die Sitte, daß ein Tod geglaubter, die Tempel nicht besuchen durfte, und noch seltsamer die Art, wie man ihn reinigte. Er wurde nemlich durch einen Weiberrock gezogen, um anzudeuten, er sey von neuem gebohren. Die Römer beobachteten eine ähnliche Sitte. Ein solcher unvermuthet Lebendiger durfte nicht durch die gewöhnliche Thür in sein Haus eingehen, sondern mußte durch eine Oefnung im Dache heruntergelassen werden, damit es scheinen mögte, er habe seine Wohnung nie verlassen.

Die Kleidung der Opferpriester hatte Aeschylus, aber nicht für sie, sondern für seine tragischen Schauspieler erfunden, und man entlehnte sie ohne Bedenken von der Bühne. Sie waren

präch-

prächtig, purpurfarben für die himmlischen, schwarz für die unterirrdischen Gottheiten, weiß für die Ceres. Von den wollenen Kopfbinden hieng zu beyden Seiten ein Band herab. Hercules wurde mit ganz verhülltem Haupte verehrt. Auch die Opferthiere wurden bekränzt, bisweilen deren Hörner vergoldet, die Altäre mit heiligen Kräutern bestreut. Mit Sonnen-Aufgang hub das Opfer der himmlischen Mächte an, mit Sonnen-Untergang das der unterirrdischen. Die Jungfrauen boten die Opferwerkzeuge in Körben dar, und man nannte sie Korbträgerinnen. — Nicht mit Gewalt durften die Thiere herbeygeschleppt werden, gleichsam freywillig mußten sie sich stellen. Dann ward ein Kreis um den Altar geschlossen, der Priester besprengte ihn mit Mehl und Weihwasser, auch die Gegenwärtigen; der Herold rief mit lauter Stimme: Wer ist da? und das Volk antwortete: Viele Redliche! Dann sprach der Priester: Laßt uns beten. — Stille! rief der Herold, und alle beteten. Nun prüfte der Priester die Gesundheit des Thiers durch vorgehal-

haltenes Futter, und ob es willig zum Opfer sey, durch einen Strich, den er mit dem Messer von der Stirn bis zum Schweif zog; fraß es nicht, oder sträubte es sich, so war es den Göttern nicht angenehm. Ja, durch ein Nicken mußte es sogar seine willige Ergebung bekräftigen, und das wurde bewürkt, indem man Wasser oder Gerste ihm ins Ohr schüttete. — Jetzt kostete der Priester den Wein aus einem Becher, ließ alle Anwesende davon trinken, goß den Ueberrest dem Opferthiere zwischen die Hörner und bestreute es mit Weihrauch. Dann tödtete es der Priester, oder der Vornehmste in der Versammlung, durch einen Keulenschlag oder durch Kehlabschneiden. Ein böses Zeichen war, wenn es dem Schlage auswich, brüllte, nicht gleich niederstürzte, sich lange quälte, ehe es starb und wenig Blut vergoß. Das aufgefangene Blut wurde am Altare ausgegossen. Der Priester untersuchte die Eingeweide und wahrsagte aus denselben. Einen Theil der Opferthiere verbrannte man den Göttern zu Ehren, unter Gesängen und Tänzen von Flöten begleitet.

Des

Des Opfers Ueberreste theilte der Priester mit den Anwesenden, die ihr Theil nach Hause trugen, ihre Freunde damit beschenkten, oder, wenn sie geizig waren, das Fleisch auch wohl verkauften, und mit ihrer Andacht Wucher trieben. Oft war auch sogleich im Tempel eine Mahlzeit an geschmückten Tafeln veranstaltet, wobey man sich nicht selten berauschte, und mit lallender Zunge das Lob der Götter sang. Hatte man der Vesta geopfert, so mußte Alles verzehrt werden. Nach der Mahlzeit, vor Sonnenuntergang geendigt, belustigten sich die Gäste mit dem Bretspiel oder andern Spielen, taumelten dann noch Einmal zum Altare, dem Jupiter ein Trankopfer bringend. Für den Merkur fügten die ältesten Griechen auch Zungen bey, um jedes ungeziemende Wort, etwa bey der Mahlzeit ausgesprochen, dadurch in Vergessenheit zu bringen. Dann entließ der Herold die Versammlung.

Nicht Opfer allein, auch Geschenke trugen die Griechen in die Tempel — Kränze, Kleider, goldene, silberne, eherne Gefäße und derglei-

chen — hängten sie dort auf, an Säulen und Wänden; gewöhnlich, um ein Gelübde zu erfüllen — (So versprach Ovid der Isis ein Geschenk, wenn sie der gebährenden Corinna beystehen würde —) oder wenn man ein anderes Gewerbe, eine andere Lebensart ergriff, in welchem Falle die zuvor gebrauchten Werkzeuge den Göttern dargebracht wurden. So weihte ein alter Fischer den Nymphen sein Netz, die Hirten dem Pan ihre Flöten, so das alternde Freudenmädchen, Lais, der Venus ihren Spiegel. „Nimm ihn, Venus," sprach die letztere, „denn ich sehe mich nicht mehr, wie ich „war, und mag mich nicht sehen, wie ich bin."

Auch der Zehnte von Früchten und andern Dingen, besonders von der Kriegsbeute, gebührte den Göttern. Nach Besiegung der Perser weihten alle Griechen dem delphischen Orakel einen prächtigen goldenen Dreyfuß.

Nichts unternahmen sie ohne Gebet, um Rath und Beystand der Götter. Häufige Beyspiele liefert schon Homer. Will Nestor zum Achill gehn, Priamus Hectors Leichnam sich erbitten, Ulysses

das feindliche Lager auskundschaften, u. s. w., so beten sie zuvor. Morgen- und Abendgebete waren üblich, und an gewissen Festen betete der Herold öffentlich für das allgemeine Wohl. Bittende, sie mogten sich an Götter oder Menschen wenden, trugen Zweige mit Wolle umwunden in den Händen, und Kränze auf den Häuptern. Mit den Zweigen berührten sie das Knie, die rechte Hand oder das Haupt des Gottes oder Menschen, an den die Bitte gerichtet war, je nachdem die Hoffnung, diese erfüllt zu sehn, ihnen zweifelhaft, wahrscheinlich oder gewiß dünkte. Der Bittende küßte auch wohl Kniee und Hände, oder die eigene Hand, die er alsdann zur Berührung ausstreckte. Priamus umfaßte Achills Knie und küßte dessen Hände. Auf gleiche Weise ehrte Ulysses einen ägyptischen König. Die Tempelschwellen wurden geküßt. Bisweilen legte der Bittende Trauerkleider an, und überreichte eine Hand voll Haare, die er sich aus dem Kopfe riß, wie Agamemnon nach Hectors Siege.

Stehend und sitzend durfte man beten, öfter geschah es knieend, auf dem Antlitz liegend. In den Häusern eilten Bittende zuerst zum Heerd, der für den Altar der Vesta und der Hausgötter galt. Setzten sie dort, in gebeugter Stellung, sich auf die Asche, so baten sie dadurch um Erbarmen auch ohne Worte. Einen besondern Gebrauch hatten die Molossier. Wer beym Eintritt in das Haus ein Kind auf den Arm nahm, und mit diesem vor den Hausgöttern sich niederwarf, dem schlugen sie keine Bitte ab. So machte es Themistocles, als er, von Athen und Sparta verfolgt, Schutz bey dem molossischen Könige Admet suchte. — Zu den himmlischen Mächten betete man mit aufgehobenen Händen, zu den unterirrdischen mit niedergestreckten, auch bisweilen mit dem Fuße stampfend, um sie zu wecken.

Große Kraft maßen die Griechen den Verwünschungen bey. Thyestes Fluch bereitete dem ganzen Geschlecht seines Bruders Atreus den Untergang. Am verderblichsten waren die Verwünschungen der Eltern, Priester, Wahrsager und

Köni=

Könige. Mit Thränen bat Meleagers Mutter den Pluto und die Proserpine, ihren Sohn zu tödten, und die Furien erhörten ihre Bitte. — Phönix, von seinem Vater verwünscht, blieb Kinderlos. Die Athenienser verwünschten den Alcibiades, als er die Geheimnisse der Ceres entweiht hatte. Nur die Priesterin Theano weigerte sich ihn zu verwünschen.

Die Schwüre der Griechen beurkunden nicht minder ihre Ehrfurcht vor den Göttern. Der alte Dichter, Hesiod, macht den Gott der Schwüre, Orkus, zu einem Sohn der Eris oder Zwietracht. Im goldenen Zeitalter, wo noch Wahrheit und Gerechtigkeit unter den Menschen wandelten, bedurfte man der Schwüre nicht. Diese verbannt, durch List und Ränke und Verbrechen, ließen die Nothwendigkeit des Eydes zurück. Der Götter grosser Schwur war beym Styx! Wer diesen Eyd nicht hielt, durfte keinen Nectar trinken, und wurde auf 9000 Jahre seiner Gottheit beraubt.

Die Griechen hatten ihre unbedeutenden Gewohnheitsschwüre, gleich uns, bey allen Kleinigkeiten,

keiten, wie ihre Lustspiele und Dialogen beweisen, doch Gewissenhaftere enthielten sich derselben, und schwuren nur in wichtigen Fällen. Alle Götter, und besonders Jupiter, waren des Meineydes Rächer. Die Spartaner schwuren bey Castor und Pollux; die Weiber bey der Juno, Diana und Venus; die Männer überhaupt bey solchen Göttern, unter deren Schutz ihr Gewerbe oder ihre Neigung standen, die Ackerleute bey der Ceres, die Rossebändiger beym Neptun. Unter allen Griechen schwuren nur die Athenienser bey der Isis, die Thebaner beym Osiris.

Pythagoras schwur selten bey den Göttern und verbot es seinen Schülern ganz. Hingegen lehrte er sie einen besondern Eyd, bey der Zahl 4, in der, nach seiner Meynung, die Vollkommenheit der Seele bestand. Socrates schwur bey einem Hunde oder einer Gans, Zeno bey einem Cappernstrauche. Hippolytus, beym Euripides, schwört bey dem Boden, auf welchem er steht. Ein Fischer schwur bey seinem Netz, ein Soldat bey seinem Spieße, und dieser letztere war ein schwe-

rer

rer Eyd, so wie der, den Könige bey ihren Scepstern schwuren. Demosthenes schwur in einer Rede bey den Helden, die in der Schlacht bey Marathon gefallen waren. Die Helene des Euripides schwört bey dem Haupte des Menelaus. Man schwur bey denen, die man am liebsten hatte, am höchsten schäzte.

Man hob die Hände empor, oder legte sie auf den Altar, oder in die Hand dessen, dem der Eyd geleistet wurde, oder man berührte das Ohr. Ueberhaupt reichte man sich bey allen Verträgen die rechte Hand.

Bey feyerlichen Bündnissen wurde dem Opferthiere — (denn ohne Opfer konnten sie nicht geschlossen werden) ein Büschel Haare vom Kopf geschnitten und unter die Anwesenden vertheilt, zum Zeichen, daß sie alle zu dem Bundeseyde verpflichtet wären. „Agamemnon schnitt den Lämmern „Haare von den Köpfen, und vertheilte sie unter „die vornehmsten Trojaner und Achiver." Nach vollbrachtem Gebet und Opfer goß man den Göttern Wein aus, wünschend, daß Blut und Gehirn

hirn des Meineidigen, wie dieser Wein vergossen werden mögte. Verwünschungen seiner selbst stieß jeder Schwörende aus.

Bey solchen Opfern durfte das Fleisch nicht verzehrt, es mußte vergraben werden. Aufgeschoben oder ganz aufgehoben wurde der Eyd, wenn irgend ein bedenklicher Zufall das Opfer unterbrach. Als Pyrrhus, Lysimachus und Cassander ihren Frieden beschwören wollten, fiel der zum Opfer bestimmte Widder plötzlich tod zur Erde, und Pyrrhus schwur nicht. — Manche hielten schwörend die Spitze eines Schwerdtes gegen ihre Gurgel. — Als die Griechen, vom Siege über den Xerxes aufgebläht, in Persien eindringen wollten, schwuren sie einen Eyd, der unverletzlich seyn sollte, so lange die Stücke vom glühenden Eisen, welche Aristides ins Meer warf, nicht obenauf schwimmen würden. — Der furchtbarste Eyd der Syracusaner wurde im Tempel der Ceres abgelegt. Da zog der Schwörende das Purpurgewand der Göttin an, und hielt eine brennende Fackel in der Hand. — Wer bey den Sicilianern von einem

Ver=

Verbrechen sich reinigen wollte, der warf eine Tafel, mit seinem Eyde beschrieben, in eine gewisse Quelle. Schwamm die Tafel oben auf, so wurde er für unschuldig erkannt, sank sie unter, so warf man ihn ins Feuer. — Schimpf und Tod und unausbleibliche Rache der Götter trafen alle Meineydige. Die Griechen wußten merkwürdige Beyspiele davon zu erzählen. Ein gewisser Glaukus, der lange für einen redlichen Mann galt, wollte anvertrautes Gut abschwören, und trieb die Unverschämtheit so weit, das Delphische Orakel gleichsam um Erlaubniß zu diesem falschen Eyde zu befragen. Doch unwillig antwortete ihm Apoll, und bedrohte ihn mit dem Untergange seines ganzen Geschlechts, der auch in kurzem erfolgte.

Am fünften Tage jedes Monats schweiften, dem Glauben der Griechen zufolge, die Furien umher, die Meineydigen zu suchen und zu bestrafen. Wehe dem, der, eines falschen Schwurs sich bewußt, die Höhle des Palämon zu Corinth betrat! Wehe einem Solchen, der in Sicilien

sich den heißen Quellen der Stadt Palice näherte! er wurde plötzlich blind oder lahm.

Und troz dieses Abscheues, troz aller dieser Strafen, wurden dennoch die Griechen zum Sprüchwort durch ihre Treulosigkeit. So schildert sie Euripides, so Cicero. Am beißendsten sind die Worte des Polybius: „Leihst du den Griechen „Geld vor zehn Zeugen, unter zehn Siegeln, du „wirst es doch kaum wieder erhalten."

Am meisten berüchtigt wegen dieses Lasters, waren die Thessalier, vielleicht weil sie einst, im Augenblick der beginnenden Schlacht, von den Atheniensern zu den Spartanern übergiengen. Auch die Locrenser, und selbst die Lacedämonier standen in einem wenig bessern Rufe. Einer ihrer größten Generale, Lysander, pflegte zu sagen: „Knaben muß man durch Würfel, Feinde durch Schwüre hintergehn." Zum Besten ihres Staates hielten sie Alles für erlaubt. — Löblicher handelten die Athenienser. Ein berühmtes Beyspiel ihrer Rechtlichkeit hat Plutarch uns aufbewahrt. Ein geheimer Anschlag des Themistocles gegen die Feinde,

wur=

wurde vom Aristides geprüft, der dem Volke berichtete, der Entwurf sey allerdings vortheilbringend aber ungerecht. Sogleich wurd' er verworfen. Indessen hegte doch selbst dieser gerechte Aristides, wenn es darauf ankam, den Staat zu retten, sehr zweydeutige Grundsätze über den Eyd.

Den Wahrsagerkünsten waren die Griechen blind ergeben, vor allen standen die Orakel in hoher Achtung, weil sie von den Göttern selbst ausgiengen. Zu ihnen nahm jeder Zweifelnde seine Zuflucht. Weder Krieg noch Friede wurde beschlossen, noch ein neues Gesetz verordnet, ohne die Stimme der Orakel zu vernehmen. Ehe Crösus die Perser zu bekriegen wagte, sandte er nicht allein zu den berühmtesten Orakeln Griechenlands, sondern sogar bis nach Lybien zu dem Jupiter Ammon. Minos und Lykurg, die Gesetzgeber, waren mit Jupiter und Apoll vertraut. Männer von den Göttern begeistert, hielt man der höchsten Ehren, ja des Thrones würdig.

Die Priester, diese Volksstimmung benutzend, erschwerten das Befragen der Orakel durch Bestimmung

mung köstlicher Geschenke, die nur von Reichen und Vornehmen dargebracht werden konnten. Das vermehrte noch des Volkes Ehrfurcht, denn der große Haufe achtet gering, was er kennt, und bewundert, wo er nicht nahen darf. Auch die Vornehmsten durften nur an gewissen Tagen einen Orakelspruch erbitten, Tage, die um keinen Preiß verändert wurden. Selbst Alexander mußte die Pythia mit Gewalt zwingen, den Dreyfuß zu besteigen. Sie that es endlich mit den Worten: du bist unwiderstehlich! und diese vielleicht im Unwillen hingeworfenen Worte galten für eine glückliche Weissagung.

Viele Gelehrte haben sich die unnütze Mühe gegeben, darüber zu streiten, ob die Orakel Priesterbetrug oder ein Werk der Dämonen gewesen. Das Erstere glaubte längst jeder Verständige, und selbst die griechischen Philosophen; das Letztere wird vielleicht in unsern mystischen Zeiten aufs neue geglaubt werden, und freylich, wenn eine Begebenheit, welche Herodot erzählt, für wahr gehalten werden dürfte, so müßten wohl Dämonen im Spiel

ge-

gewesen seyn. Crösus nehmlich legte, in weiter Entfernung, durch seine Gesandten dem delphischen Orakel die verfängliche Frage vor: „was er jetzt daheim mache?“ — Das Orakel antwortete: „Ich „kenne die Zahl des Sandes, die Tiefe des Mee„res, ich verstehe die Stummen und höre die Sprach„losen. Ich empfinde den Geruch von einer Schild„kröte, die mit Lammfleisch in Kupfer gekocht „wird.“ — Und wirklich kochte Crösus in demselben Augenblicke eine Schildkröte mit Lammfleisch in einem kupfernen Kessel.

Die Götter gaben ihre Sprüche entweder mit eignen hohlen Stimmen, oder durch Dollmetscher, durch Träume, durch das Loos. Zu Dodona, vom Deukalion nach der großen Ueberschwemmung erbaut, war das älteste Orakel Jupiters: von einer schwarzen, aus Aegypten entflohenen Taube gegründet, die sich dort auf einem Eichbaum niederließ und redete. Herodot erklärt diese Fabel durch eine aus Aegypten gekommene Jungfrau, die, anfangs nur ihrer Landessprache kundig, nachher die Griechische erlernet und gewahrsagt

habe.

habe. (Ein griechischer Dichter legt auch der Cassandra den Nahmen einer Taube bey, und auf den Hieroglyphen sollen die Wittwen durch schwarze Tauben bezeichnet werden.) Anfangs haben Männer, später drey alte Frauen die Orakel ausgesprochen. Jene hießen Tomuri, diese Tomurá, eine Benennung, die bald jedem Propheten eigen wurde. Den Tempel zu Dodona umgab ein heiliger Eichenhayn, in dem die besten Eicheln wuchsen, und wo Dryaden, Faunen, Satyren, im Schatten der Bäume muthwillig scherzten. Diese Eichen redeten mit menschlicher Stimme und göttlichem Geiste. Das Schiff der Argonauten war aus ihnen erbaut und besaß auch die Gabe zu reden. Vermuthlich stiegen die Priester in hohle Bäume oder verbargen sich in den Zweigen. — Eine andere Art der Weissagung zu Dodona ließ sich durch den Klang eherner Kessel vernehmen, die so kunstreich um den Tempel hergestellt waren, daß, Einer angeschlagen, sie alle tönten. Aristoteles hingegen erzählt von zwey Säulen, an deren einer eine solche Pauke hieng, auf der andern habe

ein eiserner Stab, in der Hand eines Knaben, vom Winde bewegt, die Pauke berührt.

Gleiches Ursprungs mit dem zu Dodona war das Orakel des Jupiter Ammon in Lybien, und gleich berühmt. Obschon in der afrikanischen Wüste gelegen, drang Alexander doch bis dahin, um sich für einen Sohn des Jupiter erklären zu lassen. — Zu Creta, Elis u. s. w. fanden die Gläubigen noch mehrere Jupiters-Orakel, doch minder alt und berühmt als jene beyden. — Eigentlich war und blieb Apoll im Besitz des höchsten Ansehns, wenn von Orakeln die Rede war. Wer kennt nicht das delphische, wo Menschen und Geschenke zusammenströmten, und die deutlichsten sowohl als zuverlässigsten Göttersprüche verkündet wurden. Den Beynahmen Pythius trug hier Apoll, von Ueberwindung einer Schlange oder eines Tyrannen Python, der einst hier hauste; seine Priesterin hieß Pythia. Delphi lag in der Mitte Griechenlands, man meynte sogar in der Mitte der Welt, denn Jupiter, als er diesen Mittelpunkt erforschen wollte, sandte zwey Adler aus,

den Einen gegen Osten, den Andern gegen Westen; sie umkreißten den Erdball mit gleicher Geschwindigkeit, und trafen in Delphi wiederum zusammen. Darum nannten auch die Dichter diese Stadt den Nabel, und ein weisser Stein, in Form eines Nabels, hieng im Tempel.

Das delphische Orakel gehörte einst der Themis, die aber durch Gewalt vom Apoll verdrängt wurde, denn Gewalt ist das älteste Recht der Erden- und Himmels-Götter. Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege stand es schon in hoher Achtung. Ziegen waren dessen Entdecker. Sie wurden geweidet am Berge Parnaß von ihrem Hirten Coretas, welcher bald bemerkte, daß jede Ziege, die einer gewissen Höhle sich nahte, seltsam hüpfte und fremde Töne von sich gab. Neugierig trat er selbst vor die Höhle; plötzlich ergriff auch ihn eine Tanz-Wuth, und er weissagte. Als es kund wurde, strömte das Volk haufenweis zu der Höhle, und wer hinein sah, wurde begeistert, viele zum eigenen Verderben, denn die göttliche Raserey stürzte sie in den Abgrund.

Da

Da wurde dem Volke verboten, sich der Grotte zu nähern. Man setzte einen Dreyfuß an die Oeffnung und auf demselben eine Jungfrau, um die Göttersprüche zu verkünden. Welche Form dieser Dreyfuß ursprünglich gehabt? woraus er bestanden? darüber giebt es manche Sagen. Einen von Erz, den oft die Dichter rühmten, schenkte der König von Elis; einen goldenen, der Zufall. Den Fischern zu Milet kauften einige, am Ufer Stehende, ihren Fischzug ab, noch ehe er aus den Fluten zum Vorschein gekommen. Als nun das Netz herauf gezogen wurde, befand der goldene Dreyfuß sich darinnen; den begehrten die Käufer, weil sie den ganzen Zug bezahlt, und die Fischer wollten ihn behalten, weil sie blos die Fische verkauft. Das Orakel mußte entscheiden, und es sprach ihn dem Weisesten zu. Damals lebten die berühmten sieben Weisen Griechenlands. Einem von diesen wurde er gebracht. Allein in jener guten alten Zeit waren die Weisen noch bescheiden, einer schob ihn dem andern zu, und so weihte man ihn endlich dem Quell der Weisheit,

dem Apoll. Heutzutage würde er sicher bey dem ersten geblieben seyn. Die Lateiner nannten ihn Cortina, von dem Zelt oder Vorhang, unter welchem er stand. Dieses Nebenumstandes wird hier blos erwähnt, weil auf unsern Bühnen die Cortine ihre Benennung davon ableitet. — Die erste und berühmteste Pythia hieß Phömonoe, welche auch zuerst in Versen weissagte. Holde Jungfrauen waren diese Priesterinnen, bis die Liebe eine derselben verstrickte. Um für die Zukunft solchem Aergerniß vorzubeugen, wählte man das einzige kräftige Mittel: nur eine Frau über 50 Jahre durfte Pythia werden. Doch trug sie immerfort ein jungfräuliches Gewand und legte das überflüssige Keuschheitsgelübde ab. Salben und Purpurkleider waren ihr untersagt. Ehe sie den Dreyfuß bestieg, wusch sie Körper und Haare in der heiligen Quelle Castalis, am Fuße des Parnassus, aus welcher auch die begeisterten Dichter zu trinken pflegten. Dann setzte sie sich auf den mit Lorbeerkränzen geschmückten Dreyfuß, schüttelte den nahen Lorbeerbaum, pflückte Blätter

von

von demselben und kaute sie. In kurzem fieng sie an zu schwellen, Schaum trat ihr vor den Mund, sie sprang auf, taumelte im Kreise, riß das Haar sich aus und schlug die Nägel in das blutende Fleisch. Mehr oder minder furchtbar wurde ihre Raserey, je nachdem der Geist, der in sie fuhr, ein guter oder böser Dämon war. Bisweilen starb sie während der Raserey. — Ihre Verse, obgleich vom Apoll selbst eingegeben, waren gewöhnlich schlechte Hexameter, nicht zu vergleichen mit denen des Hesiod und Homer. So fehlte es zum Beyspiel jenem Verse an Erhabenheit, durch welchen sie einst den Sophokles für weise, den Euripides für weiser, den Sokrates aber für den Weisesten unter den Sterblichen erklärte. Doch was lag an der Einkleidung, da die Sprüche selbst die deutlichsten und so zuverlässig waren, daß man sich ihrer gleichnißweise zu bedienen pflegte, um eine untrügliche Wahrheit zu bezeichnen. So wenigstens in ältern Zeiten. Später versagt ihnen Cicero diesen Ruhm, und schon 300 Jahre vor Cicero klagte Demosthenes, daß die Pythia phi-

lippssire, (er meynte nemlich, sie sey von Philipp von Macedonien bestochen, und rede, was er ihr eingegeben.) Es sind noch mehrere Beyspiele von solchen Bestechungen kund geworden, auch war es sehr natürlich, daß ein kluger, schlauer Fürst oder Heerführer sich, wenn er konnte, dieses Mittels bediente, um das Volk zu lenken.

Man sagt gemeiniglich, daß nach der Geburt Christi alle heydnische Orakel geschwiegen haben, allein das ist nur ein frommer Betrug. Erst nachdem Kaiser Constantin den heiligen Dreyfuß nach Constantinopel bringen lassen, kam das delphische Orakel in Verfall; aber auch dann noch schwieg es nicht ganz, denn Julian der Abtrünnige erhielt noch von ihm die klagende Antwort: „Die künstliche Wohnung ist gesunken; Phöbus „hat keine Hütte, keinen weissagenden Lorbeer, „keine geschwätzige Quelle mehr." — Vermuthlich war der Ort, wie in neuern Zeiten Loretto, aller der kostbaren, von Königen und Völkern seit vielen Jahrhunderten zusammengehäuften Schätze beraubt worden.

Auf der Insel Delos, berühmt durch die Geburt des Apolls und der Diana, stand Apoll als ein Drache abgebildet, und die Orakelsprüche, die er dort verkündete, wurden nie zweydeutig ausgesprochen oder in dunkle Worte verhüllt; ein Vorzug, den sie vor allen Orakeln Griechenlandes behaupteten. Kein Blut befleckte den Altar zu Delos; kein Kind durfte auf dieser Insel gebohren werden, kein Mensch auf ihr sterben, kein Hund sie betreten.

Seit Theseus den Minotaurus besiegt, wallfahrteten, zu Erfüllung seines Gelübdes, die Athenienser einmal jährlich nach Delos, in demselben Schiffe, welches einst den Theseus mit seinen Gefährten nach Creta trug. Freylich war es unterdessen so oft ausgebessert worden, daß Plutarch die Frage aufwirft: ob man es noch dasselbe nennen dürfe? — Sobald der Priester Apolls das Steuerruder dieses Schiffes mit Kränzen geschmückt hatte, wurden die Anker gelichtet. Alsobald fieng man an die Stadt zu reinigen; kein Missethäter wurde vor dessen Zurückkunft getödtet, wodurch

durch auch das kostbare Leben des Socrates um 30 Tage verlängert wurde. Die Pilgrimme von Delos ehrte man, wie noch jetzt die von Mecca. Das Volk lief ihnen entgegen und begrüßte sie freundlich.

Noch in vielen Städten Griechenlands weissagte Apoll; denn so wie in der Christenheit jedes Kloster seine wunderthätigen Reliquien zu besitzen strebte, so trachteten auch die griechischen Priester nach dem einträglichen Ruhme der Orakel. Das zu Didyma im milesischen Gebiete wird als gleiches Ranges mit den schon beschriebenen genannt.

Das Orakel in der Höhle des Trophonius war sonder Zweifel ein Sprößling des Delphischen; denn niemand kannte es, niemand wußte um diese Höhle, bis einst die Böotier bey grosser Dürre den Gott zu Delphi um Regen baten, und er, statt aller Antwort, sie zurück nach Lebadia zum Trophonius verwieß. Die Abgeordneten gehorchten, doch in großer Verlegenheit, denn sie wußten nichts von diesem Trophonius, bis einer von ihnen den glücklichen Einfall hatte,

einen

einen Bienenschwarm zu folgen, der ihn geradesweges in die Höhle des Trophonius führte, wo ihn vermuthlich schon längst ein unterrichteter Priester erwartete, und mit einer günstigen Weissagung entließ. Der Rathfragende, gewaschen und gesalbt, trank aus einer Quelle, die ihn alles vergessen machte, was er bisher gewußt, dann aus einer andern, die sein Gedächtniß für die Wunder stärkte, die er hören und sehen sollte; beugte sich vor der Bildsäule des Trophonius, stieg dann auf eine Leiter in die Grotte, wo er Gauckelbilder sah oder Stimmen vernahm. Bey seiner Zurückkunft setzte man ihn auf den Thron der Mnemosyne oder des Gedächtnisses, und trug ihn dann in eine Kapelle des guten Genius. Endlich kehrte sein Bewußtseyn zurück und er lachte überlaut. Was ihm in der Höhle wiederfahren, mußte er auf eine Tafel schreiben und niederlegen. — Es wurde zum Sprüchwort unter den Griechen, von einem düstern, schwermüthigen Menschen zu sagen: er hat das Orakel des Trophonius um Rath gefragt; denn alle die von

dort

dort zurükamen, wurden gewöhnlich ernst und menschenscheu. Nur Timarchus, ein edler Jüngling, kehrte frölich heim, als er gegangen war, um zu erfahren, wie mächtig der Genius des Socrates sey. Man hatte ihm in der Grotte eine Menge schimmernder Inseln vorgegaukelt.

Amphiaraus, ein berühmter, einst von der Erde verschlungener Wahrsager, hatte einen prächtigen Tempel, in dem er durch Träume die Zukunft verkündete. Der Träumende schlief auf der Haut des Opferthieres. —

Merkur weissagte in Achaja auf eine ganz besondere Weise. Der Fragende, nachdem er geopfert, hielt sich, bis auf eine gewisse Entfernung, beyde Ohren zu, und wenn er sie endlich wieder öffnete, so war die erste Stimme, die er vernahm, ein Götterspruch. — Hercules reichte den Fragenden geheimnißvoll bezeichnete Würfel. Aus den Zeichen, die ihm fielen, erklärte dann ein Buch sein Schicksal. — Ceres, in Krankheiten befragt, ertheilte ihren Rath durch Bilder, die ein Spiegel zurückwarf. — Aesculap, zu Epidaurus,

ver-

verordnete Heilmittel den Träumenden. (Die erste Spur des Magnetismus.) Die Genesenen schrieben ihre Nahmen, ihre Krankheit und empfangene Hülfe, auf Tafeln, die zurückblieben. Als eine Pest zu Rom wüthete, baten die Römer um diesen wohlthätigen Gott, den auszuliefern, die Epidaurier sehr natürlich sich weigerten. Aber Aesculap, in Gestalt einer Schlange, kroch selbst in das Schiff, und wurde mit großen Pomp nach Rom gebracht; wo ihm, zum Dank für die geleistete Hülfe, auf einer Tiber-Insel ein Tempel errichtet wurde, der noch steht. — Noch mehrere Götter befaßten sich hie und da mit Orakelsprüchen, auch das Haupt des Orpheus, der Leichnam des Ulysses u. s. w., doch von den meisten könnte man nur ein trocknes Nahmens-Verzeichniß liefern, und die Zahl dieser Nahmen würde bis gegen 300 anwachsen. Der Leser mag immerhin lächeln, über die Leichtgläubigkeit der hochgerühmten Griechen; doch wie? wenn er einen Blick auf seine Zeitgenossen wirft?

Ende des Ersten Buchs.

Erzählungen.

Die Stiefgeschwister;

Eine wahre Geschichte.

Vor Kurzem besucht' ich den Obristen von **berg auf seinen Gütern. Gleich am andern Morgen, als wir beym Frühstück saßen, trat ein junger Mann in einer abgetragenen Uniform herein, dessen vernarbtes Gesicht von seliger Zufriedenheit glänzte. „Was wollt ihr?" fragte der Obriste freundlich. „J nu, gnädiger Herr," erwiederte Jener mit einem verschämten Lächeln, „ich wollte Ew. Gnaden bitten, bey meinem vier„ten Kinde Gevatter zu stehen." —

„Von Herzen gern," sagte der Obriste; „wie „befindet sich Eure Frau?"

„Gott

„Gott sey Dank! recht wohl!" und bey dem „Gott sey Dank" blickte er so seelenvoll gen Himmel, als wollt' er sagen: du hast mir alles gewährt!

Nachmittags begleitete ich meinen Wirth zu der Gevatterschaft in eine nahe Mühle. Ich sah ein holdes, junges Weib, ich sah blühende Kinder; alles im Hause war so reinlich, so nett, und die Menschen waren alle so herzlich untereinander, selbst den Obristen nicht ausgenommen, daß meine Neubegier rege wurde. Der Mann, sagte mein edler Wirth, hat sonderbare Schicksale gehabt, die er Ihnen selbst erzählen mag. Das that Paul Wolf, der Müller, kunstlos bescheiden; die Natur hatte ihren Wahrheitsstempel auf seine Erzählung gedrückt, und ich wurde so lebhaft davon bewegt, daß ich noch in derselben Nacht sie aufzeichnete. —

Hans Wolf, ein wohlhabender Pachter, hatte sein gutes Weib begraben, und schritt zur zweyten Ehe. Die Verstorbene hinterließ ihm nichts, als ein wehmüthiges Andenken an ihre

treue

treue Liebe, und einen muntern Knaben, Paul. Die lebende, eine Wittwe, brachte ihm nichts weiter zu, als zwey Kinder aus der ersten Ehe und Haß gegen ihren Stiefsohn. Was nur immer an die Verstorbene erinnern konnte, schaffte sie aus dem Wege. Jene war Blumenliebhaberin, sie hatte aus einem Myrthenreis ein Bäumchen erzogen, das der Wohnstube Fenster schmückte, und nicht fester in der Erde, als in Wolfs Herzen wurzelte; das begoß diese so viel und lange, bis die Wurzeln faulten. Als das dürre Bäumchen hinaus geworfen wurde, trübten sich des Mannes Augen, denn so klein es war, so ragte es doch für ihn bis in den Himmelsgarten hinauf, wo seine Therese blühte, und es stand nun nichts mehr um ihn her, was sie berührt, gepflegt, erzogen hatte. Als er vollends am nächsten Sonntage zur Kirche ging — der kleine Paul hatte das dürre Bäumchen unter dem Fenster gefunden, und, weil er oft vom Vater gehört, die Mutter habe es gepflanzt, so trug er es auf der Mutter Grab, wühlte mit seinen schwachen Händ-

chen ein Loch in den Hügel, und meinte, es könne wohl wieder wachsen, die Mutter werde schon dafür sorgen. Hans Wolf wußte nichts von des Kindes Beginnen; der Anblick des verdorrten Bäumchens auf Theresens Grabe preßte ihm Thränen in die Augen, die von der herrschenden Gattin weder unbemerkt, noch unverhöhnt blieben. Er schwieg und duldete, Paul wurde ihm täglich lieber, sein ganzes Herz hing er an den Knaben. Um so fremder wurde diesem das Herz der Stiefmutter. Sie versuchte es, auch ihn zu entfernen; in die Stadt-Schule sollte er wandern, nur an hohen Festtagen das väterliche Haus besuchen; aber dieser Punkt war der einzige, wo ihre sonst unbeschränkte Gewalt sich kraftlos bewies.

„Ich gebe ihn nicht von mir," sagte der Alte, „unser guter Pfarrer hat mir versprochen, ihn „selbst zu unterrichten, da kann er mehr lernen, „als er braucht;" und standhaft beharrte er auf diesem Entschlusse, obgleich die Stiefmutter das wirksamste Mittel hervorsuchte, ihn umzustimmen, nämlich ein tägliches Nergeln, dem

auf

auf die Länge so leicht kein Mann widersteht. Da es ihr mit dem Vater nicht gelang: so peinigte sie das Kind auf allerley-Weise im Stillen, um ihm selbst endlich den Wunsch auszupressen, je eher je lieber in die Fremde geschickt zu werden. Aber auch das half zu nichts weiter, als den Knaben scheu zu machen. Er floh sie, wo er konnte, hing sich an den Vater, wenn er aufs Feld ging, oder brachte ganze Tage auf dem Pfarrhofe zu, wo der edle Pfarrer ihn spielend unterrichtete, und lehrend mit ihm spielte.

Seine Stiefgeschwister wuchsen heran. Das älteste, ein Mädchen, sechs Jahre jünger als er, gewann seine Liebe durch kindliche Anhänglichkeit. Sie hüpfte ihm nach in den Busch, wenn er den Vögeln Schlingen legte, und er konnte sie nicht glücklicher machen, als wenn er ihr dabey etwas zu tragen gab. Sie bewunderte seine Geschicklichkeit, zitterte vor seiner Kühnheit, und ihr Lob, wie ihre Furcht, thaten ihm wohl. Wenn es daheim schöne Früchte oder Leckerbissen gab, von deren Mitgenuß der arme Paul stets ausgeschlossen

blieb, weil man sie nur in seiner Abwesenheit vertheilte: so hob die kleine Babet ihren Theil gewiß zur Hälfte, oft auch ganz, für den Bruder auf, und sah ihn so vergnügt an, wenn es ihm schmeckte, obgleich ihr eigner kleiner Mund dabey voll Wasser lief. Ihr Schicksal glich fast dem seinigen; denn die Mutter konnte das Mädchen nicht leiden, und wendete alle ihre Zärtlichkeit dem jüngeren Sohne zu. Durch die Liebe zu Paul verdarb Babet es vollends mit ihr. Desto herzlicher war Paul ihr zugethan, der, nun schon alt genug, die drückenden Verhältnisse im väterlichen Hause richtig zu beurtheilen anfing. Babet opferte sich täglich für ihn, ohne es zu ahnden, ihm aber entgieng es nicht, und Dankbarkeit gesellte sich zu seiner Bruderliebe.

Christliebchen, der Stiefbruder, hingegen, war ihm zuwider; gern hätte er ganz vermieden, mit dem ungezogenen Buben sich abzugeben, und, da er doppelt so viele Jahre zählte als Jener, so schien es leicht, ihm aus dem Wege zu gehen; allein die Mutter litt das nicht. Als Christliebchen

chen noch kleiner war, mußte Paul ihn tragen, auf die Gefahr, an der ausgestopften Last sich zum Krüppel zu schleppen. Als der Bube größer wurde, mußte Paul leiden, daß er überall hinter ihm her lief, jeden gefangenen Vogel für sich begehrte, jedes mühsam erkletterte Nest sich zueignete; und wehe dem armen Bruder, wenn er dem Schreyer etwas abschlug, oder wenn der Unbeholfene etwa gefallen war und eine Beule mit nach Hause brachte, dann bewillkommte die dürre Hand der Stiefmutter den unschuldigen Paul mit Ohrfeigen, der alte, schwache Vater konnte ihn nicht schützen, und nur Babets verstohlene Thränen linderten seinen Unmuth. Doch wehe auch ihr, wenn die Mutter diese Thränen erblickte.

Je mehr mit den Jahren Pauls Verstand sich entwickelte, je tiefer fühlte er sein unglückliches Loos, und manche Stunde verweinte er auf dem Grabe, dessen Hügel nun schon eingesunken war. Diese Thränen erleichterten sein Herz, und des Pfarrers trostreicher Zuspruch hob seinen Muth. So erreichte er das Jünglingsalter, und sollte

jetzt im siebenzehnten Jahre zum erstenmal zur Beichte gehen.

Giebt es auch im Leben des Menschen noch einen zweyten Augenblick, so erschütternd wie diesen? so feyerlich, so makellos? einen Augenblick, in dem er den Engeln näher stünde? — Der ehrwürdige Pfarrer, ein Mann, der in Pauls Augen ganz dem Gemählde von Gott dem Vater glich, wie es auf dem Altarblatte seiner Dorfkirche erschien, hatte ihn mit eigner Rührung vorbereitet, seine Beichte gehört, und von ein paar kindischen Vergehungen, die Paul für schwere Sünden hielt, ihn absolvirt. Morgen war der feyerliche Tag, an dem er den Leib des Herrn zum erstenmal genießen sollte. Er ging herum wie ein Träumender, ein seliges Lächeln schwebte auf seinem Antlitz. Die kleine Babet sah ihn schüchtern und mit Ehrfurcht an. Sie begriff nicht recht, was vorging, aber sie wagte nicht, mit ihm zu spielen. Er verschloß sich in seine Kammer, betete und sang, kam heraus, und war sehr freundlich gegen jedermann, besonders aber

gegen seinen Stiefbruder. So verstrich der Vorabend. Er ging zu Bett, und schlief nicht. Noch war der Tag kaum angebrochen, da sah man ihn schon auf seiner Mutter Grabe, wo er heiß um Gottes und seiner Mutter Segen flehte. Als man zum erstenmal zur Kirche läutete, ging er hinein zu Vater und Mutter, und bat sie, nach alter christlicher Gewohnheit, um Vergebung, wenn er sie durch irgend etwas beleidigt habe. Der Alte schloß ihn gerührt in seine Arme und legte die zitternde Hand auf sein Haupt. Die Stiefmutter reichte ihm die trockene Wange hin. Babet weinte, und wußte nicht warum.

Man läutete zum zweytenmale. Paul steckte seinen Blumenstrauß vor die Brust, nahm das Gesangbuch unter den Arm und wanderte zur Kirche. Mit großer Andacht hörte er die Predigt. Der Greis sprach über die erhabenen, fast zu erhabenen Worte seines Meisters: „liebet eure „Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und „verfolgen." Je herzlicher der alte Mann dies Gebot auslegte, je eindringender er diese schöne

Tugend empfahl, je unruhiger wurde Paul, und ehe noch der Prediger vollendet hatte, überfiel den armen Jüngling die schrecklichste Gewissensangst. Er fühlte, daß er seine Stiefmutter nicht liebe, ja, er fühlte deutlich, daß er sie nicht lieben könne. Weg war seine Seelenruhe, das selige Bewußtseyn eines reinen Herzens. Bebend nahte er sich dem Altare, todtenbleich empfieng er die Hostie, und mit dem quälenden Gewissensvorwurf: ich war's nicht würdig! wanderte er aus der Kirche. Immer donnerten die Worte in seine Ohren: ewiges Verderben dem, der dies Liebesmahl unwürdig genießt! Vergebens verdoppelte er seinen Gehorsam gegen die Stiefmutter; vergebens suchte er ihre Wünsche zu erspähen, um ihnen zuvor zu kommen; immer flüsterte die Stimme des Gewissens ihm zu: du liebst sie doch nicht! — Diese geheimen Qualen der Seele wirkten auf seinen Körper, die Jugendblüthe schwand, er wurde kraftlos, unthätig, und, nach langem vergeblichen Kampfe, seinem Herzen kindliche Liebe abzuzwingen, fühlte er, daß er unterliegen

 müsse,

müsse, wenn er seinen nagenden Kummer nicht schnell einer treuen Brust vertraue. Bleich und abgezehrt trat er vor seinen Lehrer, und mit den ersten Worten schossen ihm schon die Thränen aus den Augen.

„Herr Pfarrer," sprach er, „Sie haben uns „gepredigt, liebet eure Feinde; so weiß „Gott, daß ich aus redlichem Herzen mich darum „bemüht, aber es geht eben nicht. Thut wohl „denen, die euch hassen und verfolgen — ja, das geht eher, und wenn es darauf ankommt, so will ich meinen letzten Bissen „mit — mit dem Feinde theilen; aber lieben, „Herr Pfarrer, so was man eigentlich lieben „nennt, nein wahrlich! das vermag ich nicht!"

„Was nennt man denn lieben, mein Sohn?" fragte lächelnd der Greis, und verwirrte den Klagenden ein wenig. „Beschreiben läßt es sich schwer," antwortete er nach einer Pause, „ich denke eben, „wenn man es beschreiben will, so ist es schon „nicht mehr da, und will man es erzwingen, so „kommt es nimmermehr. Für meinen Vater, für

„Sie,

„Sie, Herr Pfarrer, und für die kleine Babet „spräng' ich in Wasser und Feuer ungeheißen, „und brauchte dazu keine Predigt — aber —"

„Nun, mein Sohn? wem gilt das Aber? „hat er auch schon einen Feind?"

„Ach, Herr Pfarrer! (die Thränen stürzten ihm aus den Augen) „als Gott mir meine Mut„ter nahm, da hätte er mich nur auch mit neh„men sollen! — Es sind nun schon zwölf Jahre — „ich habe nie geklagt — aber Sie sind ja mein „Beichtvater — weiß Gott, ich kanns nicht län„ger tragen! und lieben kann ich die Stiefmut„ter nicht, und soll ich sonst nicht selig werden — „ach! mein Gott, so bin ich ewiglich verdammt!" — Jetzt wurden seine Augen trocken und Verzweiflung sprach aus seinen düstern Blicken.

Der Greis redete ihm liebreich zu: dem Himmel, sprach er, genügt am redlichen Willen. Dann ließ er sich erzählen, wie des Knaben Groll entstanden und gewachsen war, wobey freylich manches Unbedeutende aus dem aufgeregten Herzensgrunde mit hervor quoll. So hatte es unter andern

dern ihn bitter geschmerzt, daß an dem Tage seiner Firmelung ihm ein alter Rock seines Vaters umgewendet worden war, indessen Christliebchen jährlich ein paarmal in neuen Kleidern stolzirte. „Es ist nicht Neid,“ setzte er hinzu, „weiß Gott, „ich bin nicht neidisch; aber daß ich so verachtet „seyn muß, weil meine Mutter im Grabe ruht—“ Schluchzen unterbrach seine Erzählung.

Der verständige Pfarrer hütete sich wohl, ihm Recht zu geben, redete ihm in Herz und Gewissen, entließ ihn auch ziemlich beruhigt, konnte sich aber freylich selbst nicht verheelen, daß der wackere Knabe zu Grunde gehen müsse, wenn diese Säure im Herzen noch länger an seinen edelsten Keimen nage. Er muß fort von hier! das war das Resultat seiner Ueberlegung, und sogleich sprach er unter der Hand mit dem Vater, um zu hören, auf welche Weise dieser den herangewachsenen Sohn zu versorgen gedenke. Der schwache Alte wußte es nicht, weil seine Frau es noch nicht wußte, sondern blos öfter sorgenvoll erklärt hatte: der Paul

sey

sey ein Taugenichts, der ihnen wenig Freude machen werde.

„Der Paul ist kein Taugenichts," erwiederte der Pfarrer, „laßt eure Frau rufen, es muß etwas für ihn geschehen." Frau Barbara erschien, hörte des Greises Ermahnungen verdrießlich schweigend an, und meynte am Ende, der Herr Pfarrer kenne den Burschen nicht, er habe ein verstocktes Herz, es sey kein Wort aus ihm zu bringen.

„Werthe Frau Nachbarin, es giebt Gemüther, „die nur Liebe aufschließt, und da es leider nun „so weit gekommen ist, daß nur Entfernung Ver„gessenheit bewirken, und eure Herzen vorbereiten „mag, den Saamen des Vertrauens künftig wie„der aufzunehmen; so wäre mein Rath, ihr sen„detet ihn je eher, je lieber in die weite Welt." — Die Mutter ergriff den Vorschlag mit Freuden, der Vater billigte ihn mit Seufzen. — Aber wohin? was soll aus ihm werden? — Soldat, schlug der Greis vor. Ja, ja, Soldat! rief die Stiefmutter fröhlich. Soldat? wiederholte Hans Wolf, und seine Augen wurden feucht.

„Ja

„Laßt euch das Wort nicht schrecken. Ihr wißt, „ich war einst Feldprediger. Ein Hauptmann, der „jetzt Obrister ist, war mein vertrauter Freund, „und ist es noch. Euer Sohn kann lesen, schrei„ben, rechnen, hat auch sonst noch manches bey „mir gelernt. Ich werde ihn empfehlen, als wäre „er mein eigener Sohn, und für das Uebrige laßt „Gott sorgen." — Des Vaters Antlitz erheiterte sich, Frau Barbara wurde sehr freundlich und gesprächig. — „Aber, Frau Nachbarin," fügte der Greis hinzu, „daß sie mir ihn nicht wie einen „Bettler in die Welt schickt! Er muß reichlich aus„gestattet werden. Gedenke sie ihrer gethanen Zu„sage am Verlobungstage, als sie in meine Hand „versprach, die wackere Mutter, die da drüben „schlummert, dem Kinde zu ersetzen!" — Frau Barbara erröthete. „Es hat ihm nie etwas geman„gelt," fuhr sie beißend heraus, „jetzt aber sind „die Zeiten schwer;" und nun wollte sie eben der Zunge den gewöhnlichen Lauf lassen, als ein Blick auf ihren Mann sie plötzlich zum Schweigen brachte: Denn in diesem hatte die feyerliche Erwäh-

nung

nung seiner da drüben schlummernden Therese eine ungewohnte Bewegung hervorgebracht; ein längst erloschen geglaubtes Feuer glühte in seinem Auge, die blasse Wange wurde hochroth, und er sprach mit heftiger Rührung: „doch! doch, Barbara! „es hat ihm wohl zuweilen gemangelt. Um des „Friedens willen hab' ich oft geschwiegen, seine „gute Mutter möge es mir verzeihen. Dießmal „aber werde ich nicht schweigen, und die Zeiten „mögen seyn wie sie wollen, an meinem Paul soll „geschehen, was wir vermögen, darauf verläßt „sich der Herr Pfarrer."

Gern hörte der Jüngling, was man über ihn beschlossen hatte. Hinaus in die Welt! der Gedanke verdrängte plötzlich alle trüben Bilder. Je weniger er wußte, wie es draussen in der Welt aussähe, desto lachender waren die Gemählde, welche eine jugendliche, erhitzte Einbildungskraft ihm vorgaukelte; er konnte den Tag kaum erwarten, an dem er zum Erstenmal von seinem Dörfchen scheiden sollte. Alle waren zufrieden, nur die kleine Babet härmte sich. Das Wort hinaus

schien ihr fürchterlich. In die Welt? Das konnte sie nicht begreifen, denn ihr Dörfchen war ja die Welt. Es kam ihr vor, als wolle man den geliebten Bruder aus der Welt stoßen, und seine Lustigkeit jammerte sie. Je näher die Stunde der Trennung rückte, je höher stieg ihre Angst, und oft schlich sie in den Holzstall, um der Mutter ihre Thränen zu verbergen.

Der letzte Tag war endlich angebrochen. Am andern Morgen in der Frühe, wenn noch Alles im Hause schliefe, sollte Paul sich auf den Weg machen. Mit verweinten Augen schlich er Abends aus der Pfarrwohnung, und trat in seiner Eltern Stube, um des Vaters Segen und der Mutter fühlen Abschiedskuß zu holen. Bey seinem Anblick lief Babet laut weinend hinaus, und ließ sich nicht wieder sehen.

Hans Wolf nahm den Sohn allein in seine Kammer. Er hatte sich vorgenommen, ihm noch manche väterliche Lehre an's Herz zu legen; als nun aber der Jüngling mit gefalteten Händen bleich vor ihm stand, da konnte er ihn nur schluch-

zend

zend in seine Arme drücken, und wieder drücken, und die zitternde Hand mußte den Segen andeuten, den die Lippen nicht auszusprechen vermochten. Ein Beutelchen mit Gold, von dem die Stiefmutter nichts wußte, schob er ihm in die Tasche, und winkte ihm dann, sich zu entfernen.

Der zerknirschte Sohn stürzte heulend aus des Vaters Kammer, und in diesem Augenblick war es ihm eine Wohlthat, daß Frau Barbara mit verbissenem Hohn ihm entgegen rief: „Pfui! wer „wird sich so ungeberdig anstellen!" — Das häßliche Wort gab ihm einige Fassung wieder. Er nahm höflichen Abschied von ihr, und ging dann, Babet aufzusuchen; aber die war nirgend zu finden. Sie muß doch bald zu Bette gehn, meynte er, und schlich auf seine Kammer, die nur durch eine Bretterwand von Babets Kammer getrennt war. Schlafen konnte er nicht. Er packte seinen Mantelsack, und wunderte sich im Stillen, wo Babet so lange verweile? — Plötzlich kam es ihm vor, als höre er sie neben an leise schluchzen. Er rief — keine Antwort. Er gieng hinaus an ihre

Thü-

Thüre — sie war verschlossen. Er horchte wieder, und vernahm deutlich jenen Schmerzenston, den ein unterdrücktes Schluchzen hervorbringt. „Bist „du es, liebe Babet?“ — Keine Antwort. — „Willst du denn gar nicht Abschied von mir neh„men?“ — Jetzt hörte er sie heftig weinen. — „Liebe Schwester! was hab' ich dir gethan, daß „du nicht noch einmal mich sehen willst?“ — Alles vergebens. Sie erwiederte kein Wort. Das arme Kind konnte auch nicht sprechen. „Nun „so segne dich Gott!“ rief endlich Paul, „vergiß „mein nicht! und füttre meinen alten Hund, sonst „lassen sie ihn hier verhungern.“

Er ging noch lange hin und her, packte, schnürte, und wurde endlich so müde dabey, daß er um Mitternacht sich angekleidet aufs Bett warf, und einige Stunden süß schlummerte. In Babets Kammer war es nach und nach still geworden, es schien, der Schlaf habe ihren Schmerz endlich wider Willen übermannt. Mit dem ersten Hahnengeschrey erwachte Paul, weil ihn deuchte, er habe das Knarren einer Thüre gehört. Doch alles

war

war still. Er sprang auf, und trat an's Fenster. Die Sterne fiengen an, zu erblassen, ein rother Streif verkündigte den Tag. Der Kirchhof gegen über lag noch im dunkeln Schatten, der Wächter in der Ferne rief die dritte Stunde. Um vier Uhr, wußte Paul, stand sein Vater auf. Er eilte, fortzukommen, um sich und dem Alten die wiederholte Trennung zu ersparen. Leise öffnete er seine Kammer, leise und wehmüthig flüsterte er Babet ein Lebewohl zu. Mit den Stiefeln unter dem Arme schlich er die Treppe hinab, und zog sie erst auf der Straße an. Dann warf er den Mantelsack über die Schulter, sah noch einmal mit nassem Blick auf sein väterliches Haus, auf seiner Mutter dunkles Grab, und verließ mit hastigen Schritten das Dorf.

Es war ein kühler Morgen, und ein starker Thau gefallen, ihn fror ein wenig; er schauderte, und verdoppelte die Schritte, um sich zu erwärmen. Als er aber um eine Hecke bog, da wurde er plötzlich aufgehalten, denn im nassen Grase, fast unbekleidet, saß Babet und wimmerte.

„Mei-

„Meine Schwester!" rief Paul heftig bewegt, ließ Stab und Mantelsack fallen, warf sich neben sie, und drückte sie schluchzend an sein Herz. Es währte lange, ehe Babet reden konnte, und was sie sprach, waren doch nur abgebrochene Worte. Sie hatte nicht daheim von ihm Abschied nehmen wollen, aus Furcht, die Mutter mögte es hören. Aber noch einmal sehen mußte sie ihn, und ihm sagen, daß sie seinen Hund füttern wolle, und ihm ein Kreuz von Bernstein geben, das sie auf ihrer Brust trug, und ihn bitten, es auf der seinigen zu tragen, weil es gegen Flüsse helfe. Das alles mußte er halb errathen; denn ihre Thränen erstickten die Worte. Er weinte herzlich mit ihr, und gab ihr eines von seinen Goldstücken. „Ich „habe nichts anderes," sagte er, „gedenke mei„ner dabey!" Dann riß er sich los. Sie machte keine Bewegung, ihn zu halten, sie wimmerte still; er ging hastig fort und hörte sie bald nicht mehr; dennoch war ihm den ganzen Tag, als ob er sie noch immer hörte.

Aber die neuen Gegenstände, die ihn überall umgaben, drängten bald die Erinnerung an sein Dörfchen in einen Hintergrund zurück, der nur selten von der Sehnsucht wieder vorgeschoben wurde. Ihm hatten dort keine Rosen geblüht, er fühlte sich in kräftiger Jugend behaglich frey, und dies Gefühl überwältigte das Heimweh. Nur Einmal, am ersten Sonntage, den er auf der Wanderschaft zubrachte, wollt' es ihn übermannen. Es war ein stiller Morgen, die Glocken in den benachbarten Dörfern läuteten zur Kirche, die bekannten Töne weckten verwandte Bilder; er sah den Vater mit glatt gekämmtem Haupt, im saubern Tuchrocke, das Gebetbuch in der linken, eine Nelke in der rechten Hand; er sah den alten Pfarrer, ehrfurchtsvoll begrüßt, durch die Gemeine schreiten; er sah auch Babet in der Sonntagsmütze mit dem rosenrothen Bande; ihm wurde das Herz so schwer! Mit verdoppelten Schritten eilte er dem nächsten Dorfe zu, mischte sich unter die Bauern, die eben zur Kirche wallten, und hörte mit Andacht eine Messe. Doch mehr als diese

be-

beruhigte sein bewegtes Gemüth das Kirchengebet für den Landesherrn, der auch der Seinige war. Er hatte sich schon so weit von der Heimath entfernt gedacht, der Name des Fürsten rückte ihn schnell wieder näher; auch in seinem Dörfchen wurde jetzt für ihn gebetet, und es kam ihm vor, als ob zwey Orte, von eines Fürsten Scepter berührt, nicht weit auseinander liegen könnten. — Aber ein ängstliches Gefühl erweckte in ihm der Anblick von dem Grenz-Pfahl seines Vaterlandes, den er nun erreichte. Er setzte sich ihm gegenüber ins Gras, betrachtete mit feuchten Augen das Wappen seines Fürsten, und des fremden Königs Wappen, dem er dienen sollte. Nur noch wenige Meilen hatte er zu wandern, und doch war ihm jetzt erst zu Muthe, als ob er eine lange Reise antreten sollte. Mit zögernden Schritten verließ er den Platz, noch immer um sich schauend, als schon längst ein Hügel den Grenz-Pfahl ihm versteckte. Nun erst kam er sich verlassen vor, und eilte, das Ziel der Wanderschaft zu erreichen.

Am

Am andern Abend erblickte er endlich die Thürme der Stadt, in welcher das Regiment des Obristen von **berg in Garnison lag. Sofort machte er Halt, wusch sich am vorüberfliessenden Bache, zog seine besten Kleider an, suchte den Brief des Pfarrers hervor, warf sich endlich auf die Kniee und betete mit Inbrunst um den Segen Gottes. Er richtete dabey die Augen nach der Gegend seiner Heimath, und hatte nicht vernommen, daß ein halber Wagen im tiefen Sande sich leise näherte. Ein alter Officier saß darin. Der schöne betende Jüngling fiel ihm auf, er ließ halten, und da Paul sich eben erhob, rief er ihn zu sich, um seine Neugier zu befriedigen.

Mit freymüthiger Bescheidenheit beantwortete Paul seine Fragen, und siehe da, es war der Obriste selbst, der seines alten Freundes Empfehlungsschreiben mit Herzlichkeit aufnahm, auch schon durch die Gestalt des Jünglings, und durch dessen Frömmigkeit und Geradsinn gewonnen war. Er verschob die weitere Spazierfahrt, und kehrte sogleich wieder um. Paul mußte sich zu dem Be-

dienten hinten auf dem Wagen setzen, und fuhr mit klopfendem Herzen durch das finstere Thor der Festung. Aber in des Obristen Hause wuchs ihm bald der Muth, denn der wackere alte Kriegsmann nahm ihn freundlich auf, gab ihm den bravsten Unteroffizier seines Regiments zum Gefährten, und Paul lernte den kleinen Dienst ohne Plackerey.

Mehr noch, als des Pfarrers Brief, empfahl ihn sein sittliches Betragen, und der genossene Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen. Der Obriste beobachtete ihn im Stillen, und fand ihn seines Vertrauens werth, und als bald hernach ein sehr blutiger Krieg ausbrach, machte Paul schon als Gefreiter diesen Feldzug mit, aus dem er einige Narben und seines Obristen befestigte Gunst davon trug. Ein harter Winter trennte die mordlustigen Kämpfer. Der Ueberrest von Pauls Regiment zog sich zurück in das Innere des Landes, um seinen erlittenen Verlust zu ersetzen.

Auf diesem Marsche nach den angewiesenen Quartieren, geschah es eines Tages, daß Paul

auf

auf einem Fußpfad in dichtes Gebüsch sich verlor. Plötzlich sah er einen vollen Beutel vor sich liegen. Er hob ihn auf, es war Gold darin. Er zählte seinen Schatz von 400 baaren Thalern. Im ersten Augenblicke freute er sich des Fundes, im zweyten gedachte er der Angst des Verlierers. Er beschloß zu schweigen, weil er voraus sah, daß seine lustigen Kameraden, wo nicht Anspruch auf die Beute, doch auf seine Gastfreyheit machen, und ihn zwingen würden, fremdes Eigenthum zu verschwenden. Nur seinem Obristen allein wollte er den Zufall entdecken, durch dessen Hülfe in allen Zeitungen ihn verkünden, und — wenn vielleicht nach Jahr und Tag sich Niemand melden sollte — dann — ja dann! entzückender Gedanke! dann wollt' er seiner Babet den unberührten Beutel zur Aussteuer senden, weil die Mutter, nur dem Söhnlein hold, vermuthlich karg gegen die arme Tochter seyn würde.

Das Nachtquartier wurde in einem Dorfe genommen. Etwa zwanzig Mann, unter ihnen Paul, füllten das Wirthshaus, machten viel Lärm,

und verzehrten wenig, da schon seit einigen Monden der Sold rückständig geblieben war. Auch Paul, der dem Lazareth nur kürzlich entronnen, bedurfte einer Erquickung, aber sein eigner Beutel war erschöpft, und den fremden wagte er nicht anzurühren. Er setzte sich in die Wirthsstube zu den übrigen, welchen der patriotische Wirth ein Faß Bier Preiß gegeben hatte. Man trank, man jubelte, und keiner wurd' es gewahr, als ein rechtlicher alter Mann hereintrat, der, ohne etwas zu begehren, sich still in einen Winkel setzte. Nur Paul, der an dem wilden Gelag nicht mehr Theil nahm, als nöthig war, um kein Sonderling gescholten zu werden, nur Paul bemerkte den Alten, der sich von Zeit zu Zeit verstohlne Thränen aus den grauen Wimpern drückte. Das blasse, ehrwürdige Gesicht, von tiefem Gram gefurcht, rührte den Jüngling. Er setzte sich zu dem fremden Manne, und fragte bescheiden: „Was fehlt euch, guter Alter?"

Der Mann schien nur auf ein kleines Zeichen fremden Wohlwollens gewartet zu haben, um seinen

nen Klagen Luft zu machen. „Ich bin ein armer Dorfprediger," sagte er, „meine Wohnung ist drey Meilen von hier."

Als Paul das Wort Prediger vernahm, entblößte er schnell sein Haupt, und ehrte in dem Fremden seinen alten Lehrer. Der Traurende fuhr fort:

„Ich habe einen einzigen Sohn, die Hoffnung meines Alters. Er brauchte noch Jahr und Tag, um seine Studien zu vollenden, und dann vielleicht im Amte mir beygesellt zu werden. Diese troſtreiche Aussicht erleichterte mir schon längst Arbeit und Armuth. Durch kleine und große Opfer, entsagend allen Bequemlichkeiten des Lebens, hatte ich nun die letzte Summe zusammen gespart, die mein Wilhelm bedurfte, um seine Laufbahn zu vollenden. Es waren 400 Thaler. Ich ritt in die Stadt, um einen Wechsel zu kaufen, den ich ihm senden wollte. Auf dem Wege im Gebüsch wurde mein Pferd scheu. Ich hatte es von einem Bauer gemiethet, denn mein eignes Reitpferd mußte ich verkaufen, um die Summe voll zu machen. Ein

Mann

Mann von siebenzig Jahren auf einem fremden Gaule ist ein unbeholfener Reuter. Ich wurde abgeworfen, und da muß ich wohl den Beutel verlohren haben, den ich hier auf der Brust, in der Tasche meines Oberrockes, verwahrte. In der ersten Bestürzung, und in der Angst um das Pferd, das eine gute Strecke fort lief, ehe es stand, gedachte ich meines kleinen Schatzes nicht. Erst nahe vor den Thoren der Stadt griff ich darnach, und mein Schrecken — nun den könnt ihr euch wohl denken. Ich kehrte flugs wieder um, durchirrte Stunden lang das Gebüsch, aber vergebens! — Gott hat mir eine harte Prüfung auferlegt! ich kann meinem Sohne nicht mehr helfen; er muß zu etwas anderem greifen, und ich dem süßen Traume entsagen. Der Name des Herrn sey gelobt!"

So wie der Greis sprach, verklärte sich Pauls Antlitz. Seine Hand fuhr hastig in den Busen, umklammerte den Beutel, und wollte zuckend wieder heraus, ehe noch der Klagende geendigt hatte. Kaum schwieg dieser seufzend, so fühlt' er auch

schon

schon in seiner Hand den verlornen Schatz. „Hier „ist Ihr Beutel,“ rief Paul leise, damit die Kameraden es nicht hören sollten, sprang auf und rannte hinaus. Der Prediger saß lange stumm und bleich wie ein Marmorbild, und starrte den Beutel an. Endlich rollte eine Thräne über seinen grauen Bart, seine Lippen bewegten sich — er betete still. Vergebens sah er dann sich nach dem Wohlthäter um, der war und blieb verschwunden, hatte sich auf den Boden verkrochen, und schlief sehr fest auf einem harten Brete. „Mein „Segen wird ihn doch erreichen,“ stammelte der Greis, „und seine edlen Züge vergeß' ich nimmer.“ Von den trunkenen Soldaten, deren keiner bemerkt hatte, was vorgegangen war, erfragt' er noch den Namen ihres Gefreyten, erfuhr ihn erst nach manchen Neckereyen, sattelte dann in nebliger Dämmerung sein Pferd, und eilte, sein Geschäft zu vollbringen. —

Bald gewährte ein mit Blut erkaufter Friede dem Heere einige Ruhe. Paul bat um Urlaub, um seine Eltern zu besuchen, allein der Obriste,

dem

dem er fast unentbehrlich geworden war, versagte ihm denselben; weil des Krieges Ungewitter sich noch nicht ganz verzogen hatte, und jeden Augenblick aufs neue auszubrechen drohte. Doch währte es wohl ein Jahr, ehe Trommel und Trompeten wieder zum blutigen Kampfe riefen. Der Obriste benutzte diese Frist, um die vernachlässigte Wirthschaft seiner Güter zu verbessern; er nahm seinen ehrlichen Paul mit dorthin, und schenkte ihm ein Vertrauen, welches, mit jedem Tage gerechtfertigt, mit jedem Tage wuchs.

Als nun plötzlich die Schwerdter aufs neue blinkten, ach! da zog der arme Paul, zwar muthig, aber traurig, zu Felde; denn durch eine seltsame Verkettung der Weltbegebenheiten gehörte jetzt sein eigner angeborner Fürst zu den Feinden, und gegen sein eigenes Vaterland sollte er fechten. Gradeweges dorthin trat die Armee ihren Marsch an, und mit hochklopfendem Herzen sah er die Kirchthurmspitze seines Dörfchens, ohne hinüber eilen zu dürfen, denn sein Regiment zog seitwärts. Indessen tröstete er sich mit der vortreff-

lichen

lichen Mannszucht, die unter den Truppen gehalten wurde. Drückende Lieferungen ausgenommen, hörte man die Landbewohner über keinen Frevel klagen.

Immer vorwärts rückte die Armee, bald kam es zu einem Treffen; das Glück begünstigte die Armee, bey der Paul diente, die feindlichen Truppen mußten schleunig retiriren, und auf diesem Rückzuge wurden die Dörfer geplündert. Jetzt erbat sich Paul von dem Obristen die Gnade, seines Vaters Haus als Sauve-Garde beschützen zu dürfen; die Bitte ward ihm gewährt, und, von zwey andern Kameraden begleitet, flog er seinem Dörfchen zu. Ha! wie wurde ihm, als er es von Ferne in lichten Flammen erblickte! Athemlos rannte er seinen Begleitern vor. Bald erreichte er die wohlbekannte Gegend; über einen Hügel, seinen alten Spielplatz, wo jetzt Kanonen standen, stürzt' er sich hinab ins Dorf. Weibergeheul, Kindergekreisch, Flammengeprassel, und das Brüllen der Plündernden tönten ihm entgegen aus allen Strassen. Fern von seiner Eltern Hause, aber der

Pfarr-

Pfarrwohnung nahe, schien die Feuersgefahr am größten, darum eilte er zuerst dorthin. Der alte Pfarrer saß betäubt in seinem brennenden Hause, erkannte den Jüngling nicht, und wollte auch nicht aus seinem grünen Sorgestuhle. Paul erinnerte sich eines Schränkchens, in welchem der Greis seine besten Habseligkeiten zu verwahren pflegte, das erbrach er rasch, bepackte sich schwer mit dem Inhalt, und — als schon die Balken brachen — trug er, sammt seinen Gefährten, den bewußtlosen Greis durch Rauch und Getümmel bis zu seiner Eltern Wohnung.

Jetzt betrat er ihre Schwelle wieder, und — das Blut gerann in seinen Adern, denn ihm zeigte sich ein gräßliches Schauspiel. Ein schönes Mädchen (es war Babet) rang mit zwey wollustgierigen Bösewichtern; ein Greis (sein Vater) empfieng so eben von einem Dritten einen Schlag auf das weiße Haupt, weil er zur Rettung der Unschuld herbey gesprungen war. Der alte schwache Mann stürzte bewußtlos zu Boden, und sah nicht mehr, wie der Arm seines Beleidigers, von

dem

dem rasch gezogenen Säbel seines Sohnes verwundet, blutete. Auch Babet, die im benarbten Soldaten den Bruder nicht erkannte, und ihn für einen Spießgesellen ihrer Henker nahm, wähnte sich verlohren, sank erschöpft in Ohnmacht, und war nur ein lebloser Zeuge des edlen Muthes, mit dem ihr Paul, von seinen Gefährten unterstützt, ein überlegnes Raubgesindel aus der väterlichen Wohnung drängte. Dann stellte er seine Kameraden als Schildwachen vor die verriegelte Thüre, nahm den betrübten Greis in seine Arme, und trug ihn in die wohlbekannte Schlafkammer. Hier kniete die Stiefmutter hinter einem Schranke, und betheuerte kriechend ihre Unschuld gegen den vermeinten Räuber. „Ich habe nichts!" heulte sie, „mein alter, lüderlicher Mann hat alles „durchgebracht!"

Paul strafte die Lügnerin blos durch einen verächtlichen Blick, und eilte zu der ohnmächtigen Babet, die er — o süße Bürde! — die Treppe hinauf zu demselben Lager trug, wo sie einst, in der Nacht vor seiner Abreise, so wehmüthig um

ihn

ihn geschluchzt hatte. Trotz ihrer Todtenblässe und der Verwirrung aller seiner Sinne entging es ihm doch nicht, daß aus dem lieblichen Kinde ein schönes blühendes Mädchen geworden war, und als, während er sie trug, ihr langes weiches Haar seine Wange berührte, ihr verschobenes Halstuch ihm des jugendlichen Busens Fülle verrieth, da ergoß sich zum Erstenmale ein fremdes Feuer durch seine Adern — er drückte einen heißen Kuß auf die kalten geschlossenen Lippen, legte sie sanft nieder, und sprang dann wieder hinab zu dem Vater, der eben jetzt Spuren des Lebens von sich gab. Der alte Pfarrer saß vor des Pachters Bett, noch immer betäubt und sprachlos. Frau Barbara heulte durch alle Töne. „Geht hinauf zu Eu„rer Tochter,“ rief Paul der letztern zu, sie be„darf Eurer Hülfe.“ Das Weib gehorchte, minder besorgt um die Tochter, als zitternd vor dem feindlichen Soldaten.

Kaum war sie fort, da warf sich Paul am Bette auf die Kniee, und benetzte schluchzend die väterliche Hand mit kindlichen Thränen. Hans

Wolf

Wolf schlug die Augen auf, und starrte den jungen Soldaten an, kaum sich besinnend, was mit ihm vorgegangen war. „O Gott!" rief dieser plötzlich aus, „mein Vater! mein Lehrer! kennt ihr mich denn nicht mehr?" —

„Mein Sohn!" stammelte der Alte, wollte sich aufrichten, und sank zurück. „Mein Sohn!" wiederholte der Pfarrer, und taumelte in des Jünglings Arme. — Seliger Augenblick! Worte — Silben — halbe Worte — halbe Silben — nicht Ohren, nur Herzen verständlich, durchkreuzten einander in süßem Gewirr. Fragen ohne Antworten, Antworten ohne Fragen, Gespräche mit Gott, Segen, Dank, Liebe — alles wechselte unverständlich, und Alle verstanden sich dennoch. Kaum aber hatte Paul die erste kindliche Regung befriedigt, da flog er wieder hinauf zu Babet. — Als er die Thür aufriß, schlug sie die Augen auf. Der erste Gegenstand, den sie erblickte, war jene fürchterliche Uniform, welche auch die Buben trugen, deren Händen sie Paul entrissen hatte. In neuer Gefahr sich wähnend, schrie sie laut auf,

und zog schnell ein Goldstück aus dem Busen, das mit einem Henkel an ihrem Halsband befestigt war.

„Erbarmt euch!“ schluchzte sie, „nehmt Alles, was ich habe, nur schont meine Unschuld!“

„Babet! Babet!“ rief Paul mit frohem Entzücken, „soll ich dieß Goldstück dir zum zweyten„male schenken?“ — Ha! die Stimme des geliebten Bruders gab ihr augenblicklich die Jugendkräfte wieder; sie klammerte sich um seinen Hals, sie vermogte nicht zu reden, aber unter süßen, süßen Thränen stieg der leise Wunsch zum Himmel: Gott! jetzt laß mich sterben!

Bey der versteinerten Mutter versiegten plötzlich die Zähren, die, gleich dem Blute des heiligen Januarius, nur kunstreich geflossen waren. In ihrem Kopf und Gemüth entstand ein häßliches Getümmel von spitzigen Gedanken und sauren Gefühlen. Der verhaßte Knabe, den sie so oft gemißhandelt, dem sie so oft versichert hatte, er sey und bleibe ein Taugenichts, stand jetzt vor ihr, ein wackerer Mann, ein Retter ihres Hauses.

ses. Der eigne, verhätschelte Sohn war, wenige Tage vorher, als Spion ergriffen und gehangen worden — und dieser mußte leben! ihm mußte sie Dank schuldig werden! — Das war bitter. Allein sie fühlte wohl, daß sie in dieser Lage ihren Groll verschlucken müsse, und nach einiger Erholung, zu welcher das stumme Entzücken der liebenden Geschwister ihr Zeit genug ließ, ergoß sie sich in einem Strome von faden Lobsprüchen, welch ein schöner Mann der Herr Sohn geworden sey, und wie die Uniform ihn so wohl kleide.

Daß er schön sey, trotz einiger Narben, bemerkte freylich auch Babet, aber sie sagte nichts davon. „Deine letzte Bitte, lieber Bruder, hab' „ich treulich erfüllt, vielleicht zu treulich, denn „dein Hund ist erst kürzlich, mehr am Fette, als „vor Alter, gestorben."

Das brennende Dörfchen war nun gelöscht, das plündernde Gesindel entwichen. Paul genoß in den Armen seiner Lieben einige erquickende Stunden. Bald ruhte er am Herzen des Vaters, bald am Busen des Lehrers, aber hier und dort hing

sein

sein Auge nur an der schönen Babet, die er träumend und schweigend so lange, so seelenvoll betrachtete, bis sie erröthend die Augen niederschlug, und er sich fragte: warum erröthet sie? — Im süßen Taumel blieb er zum erstenmal seiner Soldatenpflicht uneingedenk, bis um Mitternacht die wirbelnde Trommel auf der Straße ihn weckte.

Ein Corps frischer Truppen war zum Heere gestoßen, es hatte sich plötzlich gewendet, und rückte dem Feinde entgegen. Paul ergriff sein Gewehr, empfing den Segen der Greise, sagte der zitternden Babet ein hastiges Lebewohl, und verschwand. In verschlossener Kammer saß nun das arme Mädchen weinend, betend. Das Waffengeklirr entfernte sich, die Nacht war gräßlich finster und still, nur ihr Lämpchen brannte versteckt in einer Nische des Ofens. Als der Tag zu grauen begann, donnerten von ferne die Kanonen, Babets Fenster zitterten, ihr Herz noch mehr. Kaum eine Viertelmeile von dem Dörfchen kam es zu einer blutigen Schlacht. Jeder Schuß traf Babets Brust, und als, nach einer qualvollen Stunde, Wagen

voll

voll winselnder Verwundeter langsam durch das Dorf gezogen wurden, da erreichte ihre Angst das höchste Maaß. Der Anblick zerriß ihr Herz, und doch konnte sie das Auge nicht abwenden, denn wie, wenn Paul darunter sich befände? wenn sie ihn, gleich den Uebrigen, in ein dumpfes Lazareth schleppen ließe? — Darum sah sie starr, obschon fast ohnmächtig, jedem Sterbenden ins Antlitz, und spähte in jedem zerhauenen Gesicht nach Pauls Zügen. Sie fand ihn nicht — sie hoffte.

Der Feind wurde geschlagen, verfolgt. Das öde Schlachtfeld ertönte nur noch von dem Aechzen der Verwundeten; ein Bauer, der sich hinaus gewagt hatte, brachte die Botschaft: es liege mit Todten bedeckt. Paul unter ihnen! war nun plötzlich der marternde Gedanke, der das liebende Mädchen, wie ein Gespenst herum trieb. Wankend, zwischen jungfräulicher Furcht und furchtloser Angst, bat sie den alten Pfarrer um Gotteswillen, sie hinaus zu begleiten, denn sie müsse daheim verzweifeln. Der edle Greis erfüllte gern ihren Wunsch. Den Zögling hoffte er zwar nicht dort

zu finden, allein er konnte ja vielleicht Sterbende trösten, und dieser Gedanke flößte auch ihm Verachtung der Gefahr ein.

Babet belud sich mit Allem, was Verwundete erquicken konnte, und keuchte an des Pfarrers Hand hinaus. — Welch ein Schauspiel für ein zartfühlendes, weibliches Geschöpf! Bey jedem Schritte war ihr zu Muthe, als werde sie jetzt mitten unter die Leichen sinken. Aber dann stand Paul wieder blutend vor ihr, und sie raffte sich männlich auf.

Siehe, dort stöhnte, mit Blut bedeckt, an einen Busch geworfen, ein Soldat, dessen Kopf verwundet, dessen linker Arm zerschmettert war. Aber mit der rechten Hand umklammerte er krampfhaft etwas Glänzendes, das an einer schwarzen Schnur von seinem Halse herab hing. Babets erster Blick fiel auf sein Gesicht, sie erkannte es nicht; der zweyte auf das Glänzende in seiner Hand, es war ihr Kreuz von Bernstein. Sie sank in die Kniee — es flirrte ihr vor den Augen — sie sah nichts mehr — sie hörte nur eine innere Stimme,

die

die aus der tiefsten Brust ihr zurief: jetzt darfst du noch nicht sterben! — Unermeßlich ist eines liebenden Weibes Kraft! — Babet, mit des Pfarrers Hülfe, lud den schwer Verwundeten auf ihre Schultern, und, selbst halb todt, taumelte sie mit ihm auf der Schwelle ihres Hauses nieder. Mitleidige Bauern trugen jetzt Beyde hinein, wo der plötzliche Anblick dieses Jammers bald nachher des kranken Vaters schwachen Lebensfunken vollends erdrückte.

Die Mutter konnte nur heulen, der Pfarrer nur beten. Babet allein, obschon von einem heftigen Fieber erschüttert, Babet allein bezwang den zarten, widerstrebenden Körper durch der Liebe göttliche Kraft. Sie wich keinen Augenblick von dem Lager des Verwundeten, lernte seinen Arm in Schienen legen, sein Haupt verbinden, führte, wenn er schlummerte, Krieg mit jeder Mücke, bereitete ihm gesunde Speisen, und erquickte ihn zwiefach durch ihre zärtliche Sorgfalt.

Jetzt zum Erstenmal, als es mit ihm sich besserte, und er einst mit halb geschlossenen Augen,

 durch

durch den Vorhang lauschend, das holde Mädchen beobachtete, das still ihm gegenüber saß, und fast den Athem an sich hielt, weil es meinte, er schliefe — jetzt zum Erstenmal erleuchtete ihn plötzlich der Gedanke: wie, wenn Babet deine Frau werden könnte? — Gleich wie bey dem Mondbewohner, der keine Atmosphäre und folglich keine Dämmerung kennt, wurde die Nacht seiner Seele ohne Uebergang zum hellen Tage. Er schlug die Wimper auf, aber es waren nicht mehr dieselben Augen, andere Blicke schossen hervor, und ein Feuer, welches die unerfahrne Babet der rückkehrenden Gesundheit zuschrieb, war bloße Wirkung der einkehrenden Liebe. Freylich murrte sein Gewissen gleich: sie ist deine Schwester; allein behende war des Herzens Antwort: Stiefschwester nur. — Eine quälendere Sorge gab ihm die Betrachtung: daß er ein halber Krüppel geworden; daß sein väterliches Erbe durch den Krieg verschlungen, und er nicht im Stande sey, durch eigenen Fleiß eine Familie zu ernähren. Darum sank er in Schwermuth; darum wagte er es nicht, der bittenden

Schwe-

Schwester seinen Kummer zu vertrauen — ach! jede Hoffnung schien ihm eitel.

Indessen hatten die Truppen, unter welchen er gefochten, durch einen glorreichen Feldzug Frieden errungen. Die Regimenter waren auf dem Rückmarsch, viele zogen durch das Dorf, und Paul hörte mit Herzklopfen die Trommel, der er nicht mehr folgen konnte. Aber eines Tages öffnete sich plötzlich die Thüre, und sein Obrister trat herein. Der wackere Mann hatte den ehrlichen Paul nicht vergessen, hatte Erkundigung eingezogen, kam jetzt, ihn zu trösten, und ihm den ehrenvollen Abschied, sammt einer einträglichen Mühle, auf seinen Gütern, anzubieten. Paul wußte nicht, wie ihm geschah. Er wollte viel reden, heiß danken, die Hand des Wohlthäters küssen, allein der Obriste verschwand schnell wieder, indem er nur noch durch die offene Thüre ihm zurief: „Macht „euch bey Leibe nicht früher auf den Weg, bis ihr „gänzlich hergestellt seyd; die Mühle bleibt euch „gewiß.“

Paul stand lange unbeweglich, mit gefalteten Händen, und sah den edlen Mann noch immer in der Thüre, nachdem er schon längst sich auf sein Roß geschwungen hatte. Endlich weckte ihn aus der süßen Betäubung ein leises Schluchzen; es war Babet, die stille Thränen der Freude und des Kummers weinte; der Freude — denn der geliebte Bruder war versorgt; des Kummers — denn sie mußte sich von ihm trennen. Gerührt wandte Paul sich zu ihr, reichte ihr die Hand, und sprach: „Willst du mit mir ziehen?"

„Ja, von Herzen gern," lispelte Babet, „wenn „die Mutter es erlaubt."

„Willst du aber auch mein Weib werden?" — Sie fuhr mit einem lauten Schrey in die Höhe, sah ihn starr an, glühte und fror, zitterte und lächelte. „Paul!" stammelte sie endlich, „Paul! „ich dürfte das?"

„Warum nicht?" sagte er freundlich überre„dend, Sünde kann es doch nicht seyn." — Ihr mangelte der Athem. Nur ein Seufzer — „Gott!

„ach

„ach Gott!“ preßte sich aus ihrer schwellenden Brust hervor.

Noch hatte Paul die Krankenstube nicht verlassen, aber jetzt fühlte er sich ganz genesen, griff rasch nach seinem Hute, und ging zum alten Pfarrer, dem er sein Glück und seine Wünsche an das väterliche Herz legte. Der Greis stuzte, wandte sich ohne Antwort von ihm, und schritt in tiefen Gedanken im Zimmer auf und nieder, während Paul in Todesangst seinen Hut zerknüllte. „Es „ist keine Sünde,“ sprach endlich der Alte, und die Centnerlast fiel von des Jünglings Herzen: „es ist keine Sünde, doch wider die Kirchenord„nung. In unserm Lande darf kein Geistlicher „euch zusammen geben, und ich weiß nicht, ob „unsere Nachbarn weniger streng sind. Alles, „mein guter Sohn, was für dich zu thun in mei„ner Macht steht, ist ein Zeugniß, daß ihr „Stiefgeschwister weder Einen Vater noch Eine „Mutter hattet, und daß ihr sonst in keiner „fremden Verbindung steht. Willst du, mit ei„nem solchen Zeugniß versehen, deines Wunsches

„Er=

„Erfüllung suchen, so ziehe hin, von mir geseg„net. Etwanige Gewissenszweifel von Babets „Mutter will ich lösen."

Von Hoffnungen trunken, die ja immer dem Liebenden Gewißheit scheinen, taumelte der Jüngling wieder heim, und Babet, die ihm sonst so unbefangen in die Arme flog, ließ sich diesmal suchen, und schmiegte, gefunden, sich schüchtern an seinen Busen. Die Mutter kargte nicht mit ihrer Einwilligung, denn, selbst noch voll Ansprüche auf Schönheit und Lebensgenuß, entfernte sie die schöne erwachsene Tochter gern, zumal da der künftige Eydam ihr alle Rechte auf das verwüstete väterliche Erbe abtrat.

So zog das junge Paar, von der Mutter kalt, vom Pfarrer heiß gesegnet, mit dem versprochenen Zeugniß in die Welt, und so oft es von ferne eine Kirchthurmspitze erblickte, seufzte Paul laut, Babet leise: mögte sie uns zur Trauung winken! — Aber sie zogen lange hin und her, hatten längst schon die Grenzen ihres Vaterlandes überschritten, und fanden noch immer keinen Geistlichen,

lichen, der es wagen wollte, die Geschwister zu süßeren Namen zu berechtigen. Der Eine traute ihrem Vorgeben nicht; der Andere schützte seine Kirchenordnung vor; der Dritte empfing sie freundlich und wieß sie mürrisch ab, weil sie ihre Armuth bekannten. Schon neigte sich ihr karger Zehrpfennig zum Ende; schon konnten sie berechnen, daß in wenig Tagen der Bettelstab ihre letzte Zuflucht seyn werde. Babet weinte und zagte, Paul ging düster schweigend vor sich hin. Da kamen sie eines Morgens in ein Dorf, wo alle Bauern, festlich geschmückt, nach der Kirche wallten, obschon es kein Feyertag war. Paul fragte, und wurde berichtet: „der einzige Sohn des alten Pfarrers sey zum Adjunctus ernannt, und „feyre heute seine Hochzeit mit einem schönen, „lieben Mädchen aus der Stadt. Sein Vater, „der auch ein Vater der ganzen Gemeine sey, werde ihn selbst zum Amte weihen, und dann den „Segen über die Verlobten sprechen. Da habe nun „Alt und Jung sich aufgemacht in Feyerkleidern, „um Zeuge des rührenden Schauspiels zu seyn."

„Laß

„Laß uns schnell in die Pfarrwohnung eilen,“ flüsterte Paul der Geliebten zu, „Glückliche sind „leichter zu erbitten.“ Und schon zog er mit sanfter Gewalt die Zagende nach sich.

Horch! die Glocken läuteten vom Thurme zum Erstenmal. Im Pfarrhof wimmelte es fröhlich auf und ab. Paul ließ den Pfarrer heraus bitten, und trug ihm sein Anliegen vor; allein der Alte schien kaum zu hören, was er sprach, sondern sah ihm mit gespannter Neubegier ins Gesicht. Endlich unterbrach er ihn mit dem Ausruf: „Seyd „ihr nicht Paul Wolf?“ — Ja, stammelte der Jüngling verwundert. Da schlug der Pfarrer die Hände zusammen, riß die Thüre seines Zimmers auf, und schrie hinein, indem er den Fremdling nach sich zog: „Wilhelm! Wilhelm! sieh hier dei„nen Wohlthäter! sieh hier den ehrlichen Mann, „ohne den wir heute nicht so glücklich wären!“

Paul wähnte zu träumen, oder man spotte seiner; denn die Geschichte mit dem verlornen Beutel hatte er längst vergessen. Als er endlich begriff — als man von allen Seiten mit Dank und

Lobe ihn bestürmte — und als der Pfarrer sich glücklich pries, durch Erfüllung seines Wunsches ihm vergelten zu können — da hob er stumm Augen und Hände gen Himmel, und der Alte gab seinen Blicken Worte, sprechend: „Ja, mein „Freund, eine gute That bleibt nie unbelohnt."

Horch! die Glocken läuteten zum Zweytenmale. Die geschmückte Braut führte die Ungeschmückte in ein Seitenzimmer, und ehe noch die Glocken zum Drittenmale läuteten, trat Babet, in einem einfachen Gewande, am schönsten durch reine Jungfräulichkeit geziert, an der Hand ihrer neuen Schwester, wieder hervor, die ihre Myrthen-Krone mit der Fremden getheilt hatte. Paul taumelte auf sie zu — ihm verging die Welt — er lachte und weinte, und wußte nichts davon, daß man sein Reisebündel geöffnet, die zerschossene Uniform ihm angezogen hatte. Er träumte noch, als schon der Zug, unter feyerlichem Gesang, der Kirche nahte, und nur erst, als der Pfarrer am Altare, mit lauter Stimme, den Segen sprach, jauchzte sein Herz: Babet ist dein!

Eine

Eine ganze Woche lang theilte und mehrte das junge Paar die Freuden der gastlichen Pfarrwohnung. Dann zog es gesegnet, mit einem reichen, aufgedrungenen Zehrpfennig, dahin, wo, im Schutz eines edlen Mannes, Liebe, Fleiß und Redlichkeit ihm ein stilles Glück gewährten.

Geschichte eines zum Unglück verdammten Geistlichen.

Der arme Mann, ein Engländer, hat seine Begebenheiten selbst, in einem Briefe, erzählt, den er, in höchster Noth, an den Herausgeber einer beliebten Zeitung schreibt.

Mein Herr!

Der Schluß meines Briefes wird Sie von dem Zwecke desselben unterrichten. Ich bin ein Geistlicher und habe meinen Beruf stets treulich erfüllt; allein das Unglück verfolgt mich hartnäckig. Als

ich

ich das erste Kind taufte, ein zu früh gebohrnes, schwaches Geschöpf, da benetzte ich blos sein Mützchen mit dem kalten Wasser, weil ich fürchtete, das bischen Gehirn unter dem papiernen Schädel werde allzuheftig erschüttert werden. Darüber machten mir die Eltern einen Prozeß, und ich erhielt einen derben Verweiß von meinem Bischoff. Als ich das erste Paar traute, ließ ich den bejahrten Bräutigam der jungen Braut die linke Hand reichen, weil die rechte durch die Gicht so verunstaltet war, daß er keinen Finger rühren konnte. Darüber hätte ich fast mein Brod verlohren.

Sie werden vielleicht in der Yorker Zeitung folgenden Artikel gelesen haben: „Heute wurden „hier zwey Diebe hingerichtet. Der Henker, der „besoffen war, glaubte steif und fest, er habe „drey Personen zu hängen, und legte deshalb „auch dem Priester, der mit auf dem armen Sünderkarren saß, einen Strick um den Hals. Nur „mit vieler Mühe konnte der Kerkermeister ihm „seinen Irrthum begreiflich machen.“ — Dieser Priester, mein Herr, war ich. Die Erzählung ist

ganz

ganz richtig, bis auf einen Umstand. Der Kerkermeister nemlich war eben so besoffen, als der Henker, der Strick bereits mit Gewalt fest um meinen Hals geschlungen, und eben wollte der Karren unter meinen Füssen wegfahren, als der Sheriff noch zu rechter Zeit mich rettete. Wenn ich nachher auf der Straße gieng, so flüsterten die Leute sich zu: „da geht der halbgehangene Prie„ster.“

Kaum war diese fatale Begebenheit ein wenig in Vergessenheit gerathen, als mir noch etwas Schlimmeres wiederfuhr. Ein Mann in York hatte sein hübsches junges Dienstmädchen verführt. Sie war entflohen, man wußte nicht wohin. Auf dem Todtbette fühlte der Mann Gewissensbisse, trug mir auf, ihren Aufenthalt zu erforschen, und ihr hundert Guineen auszuzahlen. Da ich bald darauf eine Reise nach London machen mußte, so glaubte ich dort am leichtesten die Unglückliche auszufragen. Ich ließ in die Zeitungen setzen, Mamsell N. N. habe sich da und da bey mir zu melden, um eine wichtige, sie interessirende, Nachricht zu er=

erfahren. Mamsell N. N. fand sich auch gleich am andern Morgen bey mir ein, empfieng sehr dankbar ihre hundert Guineen, und bat mich, bey ihr zu speisen; sie halte eine Pension für junge Mädchen, und sey recht niedlich eingerichtet. Ich begab mich zu ihr, wurde sehr artig empfangen, bemerkte zwar, daß die jungen Pensionairinnen etwas freyere Sitten hatten, als die Yorker Damen, hatte aber kein arg daraus, und meinte, in der Hauptstadt wäre es nun einmal nicht anders. Gegen Abend, als wir Thee tranken, traten einige junge Herren, und unter diesen auch der Sohn eines meiner Nachbarn aus York, herein, der, als er mich erblickte, mit einem herzlichen Goddam! versicherte: ich sey der wackerste Pfaff in ganz England, weil ich ohne Bedenken in ein H—haus gienge, und nicht einmal die Thüre verschlösse. Ein wieherndes Gelächter der ganzen Gesellschaft begleitete diese Schreckensworte. Denken Sie sich mein Entsetzen! Noch weiß ich nicht, wie ich die Treppe hinunter kam. Am andern Morgen mit Tages Anbruch eilte ich zurück nach

York,

York, aber der junge Herr hatte bereits mit der Abendpost dahin geschrieben, und meine Bekannten empfingen mich mit der spöttischen Bemerkung: ich hätte nicht so weit zu reisen gebraucht, um Freuden-Mädchen zu finden. Es war vergebens, daß ich die wahre Geschichte erzählte; man glaubt das Böse leichter, als das Gute; alle meine Beichtkinder verließen mich, und ich war gezwungen, mein Amt niederzulegen.

Mit vieler Mühe erhielt ich eine andere Pfarre in der Grafschaft Lincolm. Dort lebte ich einige Zeit ruhig. Der Patron des Kirchspiels war ein gewaltiger Jäger, und ein abgesagter Feind der Wilddiebe, die in dortiger Gegend viel Unfug trieben. Ich hatte den Patron so oft darüber klagen hören, daß ich längst von Herzen wünschte, er mögte einmal einen solchen Feind seiner Ruhe ertappen.

Eines Abends, als ich in der Dämmerung von einem Besuche heimkehrte, den ich, zwey Meilen von meinem Wohnort, bey einem Amtsbruder abgestattet hatte, hörte ich ein Rascheln im Gebüsch,

lausch-

lauschte, und wurde einen Kerl gewahr, der eben seine Schlingen ausstellen wollte. Ha! dachte ich, da kann ich meinem Patron einen Dienst erweisen. Ich griff den Wilddieb auf frischer That, und siehe, es war des Edelmanns eigner Förster, ein baumstarker Kerl, der die Gegenwart des Geistes hatte, mich selbst beym Kragen zu nehmen, und mich als einen ertappten Wilddieb zu seinem Herrn zu schleppen. Unterwegs hatte er mir noch alle seine Schlingen in die Tasche practicirt. Da half nun gar kein Leugnen und Betheuern, ich wurde mit Schimpf und Schande von meinem Amte verjagt.

In Verzweiflung wandte ich mich nach London, und fristete mein Leben durch Unterricht im Rechnen und Schreiben. Kaum fieng ich an, in meiner neuen, kümmerlichen Lage mich zu fügen, da saß mir das Unglück schon wieder auf der Ferse. Gestern führt mich mein Weg im Dunkeln durch eine entlegene Straße, ich höre um Hülfe schreien, eile hinzu, erblicke zwey Männer, die einen dritten zu überwältigen im Begriff stehen, schlage

mich ohne Bedenken, wie es meinem Stande geziemt, auf die Seite des Schwächern, Unterdrückten, und mache ihm glücklich Luft. Er läuft über Hals und Kopf davon. Die beyden Kerls, die ich für Spitzbuben hielt, packen nun mich, und erklären mir, sie seyen Gerichtsdiener, die jenen Flüchtling wegen einer Schuld von dreyßig Pfund in Verhaft nehmen sollten, und ihm sehr lange vergebens nachgetrachtet hätten, bis eben heute es ihnen gelungen wäre, ihn zu fangen, wenn nicht ich unberufener Weise mich darein gemischt hätte. Darum würde ich nun auch so gefällig seyn, für ihn zu bezahlen. — So sitze ich denn im Gefängniß, und soll für einen Fremden bezahlen, den ich mit dem redlichsten Willen aus Diebesklauen zu erretten vermeinte. In Gottes Namen! ich würde zahlen, wenn ich nur einen Schilling im Vermögen hätte. Da ich aber eben so wenig besitze, als die Ratten in meiner Dachstube, so bitte ich Sie, mein Herr, machen Sie mein Unglück schnell bekannt. Der von mir Befreyte wird doch wohl so viel Ehre und Gewissen im Leibe

ha=

haben, daß er mich unschuldigen, wohlmeinenden Fremdling nicht um seinetwillen im Kerker wird verschmachten lassen.

Hier endete sich des armen Teufels tragikomischer Bericht. Der Zeitungsschreiber that sogleich, was von ihm begehrt worden war. Der eigentliche Schuldner meldete sich zwar nicht, aber ein Anderer, ein reicher Lord, der die wunderlichen Begebenheiten beym Frühstück las, trug lächelnd seinem Kammerdiener auf, dem Gefangenen funfzig Pfund zu überbringen. Der Kammerdiener gieng, kam auch glücklich bis in den Kerker; als er aber das ersehnte Geschenk überreichen wollte, fand er, daß, im Gedränge auf dem Markte, ein Taschendieb es ihm gestohlen hatte.

Der Türke in England,

eine wahre Geschichte, die sich im Jahre 1733 zugetragen hat.

Schon mehrere Jahre zuvor war dieser Musel-mann nach England gekommen, ließ sich Herby nennen, und galt für sehr reich; denn er hatte ein schönes Landhaus zwey Meilen von London gekauft, welches er mit großen Kosten noch täglich verschönerte. Bey der Wahl desselben schien er besonders auf Einsamkeit bedacht genommen zu haben; auf eine Meile in die Runde gab es keine andere Wohnung; mit Engländern ging Herby gar nicht um; wenige Menschen kannten daher das Innere seines Aufenthalts. Zwar hatte er Bedienten genug, doch fast lauter mitgebrachte Türken, die ihm sämmtlich sehr ergeben schienen. Kurz, er spielte eine Rolle, fast wie der berüchtigte Baron Frank in Offenbach. Nur selten kam er an die Börse, und bisweilen in den Hafen. Anfangs wurde viel über ihn geschwatzt, aber — wie es in großen Städten zu gehen

pflegt

pflegt — sehr bald hörte man auf zu schwatzen, und bekümmerte sich um den geheimnißvollen Türken so wenig, als um den großen Mogul.

Indessen verschwanden hie und da junge hübsche Mädchen aus Bürgerhäusern. Das mag freylich in London kein seltener Fall seyn; man vermuthete, sie wären mit Liebhabern davon gelaufen, oder sonst ihrem Hang zur Ungebundenheit gefolgt. Ehrliche, betrübte Eltern machten nicht einmal Lärm davon. Wer hätte auch glauben sollen, daß der einsame Türke sich ganz im Stillen einen Harem von den schönsten Mädchen sammelte, deren nun schon bis zwölfe ihn umgaukelten. Die meisten hatte er freylich durch List zu sich gelockt, und Alle mogten anfangs nicht wenig erschrocken seyn; aber Herby war ein schöner, liebenswürdiger Mann, in seiner Wohnung herrschte Ueberfluß, und so ergaben sie sich bald in ihr Schicksal. Alle waren von niedriger Herkunft, arm, im väterlichen Hause mit harter Arbeit geplagt; hier hingegen fanden sie Ueppigkeit, Trägheit, Genuß, die drey Gelübde dieses Klosters,

und

und vergaßen schnell Freunde, Eltern und Verwandte.

Die erste, durch Geschenke gewonnen, war eine Wäscherin; sie selbst lockte bald mehrere in die mit Blumen bedeckte Schlinge, denn die Furcht, Herby's Gunst zu theilen, war ihr minder quälend, als die Einsamkeit. Sie schrieb zuerst an drey hübsche, leichtsinnige Freundinnen, schilderte ihnen die Reize ihres Aufenthalts, doch ohne den Ort zu nennen, (den sie auch selbst nicht einmal zu nennen wußte) und lud sie auf einen Besuch ein. Herby schickte einen Vertrauten mit einem Wagen, die Mädchen kamen, fanden Reichthümer ausgekramt, die Wäscherin herrlich geputzt, den Herrn vom Hause schön, freundlich, verliebt, und — blieben ohne Bedenken. So wuchs ihre Zahl bis zu einem vollen Dutzend, und, so lange der Reiz der Neuheit währte, so lange schien ihnen das türkische Landhaus ein Paradieß.

Aber — man weiß ja schon aus den Briefen der Lady Montaigû, daß selbst der Harem des Groß-Sultans, trotz aller Pracht, ein langweiliger

ger Aufenthalt ist. Eine von den zwölf Mädchen wurde theils von Sehnsucht nach ihren Eltern, theils von der Langeweile dermaßen gepeinigt, daß sie mit Bitten, Seufzern und Thränen nicht eher einschlief, bis Herby ihr versprach, sie solle ihre Eltern wiedersehen. Es war ihm Ernst mit dem Versprechen, und er wollte zugleich sich selbst eine angenehme Unterhaltung verschaffen.

Ein sicherer Bote brachte den betrübten Eltern einen Brief. Mit Entzücken erkannten sie die Hand der verlornen Tochter, lasen, daß sie glücklich und geehrt wie eine Fürstin lebe, und ihr nichts zu wünschen übrig bliebe, als ihre guten Eltern zu bewirthen, weshalb eine dringende Einladung an sie ergieng, eine Einladung, die natürlich sehr willkommen war. Der Vater zog geschwind seinen Sonntagsrock an, die Mutter setzte eilig ihre mit Gold verbrämte Mütze auf, und beyde sprangen munter in den schönen Wagen, der vor der niedrigen Hausthüre sie erwartete. Der bärtige Kutscher schwang die Peitsche, und fuhr im kleinen Trott, oft auch nur im Schritt, rechts,

links, vorwärts, hier durch ein Wäldchen, dort durch ein Dorf, bog in jeden Seitenweg, benutzte jede Sandscholle, und befolgte seine Ordre so genau, daß er nicht eher, als bis die Nacht schon völlig herein gebrochen war, vor Herby's Landhause hielt.

Man denke sich die Erwartung der guten Leute. Schon unterwegs konnten sie nicht müde werden, den Plüsch zu bewundern, auf dem sie saßen, die Borten und Quasten, mit welchen er besetzt war, die schimmernde Vergoldung von außen, u. s. w. Schwerlich würden sie den Weg bemerkt haben, wenn der Kutscher auch geradezu gefahren wäre. Jetzt erblickten sie plötzlich ein hell erleuchtetes Schloß, welches ihnen natürlich ein Feen-Pallast schien. Sie stiegen aus, und wanderten durch prächtige Zimmer, in welchen eine Menge Türken, mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen, bey ihrem Eintritt sich tief verbeugten. Wo ist unsere Tochter? riefen beyde. Aber alle Türken, wie am Drath gezogen, verneigten sich zum zweytenmale, und blieben stumm, wie die

Fische des Shah Baham. Im letzten Vorzimmer standen vier Mohren mit Perlen und Goldplatten bedeckt. Wo ist unsere Tochter? riefen die Alten. Aber die Mohren warfen sich platt auf die Erde, stießen die Köpfe gegen den Boden, und blieben stumm.

Jetzt öffneten sich die Flügelthüren von einem langen Saale, dessen Wände, aus künstlichem Marmor, den Schein von tausend Wachskerzen wiederstrahlten. Blühende Sträuche und Früchte tragende Citronenbäume standen längs den Wänden zu beyden Seiten, zwischen ihnen Sessel mit Purpursammet überzogen, mit vergoldeten Lehnen — und endlich im Hintergrunde ein köstlicher Thronhimmel, unter welchem im fürstlichen Schmuck die Tochter stand, umgeben von allen ihren Gespielen, die, weit einfacher gekleidet, an diesem Abend die Rollen der Zofen spielen mußten. Herby selbst stand sehr demüthig neben dem Thronhimmel, und wollte blos für den ersten Diener seiner Gebieterin angesehen seyn. Die Tochter stürzte in die Arme der hocherstaunten Eltern,

über=

überhäufte sie mit Liebkosungen, und führte sie zu der für drey Personen gedeckten Tafel, wo sie eben so herrlich als ehrfurchtsvoll bewirthet wurden. Das Tischgespräch war natürlich sehr lebhaft; die guten Alten mußten erzählen, wie es ihnen bisher ergangen war; die Tochter mußte auf tausend Fragen antworten, und that es redselig; nur die einzige: wo sie sich befinde? und was eigentlich aus ihr geworden sey? blieb unbeantwortet. Damit aber die ganze Begebenheit von den Eltern nicht für einen Traum gehalten würde, gab sie ihnen beym Abschied einen Sack voll harter Thaler mit. Sie wurden, vor Tagesanbruch, wieder in den schönen Wagen gepackt, und, wie zuvor, auf hundert krummen Wegen nach Hause gefahren.

Allein der Vater, ein Mann von gesundem Menschenverstand, hatte doch Argwohn geschöpft. Die Nacht war sternenklar, und er bemerkte sehr gut, daß der Kutscher der kreuz und queer fuhr, erkannte auch einige Bierhänser, in welchen er bisweilen an Feyertagen sich zu ergötzen pflegte. Dieser Spur ging er mehrere Tage nach, zog über-

all

all Erkundigungen ein, entdeckte endlich das Land-haus, erfuhr, daß es einem sehr reichen Türken zugehöre, und zweifelte nun nicht länger, daß seine Tochter verführt in der Gewalt dieses Türken sey. Im ersten Augenblick wollte er es der Obrigkeit anzeigen; im zweyten bedachte er sich eines bessern; der gute Ruf seiner Tochter war doch nun einmal verlohren, und, je lauter er klagte, je mehr beschimpfte er sie. Darum beschloß er klüglich, aus der seltsamen Begebenheit lieber so viel Vortheil als möglich zu ziehen, meldete schriftlich dem Herrn Sultan, er sey verrathen, und drohte, ihn auf der Stelle der Obrigkeit als einen Verführer und Räuber unschuldiger Mädchen anzuzeigen, wenn er nicht sein Schweigen durch mehrere Säcke voll harter Thaler erkaufen wolle. Herby hatte viele Ursachen, die ihm den Wunsch abnöthigten, die Sache um jeden Preiß zu unterdrücken; er beschwichtigte den Vater durch eine jährliche Pension. Allein er konnte nicht verhindern, daß seine übrigen Sultaninnen bald erfuhren, was vorgegangen war. Sogleich fingen Alle

an zu murren, und machten Anspruch auf ähnliche Gunst für ihre armen Familien. Wollte der Türke Ruhe und Sicherheit genießen, so mußte er sich darein ergeben, der Vater und Versorger von zwölf christlichen Familien zu werden, und wer weiß, ob die Nimmersatten seine Reichthümer nicht bald erschöpft haben würden, wenn nicht eine traurige Katastrophe den ganzen Mädchenzwinger plötzlich zerstört hätte.

Eines Morgens trat zur gewöhnlichen Stunde sein Kammerdiener zu ihm hinein, fand ihn ohne Kopf im Bette, seine Favorite neben ihm gleichfalls ermordet, die Schränke, die seine Schätze enthielten, erbrochen und beraubt. Auf das Geschrey des Kammerdieners lief das ganze Haus zusammen; nur zwey Türken fehlten, von welchen man auch, trotz der eifrigsten Nachforschungen, keine Spur jemals wieder entdecken konnte. Die Polizey wurde herbey gerufen, Herby's Vertraute sagten aus, daß er, allein in gemünztem Golde, wenigstens eine Million besessen, die Edelgesteine ungerechnet. Sie wurden ferner befragt,

und da sie, nach ihres guten Herrn Tode, keine Ursach mehr zum Schweigen fanden, so sagten sie Alles was sie wußten. Achmet war Herby's wahrer Nahme, er ein vornehmer Türke zu Constantinopel, jung, schön, reich und ehrgeizig. Er trachtete nach der Ehre, ein Eydam des Großsultans zu werden; ein begünstigter Bassa kam ihm zuvor; allein er hatte schon durch Jüdinnen im Serail selbst Unterhandlungen mit der jungen Sultanin angeknüpft, die weit mehr Behagen an dem schönen Achmet, als an ihrem alten, häßlichen Gemahl fand. Eine Flucht wurde verabredet. Achmet belud in der Stille ein Schiff mit allen seinen Reichthümern, die Sultanin packte ihre Diamanten zusammen, bemächtigte sich noch aller tragbaren Schätze des Bassa, warf sich in die Arme des Geliebten, und floh mit ihm nach Venedig, wo nach einem, nur kurze Zeit genossenen, stillen Glücke, der Tod sie wegraffte.

Der Kummer über diesen Verlust, und die Furcht, in einer solchen Nähe von Constantinopel dennoch entdeckt zu werden, bewogen Achmet,

nach

nach England zu gehen, wo er auf die vorbeschriebene Weise lebte und starb.

Einige türkische Kaufleute in London sagten aus, daß, etwa sechs Wochen vor Achmets Tode, drey Türken angelangt wären, die, in manchen Unterredungen, von dem Zweck ihrer Reise weiter nichts verriethen, als daß sie einen wichtigen Auftrag empfangen hätten. Sie erkundigten sich mit vieler Neubegier nach allen Türken, die sich zu London aufhielten, und — was am bedenklichsten schien — den Tag vor Herby's Ermordung hatten sie Abschied von den Kaufleuten genommen. Aus alle dem ließ sich vermuthen, daß Achmets Freystatt dem Großsultan war verrathen worden, und daß Er, oder der beleidigte Bassa, Kundschafter ausgesandt hatte, mit dem Befehle, ihm Achmets Kopf zu bringen. Ohne Zweifel hatten die Mörder die beyden unsichtbar gewordenen Bedienten bestochen, und mit ihrer Hülfe sowohl den Kopf als die Schätze des Unglücklichen davon gebracht. Was aus seinem Harem geworden, davon schweigt die Geschichte. Vermuthlich gab es

Häuser genug in London, wo die Sultaninnen Gelegenheit fanden, ihre gewohnte Lebensweise noch ungebundener fortzusetzen.

Weiblicher Edelmuth.

Wie kommt es doch, daß auch die besten, klügsten Frauen am leichtesten durch einen Wildfang hingerissen werden? — Mädchen unter zwanzig Jahren, wenn sie zwanglos wählen dürfen, ziehen gewöhnlich den leichtsinnigen, kecken, eitlen Jüngling dem bescheidenen, schüchternen vor; denn dieser wirbt um Liebe und giebt von seiner eigenen rührende, doch stille Beweise; jener hingegen behandelt die Weiber vornehm, flüchtig, greift mit Zuversicht, als sey er des Sieges schon gewiß, die Herzen an, und beweist seine Liebe durch Worte, oder durch dumme Streiche; die letzteren besonders verfehlen ihre Wirkung nie; denn man hält den Wildfang für kraft- und muth-

voller,

voller, als seinen stillen Nebenbubler. Nun ist bekannt, daß auf weibliche Herzen nichts stärker wirkt, als Kraft, Muth, auch wohl ein wenig Uebermuth, weil er jene vorauszusetzen scheint. Darum werfen sie bethört sich lieber einem Alcibiades, als einem Meinau, in die Arme, und büssen dann, mit lautem oder stillem Jammer, den kurzen Rausch.

Cecilie von Sangerhausen war die schöne Blüthe eines alten Stammes, die einzige Erbin reicher Güter. Mehr, als die flimmernden Steine im Haar, schmückte Sanftmuth ihr holdes Antlitz, und aus dem großen blauen Auge blickte ein reiner, heller Geist, wie ein Silberquell, der unter Vergißmeinnicht hervorschimmert. Sie durfte über Hand und Herz nach Gefallen und Neigung schalten; natürlich machten alle junge Männer ihr den Hof, der Eine lüstern, der Andere habsüchtig, ein Dritter aus Eitelkeit, ein Vierter mit redlicher Liebe; doch der Erste wie der Letzte lieh von der redlichen Liebe den Schein, und Cecilie war noch zu jung, um den Lichtkreis

ihrer

ihrer Planeten, den sie selbst hervorbrachte, von deren Kern zu scheiden. Sie glaubte, was sie sah, theils, weil ihr eigenes makelloses Herz sie überredete, jedes Menschenherz sey dem ihrigen gleich, theils, weil die unentbehrliche Mitgabe der Natur für ein schönes Weib, Eitelkeit, sie davon zu überreden wußte. Von Allen wurde sie mit gleichem Feuer, mit gleicher Uneigennützigkeit geliebt, das schien ihr ausgemacht, folglich die Wahl unendlich schwer. Allein sie hatte schon gewählt, ohne es zu wissen; nicht den ernsten, redlichen Mann, der, im Sommer seines Lebens, ihr zu bejahrt schien; nicht den stillen, bescheidenen Jüngling, der, statt seine Person, nur seine Liebe geltend zu machen suchte; sondern den Wildfang Louis von Rosenblatt, der Jeden seiner Nebenbuhler auf Pistolen forderte, und der Einmal, auf die Gefahr den Hals zu brechen, einen steilen Berg herunter sprengte, weil sie im Scherz an diesem Wagestück gezweifelt hatte.

Wenn er bey ihr war, so schwur er mit Ungestüm, ihn müsse sie lieben, weil sie von Kei-

nem so abgöttisch angebetet werde, als von ihm. Ein wenig Puder aus ihrem Haar, der von ungefähr auf seine Schulter fiel, trug er Wochenlang und küßte die Spur; er stahl, mit Hülfe der bestochenen Zofe, einen ihrer niedlichen Schuhe und trank daraus; er wickelte Bonbons in ihre Papillotten; er warf die welken Blätter einer Blume, die sie am Busen getragen, in seinen Wein und schlürfte sie mit hinunter. Wer könnte diesen und hundert ähnlichen Beweisen der feurigsten Liebe widerstehen?

Freylich hatte Cecilie ihn auch einmal ertappt, als er ihre hübsche Zofe in die Backen kniff; allein, da er selbst nicht die geringste Verlegenheit äußerte, sondern unbefangen versicherte: es sey so seine Gewohnheit, dem Schönen müsse er huldigen, wo er es finde, daran nehme sein Herz übrigens keinen Theil; so glaubte ihm Cecilie, denn was glaubt ein Mädchen nicht? — Im Grunde war Louis auch kein böser Mensch; er that manches Gute aus Gefühl, weil es ihm behagte; selbst die Vernunft fand Eingang bey ihm, wenn sie

nur mit keiner Neigung stritt. Tugend konnte er lieben und bewundern, auch wohl nachahmen, nur lästige Opfer durfte sie von ihm nicht fordern. Hatte sein Leichtsinn irgendwo Unheil gestiftet, so war er bereit es wieder gut zu machen, aber nur mit Geld. Großer Eindrücke fähig, hatten seines alten wackern Vaters Thränen, die er nie zuvor gesehen, ihn einmal so bewegt, daß er nicht bloß feyerlich gelobte, sich zu bessern, sondern auch wirklich fast einen Monat lang der liebenswürdigste Jüngling blieb; dann war Alles wieder vergessen.

Sicher wird jeder Leser unter seiner Bekanntschaft zu diesem Bilde Originale finden, folglich wissen, daß solche Menschen, weil sie herrlich amusiren, leicht alle die gewinnen, die von ihren Fehlern keinen unmittelbaren Nachtheil zu befürchten haben; denn leider ist es einmal so: ein Jeder würde, um der Langeweile zu entfliehen, ohne Bedenken auch Mörder und Diebe dulden, wenn er nur für seine werthe Person gesichert wäre, daß man ihn weder bestehlen noch ermor-

 den

den werde. Wenn sogar verständige Männer dieser Vorwurf trifft, wer mag Cecilien verargen, daß sie, Wonne der Zukunft träumend, mit Louis Rosenblatt in den Ehestand hüpfte, in den man weder hüpfen noch schleichen, sondern mit festerem Tritte schreiten soll. Es war geschehen, und die Flitterwochen rauschten wie Flittergold vorüber. Louis schwelgte in sinnlicher Lust, die eine junge Frau so gern für Liebe nimmt, war galant, gefühlvoll, munter, zärtlich, und sie meynte, es werde immer so bleiben.

Aber es blieb nicht so. Anfangs trennte man sich auf Stunden; aus den Stunden wurden Tage, die sich bald zu Wochen ausdehnten. Da gab es kleine Reisen, wichtige Geschäfte, hier mußten Wechsel einkassirt, dort auf ein Landgut gehandelt werden; unerschöpflich war Louis in solchen Vorspiegelungen, und Cecilie hatte lange kein Arges daraus. Doch seine verschmähten Nebenbuhler ergriffen hastig und schadenfroh die Gelegenheit, sich zu rächen. Selten, wunderselten hat ein abgewiesener Mann so wahrhaft geliebt, daß er sich

freuen könnte, wenn die Geliebte in den Armen eines Andern glücklich ist. Auch der Redlichste findet wider Willen ein geheimes Behagen darin, wenn er hört, sie sey gezwungen, ihre Wahl zu bereuen; ja, im Fall sie etwa in glücklicher Unwissenheit lebte, so wird er nicht ungern dazu beytragen, ihr die Binde von den Augen zu reißen; denn sein geheimer Wunsch, den er vielleicht sich selber nicht bekennt, bleibt stets: sie möge seinen Verlust bedauern.

Nun zähle man noch zu jenen verschmähten Bewerbern den großen Haufen der Bekannten und Verwandten, die Alle gern etwas Neues hinterbringen, gleichviel ob es Freude oder Schmerz erweckt; so wird sich niemand wundern, daß Cecilie bald haarklein von ihres Mannes Flatterhaftigkeit unterrichtet wurde. Sie litt unsäglich, aber still. Nur das einsame Lager benetzten ihre Thränen; nur im fest verschlossenen Herzen brannte die Flamme der Eifersucht. Den Gatten empfing sie heiter, Besuche mit Anstand, Ohrenbläser mit Widerwillen. Sie entschuldigte den Treulosen durch

durch seine Jugend, sie hoffte ihn durch Sanftmuth wieder auf den rechten Pfad zu führen, sie erschöpfte diese Tugend, kein Vorwurf entschlüpfte ihren Lippen.

Auch gab es schöne Augenblicke, in welchen sie die Früchte dieser zarten Behandlung schon zu pflücken glaubte; denn bisweilen lockten die Reize der schönen jungen Frau den Wollüstling in sein eignes Haus, und hätte sie nur dann ihn minder zärtlich empfangen, hätte sie einen höhern Preis auf ihre Gunst gesetzt, oder von seinen Buhlerinnen ein wenig Koketterie gelernt, so möchte sie leicht ihn länger als jene gefesselt haben; doch der allzusichere, nie versagte Genuß scheuchte ihn schnell wieder aus ihren Armen. Bisweilen kam er auch wohl mit verlegener Zärtlichkeit, zwang sich Tage lang, ihr Gesellschaft zu leisten, betheuerte, er habe nun erfahren, daß nur stille Häuslichkeit wahrhaften Genuß gewähre, und wenn er durch solche Verstellung seine Gewalt über ihr Herz schnell wieder gewonnen hatte, so entlockte er ihr Geschenke, deren er gerade bedürftig war.

Ein

Ein treuer Oheim und Vormund hatte zwar für ihr Vermögen besser, als für ihr Glück, gesorgt; Louis konnte über jenes nicht schalten, und wenn er Schulden häufte, so war sie, ohne ihre Unterschrift, zu keinem Ersatz verbunden; aber eben diese Unterschrift ihr abzulisten, war so leicht. Wenn ein liebendes Weib durch einen Federzug in dieser Stunde den Geliebten zufrieden stellen kann, so denkt es nimmer an die nächste, und auf diese Weise war in wenigen Jahren eines ihrer schönsten Güter ein Opfer seiner Verschwendung geworden. Ja, sie wußte, daß er ein Verschwender war, doch meynte sie, nur Prachtliebe verleite den jungen Mann, die sey verzeihlich in seiner Lage, bey seiner schönen Gestalt, das werde sicher mit den Jahren schwinden, und gesetzt, er hätte dann die Hälfte ihres Vermögens durchgebracht, so bliebe noch immer genug zum stillen Glücke für sie und den gebesserten Gatten.

In solche Träume sich wiegend harrte sie geduldig einer schönen Zukunft, und da ohne ihn das Geräusch der großen Welt ihr lästig war, so wählte

te sie zu ihrem Aufenthalt ein niedliches Landhaus, kaum eine Meile von der Residenz gelegen, wo sie schon sich glücklich fühlte, wenn Louis auch nur monatlich ein paarmal, auf seinem stolzen Engländer spazieren reitend, eines Besuches sie würdigte, wenn er gleich nach wenigen Stunden, tausenderley vorwendend, hastig wiedet davon sprengte.

Eines Morgens fuhr ein alter Wagen auf den Hof, ein alter Mann, ihr mütterlicher Oheim, stieg heraus, ein rechtschaffner, gutmüthiger, zuweilen polternder Greis, der sie herzlich liebte, und seit ihrer Verheyrathung sie nicht gesehn hatte. „Mein Gott, bist du es?" sagte er tief bewegt, als er sie in seine Arme schloß, „wie siehst „du aus? wo ist deine Jugendblüte? wo der hol„de, klare Blick? Cecilie! du hast Kummer. Wo „ist dein Mann?" — In der Stadt. — „War„um nicht hier?" — Er hat Geschäfte. — „Wann kommt er wieder?" — Das weiß ich nicht. — „Warum geht er ohne dich?" — Ich liebe die Stadt nicht. — „Warum ver„schwen=

„schwendet er dein Vermögen?“ — Ich theile gern mit ihm. — „Warum zertritt er dein „Herz?“ — Mein Oheim —! „Ich weiß al„les, darum komm' ich her. Rosenblatt ist dei„ner unwürdig; er verpraßt dein Geld mit Buh„lerinnen.“ Nimmermehr! — „Ja, so „ists!“ — Nein, Sie irren. Er liebt den Luxus, er liebt Zerstreuung; vielleicht hat auch bisweilen Sinnlichkeit zu Fehltritten ihn verleitet; ich hab' es verziehen, und mag es nicht wissen; aber einer niedrigen Täuschung ist er unfähig. — „Ein Wollüstling ist zu allem fä„hig; doch wenn du deiner Sache so gewiß seyn „darfst, so will ich vor der Hand mein Urtheil „verschieben. Heute thust du mir wohl den Ge„fallen, mit mir nach der Stadt zu fahren. Es „wird ein neues Trauerspiel gegeben, das wünsch„te ich zu sehen.“ — Wie, mein Oheim? Sie kämen funfzehn Meilen weit von Ihrem Landgut, um eines Trauerspiels willen? — „Eben weil es recht traurig, recht

„sehr traurig seyn soll. Einer meiner Freunde „hat mir davon geschrieben; er kennt es, und bey „Gott! ich will es auch kennen lernen.“

Cecilie machte noch allerley Einwendungen, der Alte beharrte störrisch auf seinem Willen, sie mußte gehorchen. In der Dämmerung fuhren beyde durch das Thor der Residenz, gerade vor das Opernhaus. Der Oheim nannte bey der Kasse seinen Namen, und empfing sogleich die Schlüssel zu einer Loge im zweyten Range, die für ihn bestellt zu seyn schien. Hier blieb er nicht lange mit seiner Nichte allein; ein Dritter gesellte sich zu ihnen, ein alter Freund des Hauses, der, in den ersten Monaten von Ceciliens Ehestande, auch das Ihrige öfter besucht, aber seitdem es gemieden hatte, ohne die Ursach zu erklären. Die beyden Männer traten zurück und flüsterten mit einander. Cecilie war beklommen; sie wußte nicht, was sie denken oder erwarten sollte. Der Fremde zeigte einigemal mit dem Finger auf eine Loge im ersten Range, gegenüber, die hell erleuchtet war, aber noch leer stand. Schon hatte das Orchester die

Sym=

Symphonie begonnen, da öffnete sich diese Loge; eine schöne, junge Dame, mit Diamanten bedeckt, trat herein, hinter ihr Ceciliens Gatte.

Die Unbekannte trat vor an die Brüstung der Loge, ließ einen frechen Blick im Parterre herumschweifen, warf ihren Shawl nachlässig auf einen Sessel, und enthüllte dadurch eine Gestalt, die jedem Auge verrieth, daß sie in Kurzem Mutter werden sollte. Louis Rosenblatt umgaukelte sie, und schien sehr besorgt, ihr jede Erquickung, jede kleine Bequemlichkeit zu verschaffen.

Der Oheim und sein Freund waren jetzt dicht hinter Cecilien getreten. „Wer ist die Dame?“ fragte der erstere so laut, daß sie es hören mußte. Eben so laut antwortete jener spöttisch: „Eine „Dame, es ist die Operntänzerin, das braune „Nettchen genannt.“

„Nach ihren Diamanten sollte man sie für eine „Fürstin halten?“

„Die Diamanten beweisen doch nur, daß ihr „jetziger Liebhaber sehr reich und sehr gefällig „ist.“

„Aber

„Aber gar nicht eifersüchtig, denn ich sehe, daß „er meinem Neffen den Platz neben ihr gönnt?"

„Eben Ihr Neffe —" „Ich will nicht hof„fen —" „Was die ganze Stadt weiß, ist wohl „kein Geheimniß. Seit Jahr und Tag unterhält „Herr von Rosenblatt das braune Nettchen, ver„schwendet ungeheure Summen mit ihr, hat aber „dagegen sich in Kurzem einer frohen Hoffnung zu „erfreuen."

Hier mußte das grausame Gespräch sich endigen, denn Ceciliens Haupt sank ihrem Oheim an die Brust. Mit Hülfe seines Freundes trug er sie in den Wagen, und noch war sie ihrer Sinne nicht wieder mächtig, als der Wagen bereits vor ihrem Landhause hielt. Betäubt wankte sie auf ihr Zimmer, warf sich betäubt auf ihr einsames Lager, Betäubung war ihr Schlummer. Als sie am Morgen zu sich selber kam, meinte sie geträumt zu haben. Der Oheim, der schon längst vor ihrem Bette saß, ergriff ihre Hand; sie erschrack, und plötzlich standen alle die gräßlichen Bilder des gestrigen Abends wieder vor ihr.

„Nun,

„Nun, meine Nichte?“ redete der Alte sie trocken an, „du hast selbst gesehn, was beschlies„sest du?“

Cecilie schwieg und weinte. Endlich stammelte sie: „nicht was ich sah, nur was ich hörte, „hat mich so tief erschüttert. O gewiß, man hat „Sie hintergangen.“ Nun fuhr der Alte heftig auf: „Wenn du deinen Augen nicht mehr glaubst, „so bist du ganz verloren. Meynst du, ich, dei„ner Mutter Bruder, der dich von Kindheit an so „zärtlich liebte, ich wäre im Stande, deine Ru„he zu stören, ohne meiner Sache ganz gewiß zu „seyn? — meynst du, ich hätte nicht, ehe ich die„sen letzten Schritt gewagt, die behutsamsten Er„kundigungen eingezogen? — Jetzt, Cecilie, ge„be ich dir mein Ehrenwort — du weißt, wie sel„ten ich das zum Pfande setze — dein Unglück ist „gewiß! du bist eine betrogene, verlassene, schänd„lich verlassene Frau! eine Dirne schwelgt von „deinen Gütern, ein Bastard wird dein Erbe ver„zehren. Erkläre dich, was willst du thun?“

Ihm verzeihen. — „Nun, so bist du ei=
„ne Thörin, die kein Mitleid verdient. Wer an
„einen nichtswürdigen Gegenstand sich hartnäckig
„fesselt, der beweißt nur seinen Eigensinn, nicht
„seine Treue. Es ist unmöglich, daß du Rosen=
„blatt noch liebst; nicht er, sondern die Liebe
„ist es, von der du weder lassen kannst, noch willst.
„Du fühlst, wie schrecklich ein Leben ohne Liebe
„wäre, und da deine Tugend jeden andern Ge=
„genstand verwirft, so stellst du diesen in den
„Mondschein deiner Schwärmerey, und wirst von
„seiner Häßlichkeit nichts gewahr, denn du betest
„eigentlich nur das Ideal in deinem Herzen an.
„Weiß Gott, ich habe dich sehr lieb! aber — jezt
„nicht mehr um deinetwillen — sondern um die
„Ehre meiner Familie diesem Buben nicht län=
„ger Preiß zu geben — werde ich ferner handeln,
„wie ich muß. Du sollst von mir hören." Er
stand auf.

Erschrocken faßte Cecilie seine Hand. „Lieber
„Oheim, was wollen Sie thun?"

„Mich

„Mich mit ihm schießen. Du hast keinen Va„ter, keine Bruder; ich bin der einzige, dem dei„ne Ehre auf sein Wappen gebunden wurde; er „soll mich ermorden, oder seinen Frevel büßen.“ — Cecilie war außer sich. Der Gedanke an einen Zweykampf, der alles, was sie auf der Welt zärtlich und kindlich liebte, ihr rauben konnte, erschütterte sie heftig. Sie umklammerte ängstlich des Oheims Hand, die sich loszureißen strebte.

„Reden Sie, was soll ich thun? meiner Mut„ter Bruder! ich will Ihnen gehorchen!“

„So trenne dich von ihm,“ erwiederte der Oheim besänftigt. — Auf ewig? — „Auf „ewig!“ — Und wenn er sich bessert? — „Das wird er nie.“ — „Er wird es, wenn er die „Gefahr sieht, mich auf immer zu verlieren. Ge„währen Sie mir nur noch ein einziges Jahr. „Ich will mit Ihnen auf Ihre Güter ziehen; von „dort aus will ich ihm schreiben, daß wir uns „nimmer wiedersehn, wenn er fortfährt, meiner „Quaal und meiner Liebe zu spotten.“

„Und

„Und wenn auch das in Jahr und Tag ihn „nicht ändert?"

„Dann bin ich bereit zu jedem Schritt, den „Sie und die Ehre von mir fordern werden." — „Wohlan," sagte der biedre Alte, „so laß deinen „Koffer packen, und folge mir." — Cecilie that es mit schwerem Herzen. Von ihres Oheims weit entfernten Gütern schrieb sie an den leichtsinnigen Gatten, aber keine Vorwürfe, nur rührende Klagen, schmelzende Bitten, trübe Ahndungen. — Louis war nicht so verstockt, daß er sein Unrecht und den hohen Werth des trefflichen Weibes nicht sollte tief empfunden haben, und wäre nicht zu gleicher Zeit ein bitterer, drohender Brief des Oheims angelangt, der seinen ganzen Stolz empörte, so würde er vielleicht, zu ihren Füßen eilend, durch ungekünstelte Reue ihre Verzeihung erworben und verdient haben. Aber diese Drohungen, diese Bitterkeiten, verlöschten jenen sanften Eindruck schnell, und machten ihn trotzig. Er antwortete Cecilien kalt und höflich, dem Oheim kalt und beissend, er sey nicht gewohnt, sich wie ein

ein Knabe gängeln zu lassen. — Daß er durch Ceciliens Entfernung auch die Quelle verlor, ohne deren Zufluß der Strom seiner Verschwendung bald versiegen mußte, war ihm freylich schmerzlich, doch um des Geldes seiner Frauen willen sich zu Demüthigungen herab zu lassen, dagegen lehnte sein Stolz sich auf, und so fuhr er fort, mit seiner Tänzerin in Pracht und Wollust zu schwelgen, so lange noch ein Jude ihm borgen mogte. Zu Milderung seines gehässigen Betragens darf nicht verschwiegen werden, daß die Hoffnung, bald zum erstenmale ein Kind an seine Vaterbrust zu drücken, vielleicht die Hauptquelle seiner Hartnäckigkeit war. Er konnte sich nicht entschließen, in diesem Augenblicke die Mutter zu verlassen, die ihn zu überreden gewußt, sie liebe ihn unaussprechlich, und werde seinen Verlust nicht überleben. So fesselte ihn die Gegenwart, und für die Zukunft verschloß er die Augen. Das braune Nettchen gebahr ihm eine Tochter, deren Daseyn ihn mit kindischem Jubel erfüllte. Ihre Taufe war ein glänzendes Fest,

Diamanten schüttelte er auf das Bett der Wöchnerin.

Alles das meldete getreulich und umständlich des Oheims laurender Freund. Das Herz der armen Cecilie wurde von eigenen Quaalen, und den bittern Bemerkungen des Oheims, täglich zerrissen; dennoch war sie nicht zu bewegen, auch nur einen Tag von dem ihr zugestandenen Jahre schwinden zu lassen. Als aber endlich diese Probezeit verflossen, und noch immer keine Hoffnung zu des Verirrten ruhiger Wiederkehr vorhanden war, da mußte sie dem Ungestüm des Oheims nachgeben, und mit zitternder Hand die Ehescheidungsklage unterzeichnen.

Das Band wurde getrennt. Kaum war sie frey, als von allen Seiten die ehemals Verschmähten sich hoffnungsvoll wieder einfanden. Der Oheim unterstützte ihre Bewerbungen mit seinem ganzen Ansehn; allein Cecilie wollte durchaus von keiner zweyten Verbindung hören. Der Alte schwieg, und hoffte von der Zeit eine Sinnesänderung, die er nicht erlebte; denn ein Schlag-

fluß

fluß raubte plötzlich seiner Nichte ihre letzte Stütze.

Vielleicht wäre jetzt, nach des alten, strengen Mannes Tode, Louis gern zu ihr zurückgekehrt, und sie selbst nährte, im geheimsten Winkel ihres Herzens, eine leise Hoffnung, die sie nie sich laut bekannte; aber falsche Schaam, oder vielmehr die Furcht, Cecilie könne diesen Schritt als durch Noth erzwungen betrachten, hielten ihn zurück; denn er befand sich jetzt in einer drückenden Lage, Niemand lieh ihm Geld, die Gläubiger drängten, sein Vater hatte ihn verstoßen, die Tänzerin war ihm untreu geworden, und auch sein Kind für ihn verlohren; denn die Mutter wollte sich durchaus nicht von dem Mädchen trennen. Unter solchen Umständen der edlen Cecilie sich nähern, das hätte er um die Welt nicht thun mögen. Allein, was keine Bitten, keine Vorstellungen der trefflichsten Gattin über ihn vermogt hatten, das bewirkte jetzt der Mangel; er besserte sich; denn Unglück ist die Mutter vieler Tugenden.

Der ächte Beweiß, den er von seiner Besserung gab, war, daß er sich scheute, die schwer Beleidigte davon zu unterrichten. O hätte er die ganze Fülle ihrer duldenden Liebe gekannt! hätte er gewußt, wie gern sie, ihm zu Hülfe eilend, im Guten ihn befestigt haben würde! — Allein sie erfuhr nichts von ihm, sah sich mehr als je von Freywerbern umlagert, hatte keine Freundin, der sie ihren stillen Kummer vertrauen konnte, wußte keine Zuflucht für ihre unbeschützte Jugend, keine Mittel, von den lästigen Bewerbungen sich auf immer zu befreyen. Das führte sie endlich zu einem verzweifelten Entschlusse: sie trat in den Orden der barmherzigen Schwestern, die ihr Leben im Hospital der Krankenpflege widmen.

Louis vernahm es mit einer Mischung von Freude und Schmerz; Freude, denn er hatte stets gefürchtet, sie werde in den Armen eines würdigern Gemahls ihn noch mehr hassen und verachten lernen; Schmerz, denn nun war sie auf immer für ihn verlohren. Zugleich wurde seine Lage immer bedenklicher; sein Vater blieb unerbitt-

bittlich, die Gläubiger drohten mit dem Kerker, er beschloß zu fliehen. Jetzt, da er vielleicht auf ewig den Schauplatz seiner Verirrungen verlassen sollte, jetzt faßte er den Muth, noch einmal — zum letztenmal — an Cecilien zu schreiben; denn jetzt konnte sie der Reue eines Mannes nicht mißtrauen, der ihr ein ewiges Lebewohl zurief, und ihr nicht vertraute, wohin er floh. Sein, in bittern Thränen gebadeter Brief, enthielt eine getreue Schilderung aller seiner Vergehungen, wie der Reue, die ihn nagte. „Du bist gerächt!" so schloß er, „Mangel, Schande, Gewissensbisse und „Erinnerung an ein mit Füssen getretenes Glück, „folgen mir in ein fernes Land, wo ich den Tod „zu finden hoffe! Fluche meinem Andenken nicht! „verzeihe mir, wenn du kannst."

Dieß Bekenntniß hatte sein schwerbeladenes Herz erleichtert. Er trug den Brief auf die Post, und wanderte dann zum Thore hinaus, wohin? das wußte er selbst noch nicht. Der Zufall führte ihn nach Rußland, wo er, unter fremdem Nahmen,

men, sein Leben eine Zeitlang kümmerlich durch Abschreiben fristete.

Auf Cecilien, die himmlische Dulderin, wirkte sein Brief erschütternd. Schon bey den ersten Zeilen hatte sie ihm verziehen. Wachend und träumend sah sie ihn dem Mangel Preis gegeben, und hätte so gern geholfen, und wußte ihn nirgend zu finden. Während der sorgfältigsten Nachforschungen, um seinen Aufenthalt auszuspüren, gewährte ihr kaum die streng erfüllte Pflicht am Krankenbette einigen Trost. Auch bis dahin verfolgte sie das Bild des Leidenden, und so oft die Barmherzige Schwester durch ihre sanfte Pflege die Leiden eines Kranken milderte, so oft konnte sie des Gedankens sich nicht erwehren: er liegt vielleicht in diesem Augenblicke hülflos, verlassen, entbehrt jede Erquickung, die meine Hand so gern ihm reichen würde. In langen Winternächten, am Krankenlager wachend, las sie, beym Schein der düstern Nachtlampe, unzähligemal seinen Brief, in welchem seine und ihre Thränen schon so manches Wort verlöscht hatten, das nur noch

in

in ihrem Herzen stand. Vier Jahre waren bereits verstrichen, sie gab die Hoffnung auf, je wieder von ihm zu hören; und dieses traurige Entsagen, dieser unaufhörlich nagende Seelenschmerz, vereint mit den ungewohnten Anstrengungen eines zarten Körpers, würden sie bald zum Ziel ihrer heißen Wünsche, zum Grabe, geführt haben, wäre nicht plötzlich ihr Geist — mit ihm der sieche Körper — durch einen neuen, schönen Gedanken wieder hoch erhoben worden. Sie erfuhr, daß die Verführerin ihres Gatten, nach einem schwelgerischen Leben, in tiefster Armuth gestorben war, und kurz zuvor ihr Kind einem Seiltänzer überlassen hatte. Eilig sandte Cecilie einen vertrauten Diener ab, um das Kind um jeden Preis zu kaufen. Der Gaukler machte große Forderungen, denn das hübsche kleine Mädchen versprach schon jetzt durch seine Gelehrigkeit und Anmuth ihm großen Gewinn, und die Zuschauer warfen doppelte Preise auf den Teller, wenn das reitzende Kind ihn trug.

Ceciliens Gold hob alle Schwierigkeiten. Malchen fand in ihr eine treue Mutter, sie in Malchen eine neue, ungekannte Lebensfreude. Jetzt theilte sie alle ihre Stunden gewissenhaft zwischen den freywillig übernommenen Pflichten der Krankenwärterin und Mutter. Kaum war ein Jahr verstrichen, als sie fühlte, daß sie wieder glücklich sey, ja glücklicher als jemals! Die dankbaren Thränen so mancher durch ihre Pflege Geheilten; das frische Lächeln des von ihr geretteten Kindes; die Entwickelung seiner Kräfte, das Entfalten seines Herzens, die kindliche Liebe, die sie ihm eingeflößt; Alles das sammelte sich in der schönen weiblichen Seele zu einer reichen Quelle von stillen Freuden. Sie genoß das höchste Glück auf Erden, ohne welches jedes andere unvollkommen bleibt — Zufriedenheit mit sich selbst. Malchen wuchs heran, wurde schön, fromm, gut, half der edlen Pflegemutter gern am Krankenbette, und bewieß, daß, wenn es angeborne böse Neigungen giebt, doch Erziehung sie leicht unterdrückt oder beherrscht.

Bey dieser einförmigen Uebung aller Tugenden hatte Cecilie wieder so viele Kräfte gesammelt, daß sie den letzten Sturm, der ihrem Leben vorbehalten war, standhaft ertragen konnte. In einer Zelle des Hospitals fand sie eines Morgens einen von der Landstraße herein gewankten Fieberkranken — es war ihr Gemahl! — Sie erkannte ihn auf den ersten Blick, troß seiner veränderten Gestalt; sie stürzte auf ihre Kniee, und rief: Gott! gieb mir Kraft! laß mich bey Sinnen! erhalte mir das Leben nur so lange, bis meine Sorge das seinige gefristet! — Der Unglückliche, den Mangel, Sehnsucht und Gewissen in sein Vaterland zurückgetrieben, und endlich an der Pforte des Hospitals der Barmherzigen Schwestern niedergeworfen hatten, lag mehrere Wochen seiner Sinne beraubt, und rief unaufhörlich: Cecilie! Cecilie! ohne zu ahnden, daß ihre Hand Arzeney und Erquickung ihm reichte. Als endlich durch ihre Pflege die ersten Spuren der wiederkehrenden Vernunft sich zeigten, wagte sie länger nicht, ihm unter die

Augen zu treten, fürchtend, er werde ihren Anblick jetzt nicht ertragen. Aber nur seiner Tochter konnte sie die Vollendung seiner Genesung gönnen.

Malchen — zum Erstenmal von ihrer Herkunft schonend unterrichtet — flog an ihres Vaters Lager, und vollbrachte mit kindlicher Liebe, was Cecilie mit erhabener Tugend begonnen. — Kein Pinsel wagt sich an die Scene des ersten Widersehens und Erkennens. Der ganze Himmel lag auf dem Genesenen, und drohte, ihn zu erdrücken — seine Tochter half ihn tragen — Cecilie schwebte wie ein Engel über diesem Himmel, und lächelte selig herab. — Ihre Laufbahn war vollendet — jeden Dorn hatte sie selbst in eine Blume verwandelt — mit diesen Blumen geschmückt ging sie bald in eine bessere Welt, nachdem sie zuvor das Kind, das sie schon so reich mit Tugenden ausgestattet, auch zur Erbin ihres Vermögens ernannt hatte.

Die Schwefelhölzchen,

eine wahre Begebenheit.

Ein bekannter, nicht längst verstorbener, Gelehrter in Paris, Monsieur de la Place, speiste eines Tages, vor etwa sechzig Jahren, bey einem der ersten Banquiers. Beym Nachtisch brachte man dem Wirth ein Paquet Briefe. Er durchlief sie flüchtig; nur Einer darunter fesselte seine Aufmerksamkeit und schien ihn so sehr in Verwunderung zu setzen, daß die ganze Tischgesellschaft ihn neugierig betrachtete. „Urtheilen Sie selbst," sagte er, „ob ich nicht erstaunen muß? ich erhalte „hier einen Wechsel von 20000 Livres, auf der „Stelle zahlbar, von einem meiner Correspondenten in Cadix, dessen Redlichkeit und Vorsicht mir „gleich bekannt sind, und — dieser Wechsel ist „gezogen auf Herrn M**, einen Holzkrämer in „der Straße St. Apolline. Kennt Jemand unter „Ihnen einen solchen Krämer?"

Kei-

Keiner hatte den Herrn M** jemals nennen hören. Der Banquier ließ seinen Cassirer rufen, der eben so wenig davon wußte, und meinte, da man eben die Fastnachtslustbarkeiten feyre, so habe man sich vielleicht einen platten Scherz erlaubt; das Kürzeste werde seyn, den Zettel zurück zu senden. Da erhub der bekannte Graf von Caylus, der gegenwärtig war, seine Stimme: „Man „solle doch versuchen, zu erfahren, ob in der Straſ„se St. Apolline ein solcher Mann wohne? Ich „habe ohnehin nach Tische ein Geschäft in jener „Gegend, und bin erbötig, mit dem Cassirer da„hin zu fahren." Der Vorschlag wurde angenommen und auch Mr. de la Place setzte sich mit in den Wagen.

Sie fuhren geradesweges nach der bezeichneten Strasse, fragten von Haus zu Haus, fanden nirgend was sie suchten, wurden oft ausgelacht, und standen im Begriff, wieder umzukehren, als eine Wäscherin den Bedienten des Grafen belehrte, daß in der Vorstadt noch eine andere Strasse der heiligen Apolline befindlich sey. Man entschloß sich,

auch

auch noch diesen Versuch zu machen. Man kam in eine elende schmutzige Strasse, die nur von dem gemeinsten und ärmsten Pöbel bewohnt zu seyn schien. Der Cassirer hatte nicht Lust weiter zu fahren; nur der Bediente sollte zum Ueberfluß noch einmal sich erkundigen. Er kam gar bald mit der Nachricht zurück, daß allerdings ein Herr M** ungefähr in der Mitte der Strasse wohne; aber — setzte er lächelnd hinzu — dieser Herr M** handelt mit Schwefelhölzern. — Hole ihn der Teufel! sagte der Cassirer, und wollte umwenden. Man überredete ihn, den Mann doch wenigstens kennen zu lernen, um zu erfahren, ob er Theil an dem plumpen Scherz genommen. Die Herren stiegen aus, und der Anblick der kleinen unansehnlichen Wohnung des Krämers bestärkte sie in ihrem Unglauben. Sie wandelten einen langen dunkeln Gang hinab, an dessen Ende blos ein schwaches Tageslicht ihnen entgegen schimmerte. Als sie aber tappend und murrend dieses Ende erreicht hatten, wurden sie durch den Anblick eines hübschen Gartens sehr angenehm überrascht.

In

In der Mitte desselben stand ein artiges Lusthaus, in welchem sie einen freundlichen Mann von mittlern Jahren, im seidenen Schlafrock mit einer schwarzen Sammetmütze auf dem Kopfe, erblickten. Er kam seinen Gästen mit heiterer Unbefangenheit entgegen.

„Willkommen, meine Herren," sagte er, „ich vermuthe, was Sie zu mir führt. — Sie haben einen Cadixer Wechsel auf mich von 20000 Livres? — Errathen. — Belieben Sie nur mit mir in mein Comtoir zu kommen." — Die Fremden sahen einander an, und folgten schweigend. Das Geld wurde ausgezahlt, und zugleich ein Bayonner Schinken, eine Bologneser Wurst und eine Bouteille Champagner auf den Tisch gesetzt. Der freundliche Wirth schenkte ein, und nöthigte treuherzig zum Essen und Trinken.

„Sie werden den Eingang in meine Wohnung ein wenig finster gefunden haben?" sagte er, „das kommt daher, daß jetzt, aus Mangel an Platz, zu beyden Seiten Schwefelhölzer an den Wänden aufgestapelt sind, die einen Theil meines Maga-

zins ausmachen. Um alle Gefahr zu vermeiden, hänge ich keine Laterne in den Gang."

Der Cassirer konnte sein Erstaunen nicht länger bergen. „Wie ist es möglich," rief er aus, „daß man bey einem so unbedeutenden Handel Wechselbriefe von 20000 Livres bezahlen kann?"

„Unbedeutend, mein Herr?" erwiederte der Schwefelholzkrämer mit einigem Ernst, „nichts auf der Welt ist unbedeutend, wenn Fleiß und Klugheit es zu benutzen sich vereinigen. Diesen Handel hat mein guter seliger Oheim in Gang gebracht, und ich bemühe mich, den durch ihn ererbten Ruhm zu behaupten."

Fast hätten die Gäste bey dem Worte Ruhm laut gelacht, allein die Lust zu spotten verwandelte sich bald in Hochachtung, als Herr M** fortfuhr: „Ich versorge Spanien, beyde Indien, die englischen und holländischen Colonieen mit Schwefelhölzern. In Cadix ist eine meiner Hauptniederlagen, und über Cadix ziehe ich ost- und westindische Waaren, die ich im Großen hier wieder absetze. Diesmal überstieg meine Commission auf

diese Waaren die Summe, die ich zu fordern hatte, um 20000 Livres, und dieser seltene Fall hat mir das Vergnügen verschafft, Sie, meine Herren, bey mir zu bewirthen."

Der Cassirer packte mit einer Art von Ehrfurcht das Geld zusammen, und der Graf schämte sich nicht, beym Abschied dem ehrlichen Schwefelholzkrämer die Hand zu drücken.

Liebe und Mutterliebe.

Am Ufer des Ganges unter fruchtbaren Palmen lebte Pongol mit seiner treuen Gattin Naomi. Sie besaßen wenig und viel; denn bey der Armuth wohnte die Liebe. Eines Morgens ging Naomi Wasser zu schöpfen aus dem heiligen Strome, da erblickte ein reisender Günstling des grossen Moguls das schöne Weib, dessen Reize ihn erwärmten, wie die Sonne das Ungeziefer; er

sprang

sprang vom Rosse und raubte sie. Pongol hatte Naomi's Geschrey nicht vernommen. Als sie zögerte, heim zu kehren, suchte er sie längs dem Strome, heute, morgen, drey Tage lang, bey Sonnenschein, Mondenlicht und Fackelglanz, schrie ihren Namen in Wind und Wellen, hörte immer nur die Palmenzweige flüstern und die Wellen murmeln, verzweifelte an ihrem Leben, verließ die öde Wohnung, und durchstrich in Pilgertracht unstät das Land.

Indessen schmachtete Naomi auf einem Landhause ihres Räubers, streng bewacht. Was ihre treue Liebe standhaft verweigerte, entriß ihr endlich die Gewalt. Sie wurde Mutter von zwey Kindern. Jetzt, meynte der Günstling, sey die strenge Obhut minder nöthig. Naomi durfte in dem Garten frey herum wandeln; sie that es oft, um ungestört zu weinen. — Eines Morgens hört sie an der Gitterpforte einen Bettler klagen, sie erkennt die Stimme, schaudert, bebt, fliegt an das Gitter, und die Liebenden haben sich gefunden. Naomi verhehlt dem Gatten nichts, aber

die Schuld, die ihr Mund bekennt, vertilgt das Auge, in dem, wie vormals, die reinste Unschuld wohnt. „Rette mich!" ruft sie mit dem innigsten Tone der Wahrheit, „daß ich als Deine „Magd Dir dienen möge."

Gern will Pongol den unfreywilligen Treubruch vergessen, gern die Wiedergefundene heim führen als sein geliebtes Weib; aber — die grausamen Gesetze jenes Landes verbieten dem Gatten, die entehrte Gattin, wäre sie gleich schuldlos, wieder aufzunehmen. Beyde stehen in starrer Verzweiflung vor der trennenden Kluft. Ein Hoffnungsstrahl fällt in Pongols Seele. Der berühmte Tempel von Jaggernat ist nicht fern, dort wohnt der Hohepriester, dort sprechen die Götter. Um diese zu bewegen, eilt er dahin, kehrt aber nach einigen Tagen bleich und bebend zurück. „Du darfst mir folgen," spricht er zu der ängstlich Harrenden mit scheuen Blicken, „aber Du must „auch Deine Kinder in den Tempel führen." — „Meine Kinder! was sollen die denn da?" — „Ich weiß es nicht." — „Droht ihrem Leben Ge-

„fahr?"

„fahr?“ — „Und wäre es, was kümmert Dich „die Frucht eines Verbrechens, an dem Du kei„nen Theil genommen?“ — „Ach! es sind doch „meine Kinder!“ — Nach langem schmerzlichen Kampfe überwindet Liebe die Furcht, sie entflieht mit ihren Kindern und folgt dem Gatten in den Tempel. „Willst Du,“ spricht der Hohepriester, „mit Deinem Gatten wiederum vereinigt werden, „so verlangen die Götter, zum Beweise Deiner „Unschuld (deren einziger Zeuge Du selber bist) „das Opfer dieser Kinder von Deiner eigenen „Hand.“

Naomi sinkt vernichtet zu seinen Füßen, stammelt, wimmert, fleht — vergebens! „Ein Opfer „wenigstens gebührt den Göttern,“ spricht der Unerbittliche, „wähle Eines Deiner Kinder, und „stoße ihm den Opferstahl in die Brust.“ — Naomi wankt zu ihrem Gatten: „Die Götter,“ schluchzt sie, „zweifeln an meiner Unschuld; zwei„felst auch Du?“ — „Nein!“ ruft er weinend, „sie in seine Arme drückend, ich kenne Dich, ich „vertraue Dir.“ — Naomi's Züge erheitern sich.

„Wohlan,“ spricht sie entschlossen, „sey Du hin„fort der Vater dieser Unglücklichen; mich führe „man zum Tode.“ Keine Bitten, keine Thränen änderten ihren Entschluß; sie preßte ihre Kinder, ihren Gatten noch Einmal an das liebende Herz, sie kniet und beugt den Nacken unter das Opfermesser. Pongols Geheul erfüllt die Luft. Die Priester müssen den Wüthenden halten. Der Hohepriester hebt den Stahl, doch die reine Liebe entwaffnet auch den Greis, der Stahl sinkt, eine Thräne zittert in seinen grauen Wimpern: „Geht,“ spricht er, „seyd glücklich! mein Gebet soll die „Götter versöhnen.“ Und die öde Hütte am Ufer des Ganges wurde aufs neue ein Wohnplatz der glücklichen Liebe. — (Diese wahre Begebenheit ist aus der Reise eines Engländers, Große, nach Ostindien entlehnt.)

Der Abentheurer.

Ein gewisser Vatteville, der vor 150 Jahren lebte, war Oberster eines Regiments in Spanischen Diensten, und zeichnete sich bey verschiedenen Gelegenheiten aus. Als er dennoch bey Beförderungen übergangen wurde, nahm er seinen Abschied, und wurde aus Aerger ein Kartheuser. Der Aerger verging endlich, und mit ihm der Beruf zum Klosterleben. Er verschaffte sich etwas Geld von seiner Familie, ohne merken zu lassen, wozu er es gebrauchen wolle. Ein vertrauter Diener kaufte ihm Kleider, Pistolen und Degen; Vatteville warf in der ersten besten Nacht die Kartheuser-Kutte von sich, erschien in seiner gewohnten Tracht, sagte der finstern Zelle Lebewohl, und schlich in den Garten. War es Zufall, oder Argwohn, was den Prior ihm entgegen führte? Er nahm sich nicht die Mühe, dieß zu untersuchen, sondern stieß, ohne Umstände, seinen Dolch dem frommen Manne in die Brust; dann sprang er

über

über die Mauer, wo man ihm ein Pferd bereit hielt. Er floh hastig, und ruhte nicht länger, als nöthig war, um seinen Gaul zu erfrischen. Endlich kam er an ein einsames Wirthshaus, da ließ er ein Stück Fleisch in den Topf und ein Lamm an den Spieß stecken. Als jenes gekocht, und dieses gebraten war, langte noch ein Reisender an, der auch essen wollte; es war aber nichts weiter vorhanden. Der Reisende meinte, es sey wohl genug für zwey Personen, Batteville hingegen, der lange gehungert hatte, erklärte, er könne und werde nichts abgeben. Der Reisende fand dies sehr unartig, brummte, stichelte, es entstand ein lebhafter Wortwechsel, und als die Schüsseln aufgetragen wurden, nahm der Fremde sich weiter nicht die Mühe, zu antworten, sondern ergriff kurz und gut eine der Schüsseln, um sie fortzutragen. Da zog Batteville eine Pistole, und zerschmetterte ihm den Kopf. Die Wirthin und ein Knecht stürzten herzu. Er legte die andere Pistole vor sich auf den Tisch, und drohte, sie eben so zu behandeln, wenn sie ihn nicht ruhig essen ließen,

und —

und — sollte man es für möglich halten? — Der Unmensch speiste ganz ruhig in Gegenwart des blutenden Leichnams. Dann sprengte er fort, bestand nach manches Abentheuer, stets mit derselben gräßlichen Kälte, suchte endlich Sicherheit in den Staaten des Großsultans, wurde ein Türke, zeichnete sich aus, und erhielt das Gouvernement eines festen Platzes in Morea, zu der Zeit, als die Türken mit den Venetianern daselbst Krieg führten. Das hauchte ihm den Gedanken ein, durch Verrätherey die Pforte in sein Vaterland sich wieder zu öffnen. Er unterhandelte mit den Venetianern, die Venetianer unterhandelten mit dem Pabste, der dem Abtrünnigen die Absolution, Lossprechung vom Klostergelübde, und eine ansehnliche Pfründe in der Franche-Comté bewilligte, worauf er den Venetianern die in seiner Gewalt befindlichen festen Plätze übergab.

Der Herr Obriste, Kartheuser, Bassa und Abbé kehrte nun ruhig in sein Vaterland zurück, leistete wichtige Dienste, als Ludwig XIV. in jener Provinz Krieg führte, und erwarb sich

Ein=

Einfluß und des Königs Gnade, der ihn zum Erzbischoff von Besançon ernannte. Das fanden Seine päbstliche Heiligkeit doch ein wenig zu stark. Ein Apostat, Renegat und bekannter Mörder konnte wohl noch Abt, aber nicht Erzbischoff werden; die Bestätigungsbulle wurde standhaft versagt, und Vatteville mußte sich mit ein paar fetten Abteyen begnügen. Da lebte er als ein großer Herr, hielt eine köstliche Tafel und eine Menge Jagdhunde, wurde von Jedermann gefürchtet und geehrt, begab sich dann und wann in das Kartheuser-Kloster, den Schauplatz seiner ersten Thaten, um die Mönche, seine alten Bekannten, zu besuchen, und starb endlich, 1710, über 90 Jahr alt. Vermuthlich bewirkte die Gewissens-Ruhe ein so hohes Alter. —

Pelisson, in seiner Geschichte der Eroberung der Franche-Comté, schildert ihn folgendergestalt: „Vatteville war ein kluger Mann, dem Scheine nach kalt und sanft, aber in seinem Busen kochten alle Leidenschaften; Schnee und Eis bedeckten Flammen. Bald war er einsilbig, in

sich verschlossen, bald floß ein mächtiger Strom von seinen Lippen, wenn er überreden wollte; er sparte seine Kräfte, um sie plötzlich auf Einmal wirken zu lassen. Die Stürme des Lebens, welchen er so oft getrotzt, hatten seinem Geiste sowohl Standhaftigkeit, als Geschmeidigkeit verliehn."

Anecdoten.

Ein Mann, der das Lügen nicht leiden konnte, pflegte jedesmal zu widersprechen, wenn ein gewisser berühmter Lügner den Mund aufthat. Einst erzählte dieser auch eine Neuigkeit, und jener behauptete alsobald, es sey nicht wahr; erbot sich sogar zu einer Wette. Ein Freund zischelte ihm ins Ohr: „Nehmen Sie Sich in Acht, die „Neuigkeit ist wirklich wahr." — „Nun," erwiederte der Lügenfeind, „warum erzählt Er es „denn?"

Liebe Zuhörer, sprach ein Prediger, bewundert Simsons Stärke, der mit einem Esels-Kinnbacken tausend Philister über die Klinge springen ließ.

„Ich

„Ich habe in der Schlacht bey ** einem Fran„zosen die Beine abgehauen," rühmte sich ein junger Held. „Warum nicht lieber den Kopf?" fragte ein Anderer. Ganz naiv antwortete Jener: „der war schon fort."

„Ist es nicht abscheulich," rief ein Prediger auf der Kanzel, „daß wir, trotz der vielen Wohl„thaten Gottes, noch immer sündigen?" und bey diesen Worten gab er sich selbst ein paar tüchtige Ohrfeigen. Alsobald ahmte jeder Zuhörer sein löbliches Beyspiel nach, und die Kirche erschallte von viertausend Ohrfeigen.

Ein berühmter Arzt empfahl einem Gelehrten eine Arzeney; dieser brauchte sie vier Jahre lang, und wurde endlich gesund. Als er solches dem Arzt erzählte, rief dieser mit großem Ernst: „Vier Jahre! nun fürwahr Sie sind würdig, ein Kranker zu seyn."

„Um

„Um Gotteswillen!" rief eine Wittwe, „be„grabt diesen Todten nicht neben meinen Mann." — Warum nicht? wurde gefragt — „der „Mensch ist an den Pocken gestorben, und mein „Mann hat sie noch nicht gehabt."

Ein Fürst, der von gierigen Höflingen umgeben war, sagte einst zu Fontenelle: „Ich gestehe „Ihnen aufrichtig, daß mein Glaube an Ehrlich„keit sehr gering ist." — „Gnädigster Herr," antwortete Fontenelle, „es giebt ehrliche Leute, „aber sie suchen die Fürsten nicht auf."

Eine Englische Schauspielerin hatte mit vielem Beyfall eine Manns-Rolle gespielt, und that sich was darauf zu gute, sprechend: „wahrhaftig, „das halbe Parterre hat mich wirklich für eine „Mannsperson gehalten." „Das hat nichts zu „bedeuten," antwortete ein Spaßvogel, „die an„dere Hälfte ist vom Gegentheil überzeugt."

Miscellen.

Der große Kastanienbaum.

Sultan Aladdin=Ben=Kaikosru, der im 610ten Jahre der Hegyra den Thron bestieg, hatte ein Unglück, das manchen Fürsten trifft, er machte sich und andern stets Langeweile. An seinem Hofe ging es so still und förmlich zu, wie bey einem chinesischen Gastmahl, niemand sprach, niemand lachte, jedermann gähnte; aber um des Wohlstandes willen nannte man die Langeweile Schwermuth. Dennoch verglichen die Höflinge ihren sauertöpfischen Sultan mit einem großen Kastanienbaume, der vor seinem Pallaste stand; die starken Wurzeln bedeuteten seine Macht;

die

die herrliche, in die Wolken strotzende, Krone seinen hohen Geist, und die Zweige, die, zur Erde hängend, ihre Früchte boten, seine Wohlthätigkeit.

Das war nun Alles recht schön, und natürlich auch wahr, denn Höflinge lügen nie; aber es vertrieb des Sultans Schwermuth nicht. Um diese zu zerstreuen, kam er endlich auf den Einfall, sich einen Philosophen zum Gesellschafter zu erwählen. Warum nicht lieber einen Hofnarren? Dem würde es besser gelungen seyn; allein der Sultan Aladdin = Ben = Kaikosru hielt es unter seiner Würde, von einem solchen Geschöpf den Thron umgaukeln zu lassen.

An einem schönen Morgen saß er mit seinem Philosophen am offnen Fenster und gähnte. Da nahm jener das Wort: „O Beherrscher der Gläu„bigen! Quell der Weisheit! Strom der Gnade! „Meer der Barmherzigkeit!" — (Philosophen sparen nie die Titel, wenn sie mit großen Herren reden) — „man hat Dich schon so oft mit diesem „Kastanienbaume verglichen, doch stets die Haupt-

„ähn=

„ähnlichkeit übersehen oder verschwiegen. Denn „so wie dieser Baum alle Bäumchen um sich her „durch seinen Schatten am freudigen Wachsthum „hindert, so raubst Du Deinem ganzen Hofe den „leichten, frohen Sinn durch Deine Schwermuth."

„Nicht übel" erwiederte der Sultan, „und „leider auch wahr! doch wie stehts zu ändern? „Lehre du mich lachen. Ich verspreche dir, jedes„mal, da es dir gelingen wird, mir ein Lächeln „zu entlocken, mit einem kostbaren Ringe dich zu „beschenken."

„Ach!" rief der Philosoph, „dann werden mei„ne Finger wohl ewig unberingt bleiben. Sey „es üble Laune, sey es ein zu eckler Geschmack; „Deine Hoheit wird mein attisches Salz stets fade „finden."

„Versuch' es," entgegnete der Sultan, „der „Ring ist dein, so oft du mir beweisest, daß ich „von Rechtswegen hätte lachen sollen."

Jetzt nahm der Philosoph sich zusammen; nicht eben um der Ringe willen, die hatten keinen an-

dern Werth für ihn, als daß es ihm bequem schien, künftig an seinen Fingern die Eigenschaften edler Steine philosophisch zu untersuchen; nein, aus purem lauterm Patriotismus, und reiner Ergebenheit für den Größten aller Sultane. Zuerst erzählte er die Geschichte von jenem griechischen Weltweisen, der einen Esel Feigen fressen sah, und sich darüber zu Tode lachte. — Aladdin verzog keine Miene, sondern bemerkte blos, der Esel sey klüger gewesen, als der Weltweise.

Darauf rückte der Gesellschafter mit Zadigs Wittwe hervor, die ihrem hochbetrauerten Manne die Nase abschneiden wollte, um eine Colik ihres Liebhabers damit zu heilen. Vergebens! — weder diese, noch eine Menge ähnlicher Anecdoten, vermogten des Gebieters Stirn zu entrunzeln. Umsonst plünderte der Philosoph ein arabisches Vademekum in zwanzig Bänden, und einen arabischen K ä st n e r, der siebenzig tausend Epigrammen gedrechselt hatte; der Sultan fand wohl manches artig, unterhaltend; aber er lachte nicht.

Da holte der Verzweifelnde den letzten Pfeil aus seinem Köcher. „Gestern," sprach er, „setzte „sich eine Wolke von Krähen auf den Wipfel des „großen Kastanienbaums; Dein Hofmarschall, „entrüstet über diese Frechheit, wollte sie verja„gen; er machte Geräusch, sie flogen nicht weg; „er warf mit Steinen hinauf, sie blieben sitzen. „Wüthend umfaßte er den Stamm des Baumes, „und wollte ihn schütteln, aber der ungeheure „Stamm rührte sich nicht. Da mußte ich laut „lachen über sein Beginnen, und wärest Du Zeu„ge davon gewesen, fürwahr, Du hättest mitge„lacht, der Hofmarschall würde den Ring empfan„gen haben. Sieh, großer Sultan, Du bist der „Baum; die Krähen sind Deine Grillen; der „Mann, der den Baum schütteln will, der bin „ich."

Aladdin lachte nicht, aber er lächelte, und gab ihm den Ring.

Rameau und die Schildkröte.

Wenn wir gleich schon längst von Rameau's Musik nichts mehr zu hören bekommen, so wird doch der Name dieses großen Tonkünstlers, der die Wiedergeburt der französischen Musik vorbereitete, nie vergessen werden. Er war ein liebenswürdiger Enthusiast für seine Kunst, er lebte und webte nur in ihr, und Alles in der Natur bezog er auf sie. Einst war er in einen Garten zum Mittagsessen gebeten; als er kurz vor dem Essen dort auf und nieder ging, fiel es ihm sehr auf, daß zwey große Schildkröten, die der Wirth zahm gemacht hatte, ihm wie Schooshunde folgten. „Ha!" rief er aus, „ich möchte doch wissen, ob dieses „schwerfällige, dumme Vieh auch mit irgend einer „Reizbarkeit begabt ist?" — In diesem Augenblicke trat der letzte von den erwarteten Gästen, ein gewisser Barbaud herein, der den Gesang liebte, und selbst eine schöne Stimme hatte. Da man sogleich zur Tafel ging, so blieb Rameau's

Aus=

Ausruf unbeantwortet, allein der Wirth hatte ihn nicht überhört; unter irgend einem Vorwande stand er auf, und veranstaltete einen Scherz. Rameau war lebhaft und neugierig. Beym Dessert wurden seine Blicke auf eine verdeckte, in eine Serviette gebundene Schüssel gezogen, er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die Serviette aufzuknüpfen, und den Deckel wegzuheben. Siehe, da saß die größte der beyden Schildkröten ganz gelassen, und Rameau prallte zurück, fast ein wenig empfindlich über den Scherz. Aber seine Stirne entrunzelte sich augenblicklich, als der Wirth erklärte, es sey geschehen, um einen Versuch zu machen, ob die Schildkröten des Tonsinns wirklich ganz beraubt wären, oder nicht? Barbaud wurde zu singen gebeten. Gefällig verließ er seinen Sitz, kniete der Schildkröte gegenüber, legte das Kinn auf die Tafel, und begann mit gedämpfter Stimme die damals sehr beliebte Arie: tout ce qui respire, reconnoit l'empire du charmant amour. Anfangs saß die Schildkröte stille, streckte aber bald den Kopf ganz aus ihrer Schaale,

verlängerte den Hals, drehte ihn nach dem neuen Amphion, und schien in der That so aufmerksam zu horchen, daß Rameau's Augen schon vor Vergnügen funkelten. Barbaud verstärkte nach und nach seine Stimme, und drückte besonders das charmant amour in gehaltenen Tönen aus. Siehe, da verließ die Schildkröte ihre Schüssel, wackelte über die Tafel gerade auf den Sänger los, blieb dicht neben ihm stehen, und schien ihm die Töne vom Munde wegschnappen zu wollen. Jetzt konnte Rameau sich nicht länger halten: „Meine „Herren!" rief er schluchzend, und Thränen rollten ihm über die Wangen, „meine Herren! bey „Gott! sie empfindet die Gewalt der Musik." Er sprang auf, nahm die Schildkröte in seine Arme und liebkoste ihr, wie einem Kinde. Lange konnte er diesen Triumph seiner Kunst nicht vergessen. So wie einst Lafontaine, nachdem er zum erstenmale den Propheten Baruch gelesen, alle seine Bekannten auf der Straße anhielt, um ihnen dieß Buch zu empfehlen, so erzählte Rameau einige Wochen lang Jedem, der ihm begegnete,

die Geschichte von der musikalischen Schildkröte. Schade, daß der Schädel dieses Thieres nicht aufbewahrt und unserm berühmten Gall zugesandt worden ist, um daraus zu beurtheilen, ob es wirklich den Tonsinn besessen hat?

Den wackern Rameau verleitete sein unbezweifelter Tonsinn bisweilen aber auch zu Grausamkeiten. Ein Freund, der ihn eines Morgens besuchte, fand seine Gattin in Thränen, weil Rameau ihren Schooshund zum Fenster hinaus geworfen hatte. „Ja, ja," sagte Rameau, „ich „kann es nicht leugnen; aber es war nicht länger „auszuhalten, die Bestie bellte unausstehlich falsch."

Die Bibliothek des Königs von Indien.

Ein König in Indien — wie er hieß, weiß ich nicht — also ein nahmenloser König hatte eine so zahlreiche Bibliothek, daß er tausend Kameele damit

mit beladen konnte, und hundert Braminen besoldet werden mußten, um sie in Ordnung zu halten. Es schien ihm doch zu weitläuftig, alle diese Bücher zu lesen, darum trug er seinen hundert Braminen auf, ihm eine Quintessenz, ein Handbuch zu eignem königlichen Gebrauch heraus zu ziehen. Die gelehrten Herren Bibliothekare gehorchten, und gingen mit solchem Eifer ans Werk, daß sie, zur Beschämung unsers Krünitz, in zwanzig Jahren eine kleine Encyklopädie von zwölftausend Bänden zu Stande brachten, welche ganz bequem von dreyßig Kameelen getragen werden konnte. Sie hatten die Ehre, solche dem Monarchen zu überreichen, aber er las nicht einmal die Dedication, die doch kaum den ersten Band füllte; „Wir sind, sagte er, „indessen um zwanzig „Jahre älter geworden, und die Regierungslast „ist bereits so schwer, daß wir die Bücherlast von „dreyßig Kameelen nicht wohl hinzu fügen kön„nen.“ — Die unermüdeten und gut bezahlten Braminen machten abermals Auszüge; aus den 30 Lasten wurden 15, dann zehn, dann vier, end-

lich zwey, und als das Werk noch immer zu voluminös schien, brachten sie es so weit, daß ein einziger Esel es fortschleppen konnte. Der königliche Abscheu vor dicken Büchern hatte aber mit dem Alter zugenommen.

Da sprach der weise Pilpai, sein Vezier: „Erhabenste Majestät! obgleich die königliche Bi„bliothek mir nur wenig bekannt ist, so bin ich „doch im Stande, einen Auszug daraus zu lie„fern, den Du in einer Minute lesen, und über „welchen Du — wenn es dir beliebt — dein gan„zes Leben lang denken kannst." Er faßte einen goldenen Griffel, und schrieb auf ein Palmblatt:

„Das Wörtchen vielleicht ist der Kern aller „Wissenschaften. Drey Worte begreifen die „Geschichte der Menschen: sie wurden gebohr„ren, litten, starben. — Liebe nur das „Gute, und thue, was du liebst; denke nur „das Wahre, und sage nicht alles, was du „denkst."

Pilpai schwieg, und der König schwieg auch; folglich hat man nie erfahren, ob seines Vezirs Esprit das Glück gehabt hat, ihm zu gefallen. — In der kleinen Encyklopädie der Braminen stand aber doch sonst noch manches Gute, wovon wir ohne Bedenken Einiges ausheben, weil sich schwerlich unter unsern Lesern ein indischer König befindet.

Der Günstling eines Sultans warf einen Stein nach einem Derwisch, der ein Allmosen von ihm begehrte. Der Derwisch hob den Stein auf, und verwahrte ihn mit dem Vorsatz, früh oder spät den grausamen Höfling damit zu treffen. Einige Zeit nachher vernahm er, der Günstling sey in Ungnade gefallen, und werde so eben durch die Strassen geführt, um vom Pöbel verspottet und beschimpft zu werden. Rasch griff der Derwisch nach seinen Stein, und — warf ihn in den Brunnen. „An einem mächtigen Feinde," sagte er, „rächt sich nur ein Thor; an einem Unglücklichen nur ein Schurke."

Ein Araber in der Wüste hatte seit drey Tagen nichts genossen, und war dem Hungertode nahe. Endlich fand er im Sande einen kleinen ledernen Sack, ergriff ihn, betastete ihn, und rief: „Allah sey gelobt! das sind Datteln oder „Nüsse." Hastig öffnete er den Sack, blickte hinein, und seufzte: Ach! es sind nur Perlen!

Quin und Thompson.

Jener ist als vortreflicher Schauspieler, dieser als lieblicher Sänger der Jahreszeiten hinlänglich bekannt. Thompson war sehr arm, als er nach London kam, und wußte oft nicht, wo er ein Mittagsbrodt suchen sollte. Er mußte Schulden machen. Seine Jahreszeiten wurden gedruckt, allein die Musen nahmen, wie gewöhnlich, mit Ruhm vorlieb, und der Dichter brauchte Geld. Ein böser Gläubiger, aus dessen Herzen Thompsons Frühling den ewigen Winter nicht verscheuch-

te, ließ ihn einsperren. Das erfuhr Quin, eilte zu dem Richter und verbürgte sich für ihn. Dann trat er in's Gefängniß. „Ich bin der Schauspieler Quin," sagte er, „wünsche Ihre Bekanntschaft und bitte um die Erlaubniß, mit Ihnen „zu speisen." Er hatte bey dem nächsten Gastwirthe das Essen bestellt. Ohne sich weiter in Erklärungen einzulassen, setzte er sich zu Tische, war frölich und guter Dinge, trank dem erstaunten Thompson fleißig zu, und erst nach einigen Stunden wagte der blöde junge Dichter die Frage: wie es zugehe, daß ein so berühmter Mann, als Quin, einen unberühmten, schottischen Jüngling im Gefängniß aufsuche und so großmüthig behandle?

„Lieber junger Mann," sagte Quin, „Sie „wissen nicht, wie viel ich Ihnen verdanke. Ich litt an unserer Nationalkrankheit, dem verdammten Spleen, mein Arzt, ein hochberühmter Mann, erschöpfte seine Kunst vergebens an mir; da fielen eines Tages Ihre Jahreszeiten mir in die Hände, ich las — dieß Vergnügen war

die kräftigste Arzeney für mich — ich las und wurde gesund. Aus Dankbarkeit vermachte ich Ihnen in meinem Testamente 100 Pfund Sterling. Nun habe ich aber noch gar keine Lust zu sterben, und es ist eine grose Frage, ob Sie das Geld nach meinem Tode eben so gut brauchen können als jetzt; darum habe ich für besser gehalten, Ihnen meine Schuld sogleich zu entrichten." Bey diesen Worten ließ er eine Banknote von 100 Pfund unter seinen Teller schlüpfen, stand auf, umarmte den Jüngling und verschwand.

Die Begebenheit erregte Aufsehn; jedermann wollte nun die Jahreszeiten lesen, in sechs Monaten mußten zwey starke Auflagen davon veranstaltet werden, und Thompson war geborgen.

Die

Die Brüderschaft des Hornes.

„Im Weine ist Wahrheit," sagte das alte lateinische Sprüchwort, und der alte Dichter Owen fügt hinzu: „folglich werden die Deutschen sie ganz gewiß finden."

Si latat in vino verum, ut proverbia dicunt,
Invenit verum Teuto, vel inveniet.

Schon lange vor Owen, und auch lange nach ihm, hat man die Deutschen, in Versen und in Prosa, mit ihrer Neigung zum Trunke geneckt. Tacitus erzählt: Tag und Nacht zu trinken, ist keine Schande unter den Deutschen — trinkend stiften sie Bündnisse, Versöhnungen; trinkend wählen sie ihre Fürsten, beschließen Krieg und Frieden. Bey Trinkgelag, sprechen sie, herrscht keine Verstellung, der Wein befeuert zu kühnen Unternehmungen. — Mit Ernst warf Salvian im fünften Jahrhundert den Deutschen ihre Unmäßigkeit vor, und mit Verachtung sprach der griechische Kaiser Nicephorus Phocas, im Jah-

Jahre 968, zu dem Bischoff von Cremona, dem Gesandten Otto des Ersten: „Die Kriegsleute deines Herrn machen den Bauch zum Gott, und sind nur tapfer im Zechen.“ — Am auffallendsten ist, daß sogar die Kaiser bey ihrer Krönung dem Pabste schwören mußten, fein nüchtern zu bleiben. Vis sobrietatem cum Dei auxilio custodire? (willst du mit Gottes Hülfe nüchtern bleiben?) war die förmliche Frage, die der Pabst an den Kaiser zu richten pflegte. Ach! es giebt noch manche Gattung von Trunkenheit! und der heilige Vater hätte seine Frage bey mancher Krönung wiederholen mögen.

Der Adel gab im Trinken den Fürsten nichts nach; durch trinken bewieß er eben sich des Adels würdig, daher ein alter Dichter, Bruschius, selbst ein Deutscher, von ihm sang:

Illic nobilitas alterno nomine digna
Exhaurire cados, siccareque pocula longa.

Nicht allein die Ehre, auch die Frömmigkeit, vertrug sich im Mittelalter mit der Neigung zum Trunke. Die Einwohner von Strasburg, Männer

ner und Frauen, versammelten sich am 29. August in ihrer Hauptkirche, deren Fest der Weihe sie an diesem Tage beginnen, nicht durch Singen und Beten, sondern durch Essen und Trinken. Zwar, gesungen wurde auch dabey, aber nur Gassenhauer. Priester und Layen schwelgten die ganze Nacht; der Hochaltar diente zum Büffet, und es blieb kaum ein wenig Platz für den Priester, der, während auf den Stufen des Altars getanzt, gesoffen und Gott weiß, was sonst noch vorgenommen wurde, immerfort Messe las. Auch die übrigen Altäre waren mit Weinflaschen bedeckt; Jedermann mußte trinken, und wer, vom Weindunst umnebelt, in einem Winkel eingeschlafen war, den weckte man mit Nadelstichen. Die Dominikaner, welchen die Kirche zugehörte, fanden ihren Vortheil bey diesen Orgien und schwiegen. Erst im Jahr 1480 predigte ein frommer, unerschrockener Mann, Johann Geiler, dagegen, konnte jedoch das beliebte Volksfest nicht ausrotten, bis es endlich auf einem zu Saverne gehaltenen Synod, 1549, ganz abgeschafft wurde.

Unser

Unser braver Luther war auch kein Feind von einem guten Trunk; man kennt sein Sprüchlein: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang. Seine Feinde behaupten unter andern: im Gasthof zum schwarzen Bären in Jena habe er, mit Carlstadt zechend, zuerst die Lehre von der körperlichen Gegenwart des Leibes Christi im heil. Abendmahl verworfen. Luther selbst erzählt etwas davon in einem an die Strasburger gerichteten Brief. — Selbst die Gräber der Deutschen wurden bisweilen dadurch geehrt, daß man sie Wein einsaugen ließ. So, zum Beyspiel, als Meister Heinrich Frauenlob (der Dichter, der die Vorzüge des schönen Geschlechts unermüdet besang) von den Maynzer Damen im Jahre 1317 zu Grabe getragen wurde, da vergossen die Schönen nicht bloß Thränen, sondern auch so viel Wein auf seine Grabstätte, daß der Kreuzgang des Klosters im duftenden Weine schwamm.

Im Jahr 1168 baute ein Bischoff von Strasburg auf einem Felsen bey Saverne ein Schloß,

Haut-barr genannt, welches bald eine der wichtigsten Festungen dieser Provinz wurde, und wo im 13ten Jahrhundert viele edle Vasallen der Strasburger Kirche sich ansiedelten. Im Jahr 1583 befestigte der Bischoff Johann von Manderscheidt-Blankenheim, dasselbe aufs neue, und stiftete, vermuthlich um noch mehr Bewohner dahin zu ziehen, 1586 die Brüderschaft vom Horne. Wer darin aufgenommen seyn wollte, mußte ein gewaltiges Trinkhorn, welches zwey Maaß hielt, auf Einen Zug leeren. Dieses Horn wurde noch vor dreyßig Jahren, und wird vielleicht noch jezt, in dem Schloßkeller von Saverne aufbewahrt, nebst einer Art von Stammbuch, welches die Nahmen und Sinnsprüche der sämmtlichen Herren Brüder vom Horne enthält. Daß vormals fast alle Völker, besonders die Deutschen, sich der Hörner zum Trinken bedienten, ist bekannt. Das Horn von Haut-barr war künstlich mit drey Reifen in Kupfer gefaßt. Auf dem ersten Reife las man die Innschrift: India remota cornu dedit, da Deus praesens praesidium

huic

huic arci, tuoque favore cornu illius evehe. (Das ferne Indien hat dieses Horn gegeben; verleihe du, Gott! dem Schlosse deinen Schutz, und bringe das Horn zu hohen Ehren.) Auf dem zweyten, mittlern Kreise stand: Reperi destitutum, reliqui munitum, maneat tibi tuta custodia. Auf dem dritten: Non minor est virtus, quam quaerere parta tueri. Das Stammbuch enthält manche berühmte Nahmen. Unter den Stiftern der Brüderschaft, 1586, befand sich unter andern Heinrich von Bobenhausen, der Hochmeister des deutschen Ordens, ein Herzog Friedrich von Sachsen, die Grafen von Salm, von Nellenburg u. s. w. 1591 haben sich eingeschrieben: die beyden Pfalzgrafen Reinhardt und Georg Johann, 1615 Leopold von Oesterreich, der Bischoff von Strasburg, die Grafen von Fürstenberg, Ortenburg, Lichtenstein, Limburg u. s. w.

Der Marschall Bassompierre bestand einst ein gefährliches Abentheuer mit den ehrwürdigen geistlichen Hütern des Schlosses Haut-barr, welches er selbst folgendergestalt erzählt:

„Ich reiste den Tag nach Ostern 1604 von Amberg ab, kam in drey Tagen nach Strasburg, speiste daselbst zu Mittag, und wollte in Saverne schlafen. Dort hatte ich mich eben zum Abendessen gesetzt, als die Herren Geistlichen, (unter andern ein Graf von Salm-Rifferscheid) vom Schlosse herabkamen, und mich durchaus mit sich hinauf nehmen wollten. Sie hatten schon gespeist und waren halb betrunken. Ich bat sie, weil ich doch einmal schon beym Essen sey, sich lieber zu mir zu setzen. Sie thaten es, und ich und meine Reisegefährten tranken ihnen so wacker zu, daß man sie zurück auf das Schloß t r a g e n mußte. Ich blieb in meinem Gasthofe, und wollte am andern Morgen mit Tages-Anbruch ganz still davon reiten; aber die Herren hatten in der Nacht verboten, mir das Thor zu öffnen; sie wollten Revanche haben, und ich mußte mich wider Willen entschließen, bey ihnen zu speisen, welches mir sehr übel bekam, denn ich glaube, sie hatten, um mich nieder zu trinken, Branntwein in meinen Wein gemischt. Zwar leugneten sie das, und be-

haupte-

haupteten, es sey der Wein von Lesperg, der so schnell zu Kopfe steige. Kurz, ich hatte kaum zwölf Gläser getrunken, als ich meine Besinnung verlor, und in einen solchen Todesschlaf verfiel, daß man mir verschiedene Mal die Ader öffnen, mich schröpfen, mir Arme und Beine mit Binden zusammenschnüren mußte. Ich blieb in diesem Zustande fünf Tage in Saverne, und hatte alle Lust zum Weine so gänzlich verloren, daß ich länger als zwey Jahr ihn nicht trinken und nicht einmal riechen konnte." — Indessen kam dem Herrn Marschall die Lust doch endlich wieder, denn er selbst erzählte 1608, er sey abermals in Saverne gewesen, „wo die Geistlichen uns bewirtheten, und wir uns Alle tüchtig betranken."

Die Brüderschaft vom Horne erlitt in Kriegszeiten einige Drangsale. 1634 nahmen die Franzosen Haut-barr ein, welches in dem Stammbuch folgendergestalt verzeichnet steht: „Am letzten Januar übergab der Graf von Salm das Schloß dem Könige von Frankreich, und man trank aus dem großen Horne das Wiederkommen

(le Vidercomme). Der Herzog von St. Simon wurde Gouverneur des Schlosses, und Mitbruder vom Horne, welches er am 17. April mit allen gewöhnlichen Feyerlichkeiten austrank. Auch seine Gemahlin und Tochter nippten daraus."

Die letzten Brüder haben sich am 19. Sept. 1635 eingeschrieben. Im selben Jahre wurde Haut-barr von den Kaiserlichen überrumpelt, und 1636 von den Franzosen unter dem Herzog Bernhard von Weimar wieder erobert. Sie blieben im Besitz desselben bis zum westphälischen Frieden, dann wurde es, mit geschleiften Festungswerken, dem Bischoff zurück gegeben, das berühmte Horn aber, sammt dem Stammbuche, in das Saverner Schloß gebracht. Im Jahr 1729 schrieb die Marschallin von Noailles in das Buch: „Ich bin zufällig nach Saverne gekommen, habe das Horn gesehen und nicht daraus getrunken." Darunter liest man: „Wir, Bischoff, Herzog von Langres, Pair von Frankreich, bezeugen, daß die obige Erklärung nur allzuwahr ist, daß aber dennoch stark aus dem Horne getrunken worden ist, auf

die

die Gesundheit der liebenswürdigen Frau Marschallin."

Die geistliche Rache.

Im 15ten und 16ten Jahrhundert sah man zu Paris, in einem Winkel der Kirche Notre dame neben der Sakristey, eine schlechte, verstümmelte Bildsäule eines Mannes, an der alle diejenigen, die mit Fackeln oder Wachskerzen ihren Gottesdienst verrichtet hatten, dieselben auszulöschen pflegten, wodurch die Statue natürlich so schmutzig und schwarz geworden war, daß man sie nur mit Ekel oder Lachen ansehen konnte. Und wer war denn der Bösewicht, den sie vorstellte? — Ein Königlicher Advokat unter der Regierung Philipp des Schönen, der dem Könige den klugen Rath ertheilte, die Klostergüter mit seinen Domainen zu vereinigen, und dagegen den Geistlichen Pensionen

sionen auszusetzen. Dadurch lud er den bittern Haß der Geistlichkeit auf sich. Als er starb, wurde er in der Kirche Notre dame begraben, und man stellte jene Bildsäule, die man nach seinem Namen Pierre Cugnieres nannte, auf sein Grab, um sie Jahrhunderte lang der täglichen Verspottung Preis zu geben.

Schreiben der Gräfin Y an die Gräfin Z.

Um Gotteswillen, liebe Freundin, wo denken Sie hin? Sie wollen den Sekretair Ihres verstorbenen Gemahls heyrathen? das heißt, Sie wollen sich selbst vernichten. Ihr Gewissen? — ich muß lächeln — Sie bekommen nur einen vertrauten Umgang mit diesem jungen Manne? ey liebe Gräfin, das weiß ja schon längst die ganze Welt, daran stößt sich auch Niemand; nehmen Sie in Got-

Gottes Namen noch ein Dutzend Liebhaber, bleiben Sie nur die reiche Gräfin Z, so werden Sie stets in allen Cirkeln willkommen und geehrt seyn. Aber heyrathen Sie einen Menschen von nichts, so verschließt man Ihnen alle Thüren, und ich muß Ihnen geradezu bekennen, daß Sie auch die meinige nicht mehr offen finden werden. Sie wollen eine Schwachheit wieder gut machen, sagen Sie? — wer fordert das von Ihnen? — In der großen Welt muß man Schwachheiten, wie Sottisen, durchsetzen, so bleibt man bey Ehren. — Sie meinen, es wäre doch sonderbar, wenn man der Buhlerinn eines Sekretairs Achtung bezeigen, hingegen die Gattin dieses nemlichen Sekretairs verachten wollte? — Sonderbar oder nicht, aber es ist nun einmal so, und wir werden es nicht ändern. Es kömmt Alles darauf an, Dinge, die Jedermann weiß, nie laut zu gestehen, immer mit Zuversicht aufzutreten, und dreist die Hochachtung der Welt zu usurpiren. Was man hinter dem Rücken sagt? wen kümmert das? Wagt doch Niemand Ihnen

in's

in's Gesicht die leiseste Anspielung. Sind Sie etwa bey Hofe weniger gelitten, seitdem der Sekretair in jeder Nacht bey Ihnen aus- und eingeht? werden Sie seltener in unsern Assembleen eingeladen? beweißt man Ihnen da weniger Ehrfurcht? Nun versuchen Sie es einmal, heyrathen Sie ihn, werden Sie, wie Sie sich auszudrücken belieben, eine ehrliche Frau; gleich wird es heißen: Mit dieser ehrlichen Frau kann Niemand mehr umgehen. Schade, Jammerschade, daß sie nicht eine — geblieben ist, so könnte man doch, nach wie vor, bey ihr speisen, spielen u. s. w. Sehen Sie, so wird man sagen, und sich den Henker um Ihre Ehrlichkeit bekümmern. — Jetzt, liebe Freundin, wissen Sie meine Meynung, und zugleich die Meynung der ganzen Welt. Bleiben Sie die Gräfin Z, so steht Ihnen mein Landhaus zu Diensten, wenn etwa die Folgen Ihres Umgangs Sie nöthigen sollten, auf einige Monate die Einsamkeit zu suchen; werden Sie aber die Frau Sekretairin, so hüllen Sie sich in Ihre Tugend,

und

und vergessen, daß wir uns gekannt haben.

Moncrif und A. W. Schlegel.

Moncrif, Mitglied der Französischen Academie, war von einem Schriftsteller angegriffen worden, schrieb eine bittere Antwort, und brachte sie dem Herausgeber des Merkur, mit der Bitte, sie so schnell als möglich in sein Blatt zu rücken. Der Herausgeber, Moncrifs Freund, suchte ihn zu besänftigen, und wünschte die heftige Antwort gemildert zu sehen; allein umsonst, Moncrif bestand darauf, sie solle unverändert gedruckt werden. Jener versprach es endlich. Aber noch an demselben Abend erhielt er von Moncrif ein Billet folgenden Inhalts:

„Rü=

„Rücken Sie meine Antwort ja nicht ein, denn ich höre so eben, daß mein Feind unglücklich ist."

Welche Character-Schwäche! um einer so gemeinen Ursache willen die schönste, beissendste Antwort zu unterdrücken. Man sieht, daß Moncrif nur (nach dem Ausdruck gewisser Philosophen) ein ökonomischer Mensch war. A. W. Schlegel verstand das Ding besser, der schrieb sein Pasquill nicht eher, bis sein Feind im tiefsten Elend schmachtete.

Apologie des Judas.

Ein vornehmer Höfling, ich weiß nicht warum, verklagt, entschuldigte sich sehr weitläuftig bey dem Kardinal Mazarin, der ihn lange anhörte, aber endlich die Geduld verlor.

„Wis-

„Wissen Sie auch," sagte er, „daß man mit „ein wenig Beredsamkeit die schlechteste Sache ver„theidigen kann? Ich habe einmal einen Capuciner „predigen und den Apostel Judas wegen seines „Verraths sehr sinnreich entschuldigen hören. „Judas, sagte der Capuciner, war Schatzmeister „und Haushofmeister bey dem Herrn Christus; er „mußte für den Unterhalt seines Herrn und der „zwölf Jünger gebührende Sorge tragen. Die „Casse war leer, wo sollte es herkommen? — Er „fiel auf ein Mittel, welches ihm sehr unschäd„lich schien; er verkaufte seinen Meister und hat„te nun wieder Geld genug. Die Juden hab' ich „betrogen, dachte er bey sich selbst; sie bilden sich „ein, den Herrn Christus in ihrer Gewalt zu ha„ben, aber das hat nichts zu bedeuten. Er ist „Gottes Sohn, und hat sich schon aus weit schlim„mern Verlegenheiten gezogen. Heute fangen sie „ihn, und morgen sitzt er wieder mitten unter „uns. Wenn sie dann noch nicht klug geworden „sind, so verkaufe ich ihn zum zweyten und drit„tenmale, und lache sie jedesmal aus. — Daß

„Judas

„Judas wirklich so raisonirte, beweißt seine Ver-„zweiflung, als er sah, daß es schief ging. Wer „konnte sich das vorstellen! rief er aus, und hing „sich auf. So bewährte er seine Treue bis in den „Tod."

Das Vogelschießen von Ciney.

Ciney ist eine kleine, sehr alte Stadt im Bisthum Lüttich, und daselbst feyerte man jährlich ein Knabenfest. (Ich weiß nicht, ob man es noch thut.) Den Tag nach Pfingsten versammelten sich alle Jünglinge unter sechszehn Jahren, auf einem großen Platze, und übten sich im Bogenschießen nach einem aufgesteckten Vogel. Derjenige, der ihn herabschoß, wurde Schützenkönig, und hatte das Recht, das Mädchen, das er liebte, zum folgenden Schmauß und Ball zu führen! Dieser Schmauß wurde von sämmtlichen jungen

Mädchen der Stadt mit eigenen Händen zubereitet, doch nicht gemeinschaftlich, sondern jede lieferte Eine Schüssel, das Leckerste, was ihre kunstreiche Hand zu schaffen vermogte. Sobald nun die Nachricht erscholl: der Schützenkönig sey im Anzuge, so trat jedes Mädchen mit ihrer Schüssel vor die Hausthüre, und harrte des jungen Helden, der sie abholen würde. Ein Fremder, der in diesem Augenblicke durch die Straßen fuhr, wo ihm zu beyden Seiten appetitliche Schüsseln, von appetitlichen Mädchen gehalten, entgegendampften, mußte sich ins Schlaraffenland versetzt glauben. — Der Sieger kam, und wählte seine Siegerin. Diejenigen seiner Gefährten, die, nach ihm, sich am meisten ausgezeichnet hatten, übten gleichfalls nach ihrem Range das Recht der Wahl. Nun zogen sie paarweis um die Stadt, entweder auf einen grünen Platz, bey schönem Wetter, oder, wenn es regnete, auf das Rathhaus. Ein Trommelschläger eröffnete den Zug, ein Herold folgte mit dem abgeschossenen Vogel. Darauf der Schützenkönig, einen kleinen silbernen Vogel an einem

Bande

Bande um den Hals hängend, neben ihm seine Königin, Beyde mit bunten Bändern reichlich geziert, von Flöten und Pfeifen begleitet. Dann die übrigen, deren Jeder, seine Armbrust an einer Schärpe über die Schulter gehängt, die Schüssel seiner Begleiterin vor sich hertrug; nur dem Könige mußte ein Anderer die Schüssel nachtragen. Bey der Tafel wurde das junge Volk von den Eltern bedient, die an diesem Tage eben so herzlich froh waren, als die Kinder. — So war es vormals. Ob dieser unschuldige Freudentag auch jetzt noch in Einey begangen wird, ist mir unbekannt.

Karl der Zwölfte.

(Aus einem Schreiben des Grafen von Algarotti.)

— Was ich hier erzähle, hab' ich von Augenzeugen. Karls kühner Besuch in Dresden bey seinem Todfeinde, dem König August, ist keinem Zwei-

fel

fel unterworfen, so seltsam er auch scheinen mag. Karl war kein gewöhnlicher Mensch, er konnte, wie der Pater Hardouin, sagen: „stehe ich denn nur deswegen zwey Stunden vor Tage auf, um zu denken und zu handeln wie alle andere Leute?“ — Jener Besuch war eine Laune, die ihn anwandelte. Seine Armee marschirte damals gegen Rußland. Eines Morgens, als er sie eben nicht weit von Dresden vorbey führte, trennte er sich plötzlich von ihr, und sprengte, von nicht mehr, den zwey Personen begleitet, geradesweges in die Stadt. Einen seiner Begleiter ließ er als Schildwache am Thore. Dem Andern gab er vor dem Schlosse sein Pferd zu halten, und ging nun ohne Umstände die Treppe hinauf, bis in das Schlafzimmer des Königs, den er noch im Bette fand. Man kann sich Augusts Erstaunen und Verlegenheit denken. Er mußte aufstehn und sich ankleiden in Gegenwart des Mannes, der ihn vor Kurzem vom Throne gestoßen hatte. Karl blieb ohngefähr drey Viertel-Stunden bey ihm. Während dieser ganzen Zeit verwandte er die Augen nicht

von

von seinem Feinde, und erlaubte ihm nicht, mit irgend Jemand zu sprechen, nicht einmal mit einem Pagen oder Bedienten, noch weniger mit dem Minister, der sich alsobald eingefunden hatte, als er die seltsame Neuigkeit vernommen. Es traf sich, daß beyde Könige in einen andern Saal traten, und Karl bey dieser Gelegenheit vor seinem Wirthe herging. Diesen Augenblick benutzte der Minister, um seinen Herrn durch Blick und Geberden zu befragen, ob man den gefürchteten Gast in Verhaft nehmen solle? — August schüttelte mit dem Kopfe. — Es blieb ein bloßer Höflichkeitsbesuch. Karl wurde von seinem überraschten Wirth bis an die Pforte des Pallastes begleitet, stieg ungehindert zu Pferde, und sprengte wieder hinaus zu seinem Heere, welches ihn mit großer Angst erwartete, und schon begehrt hatte, man solle Dresden belagern, um den König zu befreyen.

Daß Karl eine Art von Abscheu gegen das schöne Geschlecht hegte, weiß Jedermann, allein nur Wenigen ist der Ursprung dieses seltsamen Wider-

willens

willens bekannt. Er hatte eben den Thron bestiegen, und dürstete nach Krieg. Ein Professor zu Stockholm legte ihm eine neue Erfindung zum Gebrauch der Artillerie vor, die ihm sehr wohl gefiel. Nach einer schlaflosen Nacht, in der er sich damit beschäftigt hatte, ging er sehr früh ganz allein zu dem Professor, und mußte lange an dessen Thüre klopfen, ehe ein hübsches, junges Mädchen ihn einließ. Im ersten Augenblicke schien das Mädchen ihn mehr zu interessiren, als die Kanonen; er erlaubte sich kleine Freyheiten, wurde aber von dieser Tugendheldin sehr unsanft zurückgewiesen. Man behauptet, das habe so tiefen Eindruck auf den stolzen Mann gemacht, daß er von der Zeit an das ganze Geschlecht aus seiner Gegenwart verbannt, und sich in Pohlen förmlich geweigert habe, die schöne Gräfin Königsmark auch nur zu sehen. —

Folgende Anecdote würde Plutarch nicht vergessen haben, wenn er Karls Leben geschrieben hätte. Eines Tages, nach seiner Zurückkunft aus der Türkey, ritt er aus, von einem geringen Ge-

folge begleitet. Auch dieses ließ er weit hinter sich, und kam ganz allein an eine Feldpforte, wie sie in Schweden, Liefland und Rußland noch jetzt gebräuchlich sind, um das übelgehütete Vieh abzuhalten. Karl öffnete die Pforte, vergaß aber, sie wieder zuzumachen. Der Eigenthümer des Ortes, ein Fähndrich von der Armee, stand gerade einige Schritte davon, und, da er den König nicht kannte, schimpfte er auf ihn, und begehrte, er solle augenblicklich umkehren. „Warum machst du die Pforte nicht selbst zu?" sagte Karl. Diese Zumuthung schien dem Fähndrich so ehrenrührig, daß er dem Pferde des Königs wüthend in den Zügel fiel. Karl griff zum Degen, sein stärkerer Gegner riß ihm den Degen aus der Faust. Karl zog eine Pistole hervor, und drohte, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er nicht augenblicklich den Degen auf einen nahen Stein legte. „Hätte ich nur auch eine Pistole bey der Hand," sprach der Gutsherr, „so würden Sie das Prahlen wohl bleiben lassen." — „Geh, hol eine Pistole" rief der König, und sein entrüsteter

Geg=

Gegner eilte wirklich nach der nahen Wohnung, kehrte nach einigen Augenblicken hastig mit der Pistole zurück, stutzte aber nicht wenig, als er das Gefolge des Königs erblickte, welches unterdessen herbeigekommen war. Er ahnete nun, mit wem er zu thun gehabt, wagte nicht, näher zu kommen, sondern kehrte still, erschrocken wieder um. Karls Begleiter sahen mit Erstaunen, daß ihr Herr seinen Degen von einem Steine holte, ohne ein Wort zu sagen; doch keiner erlaubte sich eine neugierige Frage. Karl hingegen erkundigte sich als von ohngefähr nach dem Namen und Stande des Gutsbesitzers, und als bald nachher dessen Regiment vor ihm aufmarschirte, sprengte er auf den zagenden Fähndrich zu, hielt ganz dicht vor ihm, sah ihn eine Weile starr an, und sagte endlich: „Sie sind Lieutenant."

Wenn er Schach spielte, so rückte er immer mit dem Könige zuerst vor, ohne sich zu bekümmern, ob er auch gedeckt sey. — Die Bedienten im Vorzimmer hörten ihn oft in seinem Kabinete das Trommeln und Schießen mit dem Munde

nachmachen; denn er athmete Krieg, wo er ging und stand.

Das Gespenst.

Am Ende des 17ten Jahrhunderts trug sich zu Salon, einer kleinen Stadt in Provence, eine wunderliche Begebenheit zu, die in ganz Frankreich viel Lärm machte. Einem Bürger dieser Stadt, in welcher, wie man sagt, der berühmte Astrolog Nostradamus gebohren worden, erschien ein Gespenst. „Geh,“ sagte es zu dem Erschrocknen, „fordere Pässe vom Gouverneur, um nach Versailles zu reisen, und mit dem Könige selbst zu sprechen. In der Nacht vor Deiner Ankunft bey Hofe werde ich Dir abermals erscheinen, und Dich unterrichten, was Du mit dem Könige reden sollst. Bis dahin sey verschwiegen, wenn dein Leben dir lieb ist. Niemand, als der Gouver-

verneur, darf wissen, was ich von Dir begehre." —

Das Gespenst verschwand, die Frau des Bürgers trat herein und fand ihren Mann halb todt vor Schrecken. Sie drang in ihn, ihr zu entdecken, was vorgegangen; seine Weigerung vermehrte ihre Neubegier, sie quälte ihn so lange, bis er das Geheimniß ihr vertraute, und seine Schwatzhaftigkeit auf der Stelle mit dem Leben büßte. — Einige Zeit nachher wandte sich das Gespenst mit gleicher Zumuthung an einen andern Bürger, der, weil er nicht reinen Mund gegen seinen Bruder hielt, gleichfalls eines plötzlichen Todes starb. In ganz Salon, und mehr als zwanzig Meilen in die Runde, erregten diese beyden Todesfälle Furcht und Schrecken.

Nicht lange, so wählte das Gespenst sich abermals einen Vertrauten, dießmal einen Grobschmidt, der, klüger als die beyden Vorigen, sich sogleich zum Gouverneur verfügte, mit Mühe eine geheime Audienz erlangte, und — natürlich verspottet wurde. Der Schmidt, Namens François

çois Michel, ließ sich nicht abschrecken, berief sich auf seinen guten Ruf, auf das Zeugniß aller Einwohner, daß er nie ein abergläubischer Thor gewesen; und endlich auf den plötzlichen Tod seiner beyden Vorgänger. Der Gouverneur zog Erkundigungen ein, und fand die Sache doch wichtig genug, um nachzugeben. François Michel erhielt Briefe an den Staars-Sekretaire Barbisieur, welchen die Zeugnisse der Stadt-Obrigkeiten und die beglaubigten Aussagen der Bürger beygefügt wurden.

Der Schmidt kam glücklich nach Versailles, im April 1697, wußte aber noch immer nicht, was er dem Minister, oder dem Könige, sagen sollte. Doch in der Nacht hielt das Gespenst Wort, und unterrichtete ihn von dem Auftrage, den es, man weiß nicht warum, nicht selbst ausrichten konnte oder wollte, befahl ihm, bey dem Minister, trotz aller Hindernisse, die man ihm in den Weg legen mögte, auf eine geheime Audienz bey Sr. Majestät zu dringen, und bis dahin, bey Strafe eines plötzlichen Todes, nichts zu verrathen. — Der

Mi-

Minister, wie vorauszusehen war, behandelte den Schmidt als einen Verrückten, aber dieser schwur, sein Leben hänge an der Gewährung seines Verlangens. Damit jedoch der König von der Wahrheit seiner Sendung sich vorläufig überzeugen mögte, so solle der Minister Sr. Majestät erinnern, daß Sie selbst, bey der letzten Jagd zu Fontainebleau, das Gespenst gesehen, daß das scheue Pferd einen Seitensprung gemacht, und daß Sr. Majestät, weil die Erscheinung nur einen Augenblick gewährt, sich überredet, es sey nur Täuschung gewesen, und darum gegen Niemand etwas davon geäußert hätten. — Der Minister stutzte über diesen seltsamen Umstand, hinterbrachte es dem Könige, und erstaunte noch mehr, als dieser, nach einem kurzen, ernsten Schweigen, befahl, den Schmidt in sein Kabinet zu führen. — Es geschah. Der König hatte eine lange, geheime Unterredung mit ihm, von der man nichts erfahren hat. Der Prophet blieb noch drey oder vier Tage bey Hofe. Ludwig erlaubte ihm sogar, als er auf die Jagd ritt, Abschied von ihm zu nehmen, und als bey

dieser Gelegenheit der Gardekapitain, Herzog von Duras, sagte: „Sire, hätten Sie mir nicht aus„drücklich befohlen, diesen Menschen herein treten „zu lassen, so würde ich es nie gewagt haben; „denn wenn er kein Narr ist, so sind Sie kein „Edelmann." Da erwiederte der König lächelnd: „Sehn Sie, Herzog, wie man seinen Nächsten „oft falsch beurtheit; denn dieser Mann ist klüger, „als Sie und Viele sich einbilden mögen." — Man kann denken, welchen Eindruck dieses hingeworfene Wort auf den ganzen Hof machte. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, zu erforschen oder zu errathen, was Michel mit dem Könige, oder auch nur mit dem Minister, gesprochen; allein vergebens!

Der Prophet empfing eine Summe Geldes von dem Minister, sammt dem Befehl, zu schweigen, und kehrte still in sein Vaterland zurück. Während seines Aufenthalts in Paris wurde er, von einem der ersten damaligen Künstler, Roullet, gezeichnet und in Kupfer gestochen. Dieses, zwar seltene, aber doch noch in den Portefeuillen der

Kunst-

Kunstliebhaber vorhandene, Bildniß zeigt einen Mann gegen vierzig Jahre, mit einer ehrlichen, ausdrucksvollen Physiognomie.

Philipp V. König von Spanien.

Zu den seltsamsten Verrückungen gehört wohl die des Spanischen Monarchen, Philipp V. Ohne eigentlich krank zu seyn, wollte er bisweilen sechs Monat hinter einander weder das Bett verlassen, noch den Bart scheeren, noch die Nägel abschneiden, noch die Wäsche wechseln; und wenn ihm endlich das Hemd fast vom Leibe faulte, so zog er doch nicht eher ein reines an, bis die Königin es zuvor getragen, aus Furcht, er möchte durch die reine Wäsche vergiftet werden. Er aß, verdaute und schlief gut, obgleich zu ganz verschiedenen Zeiten. Er hörte die Messe bald des Morgens, bald am Abend. Im Winter durfte nicht allein

nicht

nicht geheitzt werden, sondern er sperrte auch alle Fenster auf; im Sommer hingegen wurden sie alle sorgfältig verschlossen. Er würde recht gut haben geben können, wenn seine langen Nägel ihn nicht daran verhindert hätten. Viele Tage hintereinander sprach er kein Wort. So lange er das Bett hütete, beichtete er nicht, murmelte aber oft Gebete. Drey Decken von Flanell ertrug er in der größten Hitze, warf aber bey der stärksten Kälte die Decke ab, und zeigte sich ohne Bedenken in der Kleidung des Paradieses. Im Schlaf zerkratzte er sich mit seinen Nägeln, und behauptete nachher, man habe ihn schlafend ermorden wollen, oder es wären Skorpionen in seinem Bette. Manchmal glaubte er auch, todt zu seyn, und fragte, warum man ihn nicht begrübe? — Plötzlich ging sein stiller Wahnsinn in Wuth über, dann kratzte und biß er die Königin, seinen Beichtvater, seinen Arzt, und Alle, die ihm zu nahe kamen. Wenn man ihn fragte, was er fühle? antwortete er lachend: nichts, stand singend auf, und prügelte singend die Königin braun und blau.

Zu einer andern Zeit wollte er gar nicht mehr zu Bett gehen, schlief nur im Sessel, und trieb es so lange, bis die Füße ihm schwollen.

Trotz der wenigen Leibesbewegung aß er doch sehr stark, und die härtesten Speisen, viermal des Tages. Man durfte ihm weder Feder noch Dinte lassen; denn er schrieb sonst gleich an sein Conseil, und erklärte, er wolle die Krone niederlegen. Allein die Königin wollte lieber, daß er tausend verrückte Streiche, als diesen einzigen klugen machte. Sie ließ ihm bloß kleine Pinsel, um damit zu mahlen. Wäre er nicht von einer herkulischen Leibeskonstitution gewesen, so hätte er nicht allein dieser Lebensart, sondern auch den Arzeneyen unterliegen müssen, die er sich selbst verordnete. Er pflegte ganze Büchsen voll Theriak auf Einmal auszuleeren, und zwar viele Tage nach einander, wobey er alle Aerzte Schelme nannte.

Endlich schlief er nur noch am Tage, oft 13 bis 14 Stunden, aß und trank nur des Nachts, ließ sich Gebetbücher bringen, und zeigte der Königin die

die Gebete, welche sie vorlesen sollte. Mitten in dieser frommen Beschäftigung wurde er einst gewahr, daß seine Hündin läufisch sey, unterbrach die Königin, um nach einem Hunde zu schicken, und erklärte das Zeugungsgeschäft mit großem Ernste. Zu andern Zeiten mischte er lustige Zoten in sein Gebet. Weil er sehr viel Temperament hatte, und aus Frömmigkeit treu war, so machte die Königin mit ihm, was sie wollte. Geprügelt wurde sie freylich oft, aber ihr Wille geschah. Zwar schien er bisweilen auch eifersüchtig auf sein königliches Ansehn, doch nur in kindischen Kleinigkeiten. So bestieg er einst eine Galeere zu einer Spatzierfahrt. Man lichtete den Anker. „Wer untersteht sich das ohne meinen Befehl?" rief er entrüstet, ließ den Anker wieder werfen, und einige Minuten nachher aufs neue lichten.

Sollte man glauben, daß dieser Wahnsinnige mitunter auch Proben eines scharfen Beobachtungsgeistes, und eines starken Gedächtnisses gab? — Man unterlegte ihm einst eine Bitte. „Ich habe

be sie vor einem Jahre schon einmal abgeschlagen," sagte er, und schob sie zurück. Wenn er merkte, daß man, unter mehreren Papieren, ihm Eines zur Unterschrift oben auf gelegt hatte, so ahndete er Partheylichkeit, und schob es unter die übrigen. Gegen die Talentvollsten seiner Minister war er mißtrauisch und hart, weil er die Schwachköpfe für ehrlichere Leute hielt. Von der Königin sagte er oft, sie sey entsetzlich falsch, (worinn er nicht irrte). Als der Prinz von Asturien, sein Sohn aus der ersten Ehe, nach einer schweren Krankheit zum Erstenmal ihn wieder besuchte, und die Königin ihre Freude über seine Genesung bezeigte, lächelte Philipp, und zwinkerte mit den Augen, als wollt' er dem Prinzen zuraunen, es ist nicht wahr. Er hatte Recht; denn sie haßte diesen zum Thronfolger bestimmten Stiefsohn. — (Moreri weiß von alle dem nichts, oder will nichts davon wissen; allein die Berichte der damaligen Französischen Gesandten am Spanischen Hofe, des Grafen von Rotenburg, und des Marquis von Brancas, (die Einzigen, die, der nahen Familien=

lienverbindung wegen, Zutritt hatten) setzen es außer Zweifel.)

Der Mensch.

(Vom Grafen von Rochester.)

Ich, der ich zu meinem Unglück zu jenen seltsamen Geschöpfen gehöre, die man Menschen nennt, ich würde, wenn die Wahl mir frey stände, eine Wohnung von Fleisch und Blut zu wählen, lieber ein Hund, ein Affe, oder ein Bär seyn, als ein so albernes, vernunft-stolzes Thier, mit fünf groben Sinnen, und einem sechsten, dazu erfundenen, der den fünf andern beständig widerspricht; ein Thier, das den höheren Instinkt verwirft, um mit der Vernunft fünfmal für Einmal zu irren. Ja, die Vernunft, dieser Irrwisch des Geistes, führt den Menschen vom Lichtwege der Natur in die Sümpfe des Irrthums. Er

Er erklimmt Gedankenberge, um herab in das Zweifel-Meer zu stürzen, wo der Korkwamms der Philosophie ihn eine Zeit lang oben hält, bis er endlich dennoch sinkt. Alter und Erfahrung sind seine Begleiter zum Tode, und lehren ihn zu spät, daß er, während eines mühseligen Wandels, stets im Finstern tappte. Da liegt die Vernunft im Staube. Der Stolz führt den Menschen, wie der schlaue Betrüger den Narren. Die Vernunft hat sein Glück vernichtet, indem sie ergrübeln wollte, worin eigentlich das Glück bestehe? — Sein Ehrgeiz war, vor Andern durch seinen Geist zu glänzen. Der Geist hat das Schicksal eines Freudenmädchens, deren man eine kurze Zeit genießt, und sie dann mit Eckel fortjagt. — Eitle Thoren! ein Nichts, ein Stäubchen, glaubt sich nach Gottes Ebenbilde gemacht; will auf den Flügeln der Vernunft sich über das Weltgebäude hinausschwingen, das keine Grenzen hat, will sich in die Luft erheben, wie eine Hexe, die, zum Ritt nach dem Teufels-Sabbat, ihren Besen besteigt. Diese erhabene Vernunft jagte den

Diogenes in eine Tonne, und Tausende ins Tollhaus. Die Kraft zu Denken ward uns nur zum Handeln verliehen, und wo das Handeln aufhört, da ist Denken eine Albernheit. Das Glück des Lebens besteht allein in Thätigkeit. Die wahre Vernunft ist eine Schülerin der Sinne, und lernt von dieser das Gute vom Bösen unterscheiden. Die falsche Vernunft verbietet den Genuß, die wahre gebietet ihn; die falsche ist eine Feindin, die wahre eine Freundin. Jene erniedrigt den Menschen unter das Thier; denn sind nicht die Geschöpfe die klügsten, die, zu Erreichung ihrer Zwecke, die sichersten Mittel wählen? Das thun die Thiere immer, der Mensch selten, oder nie. Jene zerreissen nicht ihres gleichen, morden nur aus Hunger; diese zum Vergnügen, indem sie ihr Schlachtopfer friedlich an die Brust drücken. Die verzehrende Sucht zu herrschen kennt nur der Mensch. Er ist das furchtsamste unter allen Thieren, Herrschsucht allein macht ihn kühn. Sie ist die Triebfeder aller seiner Handlungen, der guten wie der bösen, der

groß-

großmüthigen, wie der niederträchtigen; sie macht ihn zum Heuchler, zum Schurken, zum Räuber, und gewährt ihm endlich zum Lohne eine erhabene Langeweile. — Redlichkeit haust nicht unter den Menschen. Der ist ein Thor, der unter lauter Schelmen ehrlich spielt. Es kommt in der Welt bloß darauf an, zu wissen, welcher der größte Schelm ist! — (Der Herr Graf geht nun die verschiedenen Stände durch, und keiner findet Gnade vor seinen Augen. Alle ihre Mitglieder sind Narren oder Bösewichter. Er konnte freylich von der Verworfenheit der Vernunft keinen stärkern Beweis ablegen, als indem er seine eigne auf diese Art mißbrauchte.)

Die Aepfelweiber auf der neuen Brücke.

In einem schon vor langer Zeit gedruckten Werke, les numéros, welches manchen interessanten Auf-

saß enthält, erzählt der Verfasser unter andern:
„Ich ging eines Tages über die neue Brücke (Pont neuf); ein junger, wohlgebildeter Herr mit einer Dame wandelte vor mir her. Als wir an die Bildsäule Heinrichs des Vierten kamen, sagte die Dame zu ihrem Begleiter: „nehmen Sie den Hut ab." — Er lachte. „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich ein Pferd von Bronze begrüßen soll?" — Die Aepfelweiber, die da herum saßen, hörten diese Worte. „Seht doch den Hund!" schrie eine derselben, „er hält sich für zu gut, um vor unserm Heinrich den Hut abzunehmen." Alsobald rotteten sich die sämmtlichen, mit braunen Fäusten wohl versehenen, Damen zusammen, fielen über den jungen Menschen her, prügelten ihn wacker durch, und würden ihn vielleicht in den Fluß gestürzt haben, wenn nicht die herbey eilende Polizey ihn noch gerettet hätte. Seine Dame floh in eine Bude, wo sie ohnmächtig wurde.

Der Verfasser, der dann eine Vergleichung zwischen Ludwig XIV. und Heinrich IV. anstellt, ruft bey dieser Gelegenheit aus: „Um wie viel

theurer

theurer bleibt doch dem Volke das Andenken eines guten, als das eines großen Königs!" — Er hätte sagen sollen: sie werden über lang oder kurz beyde vergessen. Von Ludwig XIV. ist längst nicht mehr die Rede, und die Bildsäule Heinrichs des Vierten ist von denselben Fäusten umgestürzt worden, welche den jungen Herrn durchprügelten, weil er den Hut nicht vor ihr abziehen wollte.

Malagida.

Dieser Italiänische Jesuit war Missionair in Portugall, wo in unsern Tagen die schnurrbärtigen Missionairs eine so wichtige Rolle spielen. Malagida, ein beredter Schwärmer, galt dort bald für einen Heiligen, und wurde das Orakel aller Frommen. Man sagt, als der Herzog von Aveiro eine Verschwörung gegen den König anzettelte, habe er drey Jesuiten, unter ihnen auch Malagida, befragt, und die Versicherung erhalten, es sey keine Sün-

de, einen König zu ermorden, der die Heiligen verfolge. Diese Heiligen nehmlich waren die Jesuiten. Dennoch wagte der König nicht, als er, Kraft einer päbstlichen Bulle, die Jesuiten verjagte, sich an Malagida zu vergreifen, sondern übergab ihn der Inquisition, unter dem Vorwand, daß zwey seiner schwärmerischen Schriften Ketzereyen enthielten. Die eine derselben war ein Traktat von dem Leben und dem Reiche des Antichrist; die andere das Leben der heiligen Anna, geschrieben mit dem Beystand der heiligen Jungfrau und ihres sehr heiligen Sohnes.

Malagida behauptete, als die Mutter Gottes ihm befohlen, diese Bücher zu schreiben, habe sie ihn folgendergestalt angeredet: „Du bist Johannes, der Nachfolger eines andern Johannes, aber du bist weit klüger, als sie.“ — Dann fuhr er fort: „wann wir die heilige Schrift recht verstehen, so müssen wir drey Antichristen erwarten, den Vater, den Sohn und den Enkel. Der Vater wird das Reich gründen, der Sohn es vergrößern,

der

der Enkel die Zerstörung vollenden, welche in der Offenbarung geweissagt worden. Der Vater des letzten Antichrist wird ein Mönch seyn, und seine Mutter eine Nonne. Er wird geboren werden zu Mayland im Jahr 1920, und wird sich vermählen mit einer Furie, Namens Proserpine. Die Mutter dieses letzten Antichristes wird dennoch selig werden, weil sie sich Marie nennen und eine Nonne werden wird u. s. w." — In dem Leben der heiligen Anna sagt er:

„Schon im Mutterleibe wurde sie kanonisirt, gleich der heiligen Jungfrau. Diesen Vorzug hat Gott sonst Niemanden, als diesen beyden Frauenzimmern, zu Theil werden lassen. Als Anna im Mutterleibe weinte, da weinte ihre ganze Gesellschaft mit, die aus Cherubims bestand. Sie diente Gott im Mutterleibe, wie die Engel im Himmel, und, damit die Personen der Dreyfaltigkeit nicht eifersüchtig auf einander werden möchten, that sie Gott dem Vater das Gelübde der Armuth, dem Sohne das des Gehorsames, dem heiligen Geiste das der Keuschheit u. s. w."

Ma-

Madam Cambran.

Sie war eine Schottländerin, und hatte einen Franzosen geheyrathet. Sehr jung traten beyde in die Dienste der unglücklichen Maria Stuart, und beteten ihre Gebieterin an. Das schreckliche Ende dieser Königin machte einen so tiefen Eindruck auf Cambran, daß er wenige Monate nachher aus Gram starb. Seine verzweifelnde Gattin beschloß, Mariens Tod, und zugleich den ihres Gatten, blutig zu rächen. Sie warf sich in Mannskleider, gab sich den Namen Anton Spork, und ging nach London, mit zwey scharf geladenen Pistolen bewaffnet, die eine für die Königin Elisabeth, die andre für sich selbst bestimmt. Auf einem öffentlichen Spaziergang lauerte sie der Königin auf, drängte sich hastig durch das Volk, um ihren Vorsatz auszuführen, ließ aber im Gedränge eine der Pistolen fallen, machte sich dadurch verdächtig, wurde ergriffen, und sollte in's Gefängniß geführt werden. Elisabeth, das Ge-

tümmel gewahrend, fragte nach der Ursach, befahl, den Gefangenen vor sich zu führen, und begehrte seine Aussage. „Ich bin ein Weib," sprach die Verkleidete, „ich heiße Maria Margaretha Cambran, habe viele Jahre der guten Königin Maria Stuart gedient, die Sie ungerechterweise hingerichtet, und dadurch zugleich meinen Gatten getödtet haben. Ich kam nach London, um an Ihnen diesen doppelten Mord zu rächen. Ich hielt es für meine Pflicht."

Elisabeth, unerschüttert, wenigstens ihre Bewegung verbergend, antwortete gelassen: „Wohl, „du glaubtest deine Pflicht zu thun; allein, was „meinst du wohl, welche Pflicht mir jetzt ob„liegt?"

„Fragen Ew. Majestät mich das als Königin „oder als Richter?"

„Als Königin," sagte Elisabeth.

„So ist Ihre Pflicht, mir zu verzeihen."

„Aber welchen Bürgen kannst du mir stellen, „daß du diese Verzeihung nicht mißbrauchen, und

„mir

„mir zum zweytenmale nach dem Leben trachten „werdest?"

„Eine Gnade auf Bedingungen," versetzte Madam Cambran, „ist keine echt königliche Gnade. „Ew. Majestät mögen als mein Richter sprechen."

Elisabeth kehrte sich zu ihrem Gefolge: „Ich „regiere seit dreißig Jahren," sagte sie, „doch „nie empfing ich eine solche Lehre. — „Geh," fuhr sie fort, indem sie sich wieder zu der Gefangenen wandte, „ich begnadige dich ohne Bedingung." — Da beugte die Hochherzige ihr Knie vor der Königin, und bat um ein sicheres Geleite bis auf die Französische Grenze. Es wurde ihr zugestanden.

Kindliche Liebe und Ehrgefühl.

Folgende Begebenheit entdeckte ein Brief aus London im Jahr 1775. „In diesem Augenblicke ist ein fast hundertjähriger Greis, ein Schneider, der

der Gegenstand aller Gespräche in unserer Hauptstadt. Er hat zwölf Söhne, Alle Soldaten, Alle auf ihren geringen Sold beschränkt. Vor einiger Zeit nehmen sie sämmtlich Urlaub, um den Vater zu besuchen, den sie in mehreren Jahren nicht gesehen hatten. Sie fanden ihn im tiefsten Mangel, ohne Brod. Unser Vater brodlos! rief Einer der Jünglinge mit kindlichem Schmerz, und wir Alle dienen dem Vaterlande! — Ihm muß geholfen werden, war der einmüthige Beschluß. Aber wie? — Giebt es hier kein Leihhaus? — Was kann uns das nützen? warf der Aelteste ein, haben wir doch nichts zu versetzen. — Nichts zu versetzen?" erwiederte der Jüngste hastig, „haben wir nicht unsre Ehre?"

Flugs setzte er sich nieder und entwarf folgende Verschreibung: „Zwölf Engländer, Söhne eines armen hundertjährigen Schneiders, die „sämmtlich dem Könige und dem Vaterlande untadelhaft dienen, bitten das Leihhaus um ein „Darlehn von zwölf Pfund Sterling, um ihren

„noth

„nothleidenden Vater damit zu unterstützen, und „verpfänden, für die Zurückzahlung binnen „einem Jahre, Alles was sie besitzen, die Ehre."

„Der Direktor des Leihhauses honorirte die Anweisung auf der Stelle, zahlte das Geld, und gab das Papier zerrissen zurück. Die Begebenheit wurde schnell bekannt; Jedermann wollte den Erzvater mit seinen zwölf Söhnen kennen lernen; die glänzendsten Equipagen hielten vor des Schneiders Wohnung; niemand kam mit leeren Händen, und der Greis befand sich plötzlich in einem Wohlstande, der ihm erlaubte, auch seinen braven Kindern noch ein kleines Erbtheil zu hinterlassen." — Allerdings waren diese Söhne wackere Jünglinge; aber fast möchte man fragen, wer mehr Bewunderung verdiente: Kinder, die ihre Ehre für den Unterhalt ihres Vaters verpfänden? oder der Direktor eines Leihhauses, der ein solches Pfand zu schätzen weiß? Kinder wie Jene findet man wohl noch bisweilen, allein schwerlich einen zweyten Leihhaus-Direktor wie diesen.

Alte Sitten.

Unter Kaiser Otto dem Ersten waren fast alle Aemter im Reiche mit übermüthigen Fremdlingen aus Sachsen besetzt. Eberhard, ein mächtiger Franke, König Conrads Bruder, fand sich dadurch so sehr gekränkt, daß er einen Sächsischen Herrn, Namens Breurig, überfiel, und dessen Stadt Elveri (vielleicht Elmershausen an der Weser) plünderte und verbrannte. Die Fehde drohte bedenklich zu werden, allein Otto legte sich mit Ernst ins Mittel, verdammte jedoch den Urheber, weil er ihm zu mächtig war, blos zu einer Geldbuße, seine geringeren Helfershelfer hingegen zum Hundetragen. Diese Strafe ist heutzutage nicht mehr gebräuchlich. Verdienter Schimpf wird, ohne weiteres Symbol, bisweilen sogar mit vielem Anstand getragen. Wo wollte man auch alle Hunde hernehmen?

Hingegen ist die alte Sitte, den Mächtigen mit gelinder Strafe durchschlüpfen zu lassen, noch immer nicht abgekommen. —

Das Spinnen und Weben war vor alten Zeiten eine Lieblings-Beschäftigung der Damen. Keine Mannsperson verstand zu weben; aber jedes Frauenzimmer, selbst Fürstinnen nicht ausgenommen, war in dieser schönen Kunst Meisterin. Die Kaiserin Kunigunde warf nach dem Tode ihres Gemahls den Purpur von sich, und trug ein braunes, wollenes, mit eigenen Händen gewebtes Gewand. (Nonnosius in vita S. Cunegund.) Die silberne Kunkel der Prinzessin **Ludgard**, Otto des Ersten einzigen Tochter, ward nach ihrem Tode nach Maynz gebracht, wo sie vermuthlich — nicht mehr ist. — Die Damen verstanden ihren Vortheil schlecht, als sie das **Weben** gegen das **Sticken** vertauschten. Ein hübsches Mädchen am Weberstuhl, mit schönen Händen, die das Schifflein mit leichter Grazie hin und her wer-

werfen, hat weit mehr Gelegenheit, mannichfaltige Reize zu entwickeln, als ein Mädchen, das den Kopf über einen Stickrahmen bücken muß. Auch gäbe es eine herrliche Veranlassung zu einer neuen Art von Luxus: ein Weberstuhl von Mahagonyholz, in einem eignen, zweckmäßig möblirten Zimmer aufgestellt; ein Schifflein von schwarzem Ebenholz u. s. w. — Des Nutzens will ich gar nicht erwähnen; denn der kommt freylich bey den Damen nicht in Betrachtung; allein die Männer würden mir es großen Dank wissen, wenn, auf meine wohlgemeinte Erinnerung, ihre lieben Hausfrauen — statt ephemere Shawls zu sticken — feine Leinewand webten. —

Schon öfter habe ich unsere Damen seufzen hören — wenn der impertinente Ton unserer heutigen, backenbärtigen Jünglinge ihr Zartgefühl empörte — „ach! die guten, alten Ritterzeiten! „wo Höflichkeit gegen Damen Eine der ersten, nie „verletzten Männerpflichten war!“ —

Die-

Diese Pflicht wurde aber auch damals nicht immer beobachtet; denn als, zum Beyspiel, im eilften Jahrhundert, die Sachsen eine Zusammenkunft zu Werla hielten, wo auch die Schwestern Otto des Dritten sich eingefunden hatten, kamen eines Tages der Markgraf Eckardt von Meissen, der Herzog Bernhard von Sachsen und der Bischoff Arnulph von Halberstadt (also drey vornehme Herren) in einen Saal, wo man eben die Tafel für die Prinzessinnen bereitet, und die Speisen schon aufgetragen hatte. Ohne Umstände setzten die Herren sich zu Tische, verzehrten Alles, und gingen ihrer Wege. (Ditmar von Merseburg.) Die Prinzessinnen fanden sich dadurch so sehr beleidigt, daß der Chronikenschreiber selbst vermuthet, der Mord, der nachmals durch die Söhne des Grafen von Nordheim an dem Marggrafen von Meissen verübt wurde, sey nur geschehen, um jenen Schimpf zu rächen.

Die

Die Zweykämpfe sind heutzutage weit milder, als vor alten Zeiten. Man kommt zusammen, man schießt, man trifft nicht, man erklärt sich wechselseitig für einen Ehrenmann, und die Sache ist abgethan. Freylich war sie auch gewöhnlich von weit geringerer Bedeutung, als die Ursachen eines Zweykampfes vor 800 Jahren; wo zum Beyspiel Kaiser Otto I. die Ehre seiner einzigen, der Galanterie beschuldigten, Tochter auf die Spitze eines Schwerdtes setzte. Ein Graf hatte ihr diesen, in unsern Tagen ganz unbedeutenden, Vorwurf gemacht. Zum Glück wurde er besiegt, und für einen Verläumder erklärt. (Ditmar.) Ob der Ritter, der für die Prinzessin kämpfte, seiner Sache ganz gewiß seyn konnte, verschweigt die Chronik.

Bisweilen liefen solche Gefechte für beyde Theile übel ab. Ein Graf Waldo verklagte beym Kaiser einen Grafen Gero. Beyde mußten, in des Kaisers Gegenwart, auf einer Insel bey Magdeburg sich schlagen. Waldo empfing zwey Kopfwunden, streckte aber dennoch seinen Gegner zu

Bo=

Boden. Man fragte diesen, ob er noch fechten könne? — Er verneinte, worauf ein Scharfrichter ihm den Kopf abhieb. Waldo forderte Wasser, trank, und fiel gleichfalls todt zur Erde. Der Kaiser, der einen solchen mörderischen Kampf um geringer Ursach willen erlaubte, bekam von einigen Großen einen derben Verweis dafür; eine Sitte, die jetzt auch nicht mehr üblich ist.

Die Waffen Otto des Ersten waren Schild, Schwerdt und die heilige Lanze, also genannt, weil einige Nägel von Christi Kreuz in ihr befestigt waren. Constantin soll sie ehemals geführt haben. Heinrich I. bekam sie vom König Rudolph von Burgund, theils durch Bitten, theils durch Drohungen, ja sogar durch Abtretung eines Theils von Schwaben. — Ist diese Lanze noch vorhanden? — und wenn sie noch vorhanden ist, wo lebt der fromme Fürst, der ein Dörfchen dafür abträte? — und wenn ein solcher lebt, würde sie ihn schützen?

Die

Die Gebrüder Hardman.

Vor dreyßig oder vierzig Jahren meynte jeder wohlhabende Bauer, sein Sohn müsse Theologie studieren. Das war ein Ehrenpunkt, den zu erreichen, fette Kälber und Buttertöpfe nicht geschont wurden; die Frau Rektorin stand sich gut dabey. Zog nun das Söhnlein von der Schule auf die hohe Schule, so mehrten sich die Kosten; die gespeicherten Scheffel wurden losgeschlagen, die alten Thaler erlöst, und nicht selten mit dem letzten, für das Alter gesammelten Sparpfennig, das Glück erkauft, den Herrn Sohn als Kandidat eine schaale Predigt halten zu hören. — Zwanzig Jahre später machte diese thörigte Bauern-Mode einer noch weit thörigteren Platz, die in allen Ständen um sich griff. Die Theologie war nicht mehr an der Tagesordnung, sondern die Schöngeisterey; jeder Jüngling war ein gebornes Genie, und eine Mutter hätte sich geschämt, wenn der Name ihres Söhnleins, des Herrn Studenten,

nicht wenigstens einige Musen-Almanache hätte zieren helfen. Noch zehn Jahre später war auch das nicht mehr genug; der junge Herr mußte selbst Romane oder Komödien schreiben, und die Schriftstellerey wurde eine Brodwissenschaft, auf die man sich recht eigentlich legte, von der man gemächlich leben wollte bis ins hohe Alter.

Das gieng auch so ziemlich, so lange die Deutschen Geld und Muße genug hatten, Alles zu kaufen und Alles zu lesen, was die jungen Genies ausheckten. Doch es kam eine Zeit, wo das Geld seinem Vaterlande, zwar nicht seufzend, aber doch klingend, den Rücken kehrte; wo die Muße von der Aufmerksamkeit auf die Lava der Weltbegebenheiten verschlungen wurde, und wo folglich die jungen Genies, sammt ihren Verlegern, sitzen blieben, wie junge Frösche in einem ausgetrockneten Teiche. Wie mancher mag es schon bereuet haben, daß er sein corpus juris oder seine Concordanz gegen Schlegels Athenäum vertauschte. Vielleicht hat es auch noch keiner bereut; denn es

geht

geht solchen Leuten gewöhnlich, wie dem Thomas Hardman.

Ein Londoner Bürger hatte drey Söhne, Thomas, Eduard und Georg. Der letztere, als der jüngste, wurde zu einem Uhrmacher in die Lehre gethan. Die beyden andern giengen in die Schule und von da auf die Akademie; „denn," sagte der Vater, „Gelehrsamkeit ist ein Erbe, welches kein Zufall oder Mißgeschick ihnen rauben kann, und habe ich die Jungen nur erst studieren lassen, so werden sie sich selbst forthelfen."

Sie studierten also. Eduard war ein sehr beschränkter Kopf, aber er lernte doch ziemlich mit; er pfropfte wenigstens sein Gedächtniß voll, und wurde als Collaborator in einer Schule angestellt, wo er täglich 9 Stunden gab, viel Staub verschluckte und jährlich 20 Pfund Sterling empfing. Thomas, ein Genie, sah mitleidig auf Eduard, und mit Verachtung auf Georg herab; er machte Verse, schrieb Romane, trug einen geflickten Rock und trank klares Wasser. Indessen war Georg Meister in seiner Kunst geworden, be-

schäftigte täglich zehn Gesellen, trank seinen Porter aus einem silbernen Becher, und lange zuvor, ehe seine Uhren ihm die letzte Stunde schlugen, hatte er ein artiges Kapital für seine Kinder zurückgelegt. Auch seiner Brüder vergaß er nicht, und lud sie oft freundlich ein. Eduard erholte sich gern bey ihm, fast wenigstens jeden Sonntag an seinem Tische, und schwemmte mit seinem Porter den Schulstaub hinunter. Thomas hingegen war nicht zu bewegen, sich zu dem Bruder Uhrmacher herabzulassen. Er machte eine herbe Satyre auf das Publikum, welches den Mann, der ihm das Zeitmaaß lieferte, besser bezahlte, als den, der ihm die Zeit so schön wegtändelte.

Wohl hat Rousseau Recht — und vielleicht in unsern Tagen mehr Recht als jemals — wenn er verlangt, daß man jeden Knaben, er sey welches Standes er wolle, ein Handwerk solle lernen lassen; denn nur ein Handwerk schützt, in jeder Lage des Lebens, von dem erniedrigendsten aller Schicksale: von fremder Gnade leben zu müssen.

Der

Der neue Heilige.

Im 16ten Jahrhundert lebte zu Paris ein Wundarzt, Therzy de Hery, der sich besonders durch glückliche Kuren der damals noch neuen Lustseuche hervorthat. Einst, an einem großen Feste, befand er sich in der Kirche von St. Denis, dem Begräbnißort der Französischen Könige, und zündete sehr andächtig eine Wachskerze auf dem Grabe Carl des Achten an. Man zupfte ihn beym Rock, und flüsterte ihm zu: Carl der Achte sey kein Heiliger gewesen. „Ey was geht das mich an?" erwiederte er ernsthaft, „diesem Könige habe ich mehr zu verdanken, als allen Heiligen des Paradieses zusammen genommen; denn Er war es, der jene Seuche nach Frankreich gebracht hat, durch die ich reich geworden bin."

Andreas Marwell.

Dieser Ehrenmann war zwanzig Jahre lang Parlamentsglied, arm, aber stets seinen Pflichten unerschütterlich treu. Durch Würden und Reichthümer hatte man den ächten Patrioten oft vergebens von seiner bessern Ueberzeugung abwendig zu machen versucht. Eines Tages hatte der König eine lange Unterredung mit ihm, die den Monarchen dergestalt für ihn einnahm, daß er am andern Morgen den Großschatzmeister Darby zu ihm sandte, um ihn zu gewinnen. Darby suchte lange nach seiner Wohnung, und fand ihn endlich am Strande, im dritten Stockwerk eines kleinen Hauses. Als Marwell den Lord Darby an seiner Thür erblickte, empfieng er ihn mit den Worten: „My„lord, Sie haben sich wohl verirrt?"

„Keineswegs," versetzte jener, „ich suche „Herrn Marwell, um im Namen des Königs bey „ihm anzufragen, worin Se. Majestät ihm nütz„lich seyn könne?"

„Ich

„Ich bin so reich,“ erwiederte Marwell lächelnd, „daß es nicht in des Königs Macht steht, „mich zu verbinden. — Ich kenne den Hof,“ fügte er ernsthaft hinzu, „wer dort erscheint und „empfängt, es sey was es sey, der macht ge„wissermaßen sich anheischig, für den Hof zu stim„men.“

Umsonst versicherte der Großschatzmeister, so sey es nicht gemeint; umsonst bot er ihm eine ansehnliche Stelle an; Marwell blieb dabey, er könne mit Ehren auch nicht die kleinste Gunstbezeugung annehmen, weil er dann entweder undankbar gegen den König, oder treulos gegen sein Vaterland werden müßte; er habe daher um nichts zu bitten, als daß Sr. Majestät ihn als einen Ihrer getreusten Unterthanen betrachten wolle. „Nun,“ sagte der Lord, „so werden Sie doch we„nigstens, als ein Geschenk, welches Sie zu nichts „auf der Welt verbindet, diese tausend Pfund „annehmen, welche der König mir befohlen, Ih„nen zu überreichen?“ —

Vergebens! auch seine Banknoten mußte der erstaunte Höfling wieder zu sich stecken, und doch war er kaum verschwunden, als Marwell sich genöthigt sah, ein Billet an einen Freund zu schreiben, um eine Guinee von ihm zu leihen.

Diese Anecdote ist aus der Geschichte Englands von Catharina Macaulay Grahum entlehnt. Ob es heutzutage noch viele Marwells im Brittischen Parlamente giebt?

Bizarrer Geschmack.

Wir haben ein großes und ein kleines Ideen-Magazin für Gartenliebhaber; überdieß trägt Jeder in seinem Kopfe ein Magazin, wenn auch nicht von Ideen, doch von Bilderchen, die er, mit oder ohne Geschmack, ausmahlt und zusammenstellt. Aber in keinem dieser Magazine findet man einen so bizar-

zarren Wirwarr, als auf dem Lustschloß des Prinzen von Palagonia, welches Houel in seinen Reisen beschreibt. „Ich hatte schon davon gehört," sagte er, „als von den phantastischsten und lächer„lichsten Durcheinander, das jemals gesehen „worden; aber meine Erwartung wurde dennoch „übertroffen."

Alles was Erde, Meer und Lüfte hervorbringen, Menschen, vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Pflanzen aus den verschiedensten Himmelsstrichen, fanden sich dort zusammengeworfen, ohne Ordnung, ohne Wahl, ohne Geschmack. Man hatte sich nicht mit erschaffenen Ungeheuern begnügt, (deren es leider genug giebt) sondern man hatte noch eine Menge dazu erfunden. Da gab es menschliche Figuren mit Flügeln, mit Floßfedern, mit Elephanten-Rüsseln, mit Schweinshauern, mit Geyerklauen, mit Affen- oder Fuchsschwänzen; und, nicht zufrieden mit solchen Verschönerungen, hatte man die Ungeheuer noch seltsamer herausstaffirt, mit Larven, Waffen, Instrumenten. Vier Spanische Soldaten von der

Größe

Größe des großen Christophs auf den Märkten mehrerer Hansestädte, bewachen eine ganz kleine Jungfrau. — Eben so närrisch war das Schloß inwendig möblirt. In einem halbrunden Gesellschaftssaale standen auch rechts und links die Sitze im halben Zirkel, doch nicht gegeneinander über, sondern so, daß die Sitzenden rechter Hand den Sitzenden linker Hand den Rücken zukehrten. Ueberdies waren diese Sitze alle so vorwärts gebogen, daß diejenigen, die sich ihrer bedienten, die Füße kräftig anstemmen mußten, um nicht herabzurutschen. Die Kronleuchter waren zusammengesetzt aus Füßen von Trinkgläsern, Flaschenhälsen, Barometer = Röhren. In einem Winkel stand eine Marmorbüste, von der einen Seite ein schönes Weib, von der andern einen Todtenkopf darstellend. — In einer Kirche war Christus am Kreutze in erhabener Arbeit an der Decke angebracht. Zu dessen Füßen hing perpendikulär der heilige Franziscus, und an einem langen Stricke zwischen den Beinen dieses Heiligen hing ein Kronleuchter herab. — Wir lachen. Aber wie? wenn

der

der Prinz von Palagonia nicht so albern gewesen wäre, als uns zu glauben beliebt? Wenn er blos die ihn Umgebenden kalt symbolisch hätte abbilden wollen? — Giebt es denn nicht wilde Eber, Geyer, Affen und Füchse genug unter den Menschen? Kehren sie sich nicht überall den Rücken zu? Sitzen sie nicht überall so abhängig, daß sie rutschen, wenn sie die Füße auch noch so kräftig anstemmen? Werden die glänzendsten Dinge nicht aus Bruchstücken zusammengesetzt? und die Büste, halb schönes Weib halb Todtenkopf, gleicht sie nicht der Freyheit auf ein Haar? — Auch über das winzig kleine, von Riesen bewachte Mädchen, und über den Strick, der dem heiligen Franziscus zwischen den Beinen herabhing, ließen sich Konjekturen machen, aber ich nehme mir nicht heraus, alle Ideen aufklären zu wollen, die ein Genie, wie der Prinz von Palagonia, erzeugte.

Thier-Liebe.

Es ist schlimm genug, daß man ein neues Wort schaffen muß, um die Barmherzigkeit gegen Thiere damit zu bezeichnen. Der Mangel des Wortes beweißt den Mangel dieser Empfindung. Freylich konnten wir auch wohl längst ein Wort ohne die Empfindung haben, wie das der Fall mit dem Worte Menschenliebe ist; aber es gab doch einst eine gute Zeit, wo Menschenliebe unter uns nicht ganz unbekannt war; mit der Thierliebe hingegen haben die Europäer sich nie befaßt; selbst die Engländer nicht, obgleich sie mit einigen thierfreundlichen aber unbefolgten Gesetzen sich brüsten. Indessen muß man bekennen, daß die Asiaten auf der andern Seite die Zärtlichkeit für Thiere ein wenig gar zu weit treiben. Die Banianen zum Beyspiel veranstalten jährlich an einem gewissen Tage einen ordentlichen Schmauß für die Fliegen; dieses niederträchtigste aller Insekten, weil noch kein Naturforscher die Frage mir hat beantworten können: wozu es nützt?

nützt? sondern weil es blos zu leben scheint, um Alles zu benaschen, Alles zu beschmutzen und Jedermann im Schlaf zu stören. Nun, für diese abscheulichen Fliegen decken die Banianen ausdrücklich alle Jahre eine Tafel, die sie in vielen flachen Schüsseln, mit gezuckerter Milch besetzen, und immer bey der Hand sind, jeder Schmarutzerin, welche zu ersaufen in Gefahr kommt, schnell heraus zu helfen. — Zu einer andern Zeit wandern diese närrischen Banianen wohl zwey und drey Meilen weit im Felde der Kreuz und Queer, mit einem mit Reiß angefüllten Sack unter dem Arme, suchen Ameisenhaufen, und werfen auf jeden eine Hand voll Reiß. — Sie nehmen sich sogar der Wanzen, Flöhe und anderer blutsaugenden Insekten brüderlich an; und haben ordentlich ein Hospital für sie errichtet. Da miethen sie von Zeit zu Zeit einen armen Teufel, der für eine gute Belohnung sich entschließt, eine Nacht in einem solchen Hospital zuzubringen, und mit seinem Blute das Geschmeiß zu füttern; allein er wird fest gebunden bis zum Morgen, daß er sich

nicht

nicht rühren, und folglich die eingeladenen Gäste nicht stören kann. Bey uns sind dergleichen Anstalten blos für Menschen errichtet worden.

Der Reisende inkognito.

Ein Prinz Conti reiste einst inkognito durch Lyon. Man hielt ihn an, man führte ihn zum Bürgermeister, der sehr neugierig war. „Mein Freund," redete dieser ihn an: „was sagt man Gutes in „Paris?" — Messen, antwortete der Prinz. — „Nicht doch, ich meine, was macht da „jetzt den meisten Lärm?" — Die Fiacres auf den Straßen. — „Man verstehe mich recht, „ich will wissen, was es Neues giebt?" — Grüne Erbsen. — „Wie nennt man euch, mein Freund?" fuhr der Bürgermeister heftig heraus. — Narren, erwiederte der Prinz, nennen mich mein Freund, bey Hofe heiße ich Prinz Conti.

Ende des fünften Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Kleine Romane, Erzählungen, Anecdoten und Miscellen

Bd.: 5

Leipzig (1809)

P.o.germ. 768 o-5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112952-9